



Gustav Freytags Briefe an Albrecht von Stosch

Gustav Freytags Briefe an Albrecht von Stosch

Herausgegeben und erläutert
von
Hans F. Helmolt



Stuttgart und Berlin 1913
Deutsche Verlags-Anstalt

Druck der
Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart
Papier von der Papierfabrik Salach
in Salach, Württemberg

Vorwort

Im Besitze der Stieftochter Freytags, des Fräuleins Hermance Strakosch-Freytag, befindet sich ein Konvolut von 426 Originalbriefen Gustav Freytags, von denen die weitaus meisten an einen seiner treuesten Freunde, den General und Admiral Albrecht v. Stosch, mehrere an dessen Gattin, einer an Alfred v. Gutschmid und einer von diesem an ihn, einer von Bennigsen an Freytag und zwei von ihm an Herrn v. Holtzendorff gerichtet sind. Von den mehr als 400 Briefen Freytags an Stosch berühren mindestens sieben Achtel politische und literarische Angelegenheiten; 368 sind hier entweder vollständig oder in ihren wichtigsten Sätzen wiedergegeben.

Einen geringen Teil der Antworten Stoschs an Freytag hat Herr Hauptmann a. D. Ulrich v. Stosch in den „Denkwürdigkeiten des Generals und Admirals v. Stosch“ (Stuttgart 1904), die nur bis Ende 1871 reichen, veröffentlicht; die entsprechenden Stücke aus der Feder Freytags sind in der vorliegenden Ausgabe aus einleuchtenden Gründen absichtlich bevorzugt. Wie es kommt, daß Herr v. Stosch in der Lage war, abgeschickte Briefe seines Vaters zu edieren, während ich die entsprechenden Stücke Freytags unter den Händen habe, das erklärt sich teilweise aus dem Anfang des Briefes vom 20. November 1883, teilweise aus folgendem Satz im Nachworte des Herrn v. Stosch:

> „Mein Vater erbat sich in seinen alten Tagen von seinen Freunden die Briefe, die er geschrieben, zurück, um sie als Unterlage für eine Selbstbiographie zu benutzen.“

Von der Stieftochter Freytags erhielt ich hierzu die Mitteilung, daß Admiral v. Stosch ihrer Mutter die Briefe Freytags kurz nach dessen Tode geschenkt hat, während er seine eigenen Briefe, die Freytag einst ihrer Autographensammlung überwiesen hatte, zurückerhielt.

Daß wir nicht den gesamten Briefwechsel zur Verfügung haben, erhellt z. B. daraus, daß der Brief, auf den v. Stosch unterm 18. Februar 1867 antwortet („Denkwürdigkeiten“, 1904, S. 125 f.), nicht mehr vorhanden ist, und dann auch aus folgender Stelle:

> Wiesbaden, 18. Mai 1886.
>
> „Lieber Freund! Der Brief ist verbrannt. Die übrigen Briefe von Ihnen, welche ich noch habe, liegen im Verschluß in besonderer Enveloppe, damit sie Ihnen vorkommendenfalls eingehändigt werden können. Vorsicht ist immer gut.“

Schon daraus geht deutlich hervor, daß wir es mit einem Briefwechsel zwischen zwei aufrechten Männern zu tun haben, die ihre nicht immer optimistischen Ansichten über den Lauf der Dinge in Deutschland rückhaltlos austauschten, weil sie wußten, daß jeder von beiden beim anderen auf Verschwiegenheit zählen durfte. Trotzdem kann eine mit Takt besorgte Ausgabe darauf rechnen, daß sie durchaus im Sinne Gustav Freytags gewesen wäre. Als Freytag 1889 seine Erinnerungsblätter „Der Kronprinz und die deutsche Kaiserkrone" bei seinem Verleger S. Hirzel in Leipzig hatte erscheinen lassen, mußte er sich lebhafte Anfeindungen gefallen lassen. Er schreibt hierüber an Stosch unterm 7. November 1889 aus Wiesbaden folgendes:

> „Vielen guten Leuten ist schmerzlich, daß ihnen das Idealbild, welches sie seit zwanzig Jahren von ‚unserm Fritz' im Herzen getragen haben, einigermaßen gestört ist, und sie urteilen: ‚Es mag ja so sein, aber er hätte es doch nicht sagen sollen.' Das ist echt deutsch."

Die hierin geoffenbarte Gesinnung unerschrockener Wahrhaftigkeit, eines freien Mannes Wort, das noch heute zur Einkehr mahnt, soll auch uns beim Darbieten und Genießen Leitstern sein.

Wie Freytag als Freund zu Stosch stand und was er von ihm hielt, dafür zeugt einwandfrei die Art, wie er ihn und das Verhältnis zu ihm 1886 in die „Erinnerungen aus seinem Leben" einflocht. Er sagt dort:

> „In der Zeit, in welcher sich Preußen für seine kriegerische Tätigkeit rüstete, machte ich an mir selbst die Erfahrung, daß ich viel zu wenig von militärischen Dingen verstand, und ich versuchte diesem Mangel abzuhelfen, soweit dies einem früheren Armeereservisten möglich war. Ich begann eifrig Militärisches zu lesen. Daraus wurde eine dauernde Neigung, die meiner Büchersammlung eine neue Abteilung zuführte. Auch im Verkehr mit gescheiten Offizieren suchte ich mich über mancherlei zu unterrichten, was dem Laien aus Büchern nicht verständlich wurde. Unter diesen Bekannten wurde mir v. Stosch, zu jener Zeit Chef des Generalstabs im IV. Korps, besonders wert. Er galt für einen Offizier, welcher zu großen Hoffnungen berechtigte."

Und nachdem er Stoschs Leistungen in den Kriegen von 1866 und 1870/71 wie seine unvergänglichen Verdienste aus jenen elf Jahren, da er unserer Kriegsmarine vorstand, gebührend gewürdigt hat (vgl. die Briefe vom 3. Februar 1887 und vom 20. April 1895), fährt Freytag fort:

> „Allen diesen Erfolgen einer ungewöhnlichen Menschenkraft bin ich mit Freundesanteil gefolgt. Wir tauschten zuerst Bücher und unsere Urteile darüber aus. Daraus entstand ein regelmäßiger Briefwechsel .... Auch in einigen großen Stunden unseres Lebens standen wir nicht weit voneinander: während der Schlacht von Sedan kam er vom Standpunkt des Königs zu

uns herüber auf die Höhe von Doncherry . . . Wenn wir jetzt als treue Nachbarn am Rheine unsere Ansichten über Vergangenes und Gegenwärtiges vergleichen, habe ich noch immer den Genuß, zu merken, wie gut die Urteile zusammenklingen, welche das Leben in zwei Männern von so verschiedener Anlage und so verschiedenem Berufe zur Reife gebracht hat."

Nicht unwesentlich hat dabei wohl der Umstand mitgewirkt, daß die beiden Freunde nahezu gleichalterig waren: Gustav Freytag war am 13. Juli 1816, Albrecht v. Stosch am 20. April 1818 geboren. Und der Tod hat beide Getreuen rasch nacheinander (am 30. April 1895 — am 29. Februar 1896) heimgeholt. Fast genau dasselbe Verhältnis nach Lebensdauer und Gesinnung wie das von Freytag zu seinem „Dux", Herzog Ernst II. von Sachsen-Koburg und Gotha.

Wie Stosch über Freytag dachte, darüber gibt folgende Betrachtung aus den „Denkwürdigkeiten" Aufschluß:

> „Gustav Freytag habe ich schon erwähnt. Ich hatte seine Bekanntschaft im Holtzendorffschen Kreise [zu Gotha] gemacht. Sein Verständnis für rein Militärisches mag sich mit dem meinen für reine Poesie ungefähr die Wage gehalten haben; auf diesen Spezialgebieten würden sich also wohl unsere Wege nie gekreuzt haben, und die politische Tätigkeit des ungebundenen Journalisten konnte den Offizier nicht zur Nachfolge reizen. Wohl aber übte die geistige Sphäre des bedeutenden und sehr liebenswürdigen Mannes einen großen Zauber auf mich aus, und die Ehrlichkeit seiner Gesinnung konnte nicht verfehlen, mich mächtig anzuziehen. Auf dem Krankenlager [seit 3. November 1863] hatte ich, um die Zeit auszufüllen, viel gelesen und auch meine ersten schriftstellerischen Versuche gemacht . . . Freytag stutzte sie zurecht, wo meiner ungelenken Feder die Klarheit versagte. Ich wieder war imstande, ihm aus meiner Sphäre manches Interessante zu vermitteln, und so ergab sich aus der beginnenden Korrespondenz ein dauernder Austausch, aus dem ein jeder Nutzen zog, und bei dem auch das Herz nicht leer ausging. Heut noch [1889], nach fünfundzwanzig Jahren, sind die Beziehungen die gleichen, und ein freundliches Geschick hat uns im Alter wieder zu Nachbarn gemacht."

Daß ein derart inniger Meinungsaustausch weder auf den einen noch auf den anderen ohne Wirkung sein konnte, leuchtet ein. Bei aller Schärfe seiner besonnenen Urteilskraft gestaltete und wandelte sich Freytags Weltanschauung unter dem Einfluß eines ausgedehnten Briefwechsels und, wie's jedem so geht, unter dem der wechselnden Zeiten. Dies an der Hand der Briefe an Stosch zu verfolgen, hat einen eigenen Reiz. Im übrigen verweise ich für Freytags Wendung von dem vorgeschrittenen Liberalismus mit der eigentümlichen Note, die ihm der Gothaer Hof seit 1852 aufgeprägt

hatte, zum Rechtsnationalliberalismus auf die zutreffende Analyse, die der Anfang 1908 verstorbene Julius v. Eckardt in seinen „Lebenserinnerungen" (Leipzig 1910, I, S. 96 ff.) von Gustav Freytag und seinem Leipziger Kreise geliefert hat. Herr v. Eckardt, im Oktober 1866 von Freytag als politischer Redakteur der „Grenzboten" angenommen, hat diesen Posten kurz nach Mitte Mai 1867 angetreten und bis in den März 1870 hinein innegehabt. Wie Freytag über seinen Mitarbeiter gedacht hat, das möge zunächst folgende Briefstelle belegen. Gegen den Schluß eines undatierten, wegen seiner Anspielungen auf den Welfenfonds usw. aber in den Spätherbst 1867 zu setzenden Bruchstückes schreibt Freytag an Stosch:

> „Hat mein lieber General Zeit, so empfehle ich Studium der Ostgrenzen. Die Aufsätze in den ‚Grenzb[oten'] haben den Zweck, über diese Verhältnisse vorläufig zu instruieren. Das ist eine Pflicht der Presse, und habe in diesem Hintergedanken mir einen Livländer hergenommen. Er schreibt nicht elegant, aber er ist ein tüchtiger und zuverlässiger Mann, der in seiner Heimat auch den Takt in Behandlung schwerer Fragen gelernt hat, der in dem freieren Deutschl[and] der Presse nicht immer zu Gebote steht."

Freytag hat sich in diesem Livländer nicht getäuscht. Dies belegt auch der Brief vom 18. Februar 1870, den ich ob seines allgemein interessierenden Inhalts inmitten der chronologischen Abfolge zum größten Teile wörtlich bringe.

* * *

Ein Punkt verdient noch besondere Beleuchtung: die Frage, welchen Grad der Treffsicherheit Gustav Freytag, als Publizist sozusagen beruflich dazu genötigt, im Kombinieren politischer Verwicklungen und im Vorhersagen ihrer mutmaßlichen Wirkungen bewahrt habe. Obwohl wir als Epigonen davon absehen müssen, bequem ex eventu dem Propheten grobe Irrtümer nachzuweisen, so erkennen wir doch aus mancher Einschätzung drohender oder sonst bevorstehender Dinge unschwer das doktrinäre Vorurteil heraus, das eine gewisse selbstgewollte und nicht ohne Starrheit festgehaltene Beschränkung (vgl. v. Eckardt, I, 65 ff.) verschuldet hatte. (Vgl. hierzu z. B. die Briefe vom Ostersonntag 1870 und vom 19. April 1881.) Auch die zähe Lebenskraft der Türkei hat er gelegentlich stark unter-, die Möglichkeit eines Krieges gegen Rußland oft, so noch im August 1886, überschätzt. Im allgemeinen aber beschied sich Freytag, wie er am 15. August 1877 an v. Stosch schreibt, mit der tröstlichen Wahrnehmung, „daß über und aus den leidenschaftlichen Forderungen der Streitenden der Weltgeist ganz still, vernünftig und naturnotwendig sich etwas Neues schafft, was zu der menschlichen Vernunft besser stimmt als das Alte". Immerhin fesselt einen stets die geistreiche Form, womit Freytag seine Prophetien begründet; mit ihnen das tatsächlich Gewordene zu vergleichen, bereitet wirklich Vergnügen. So will er vom Imperialismus der Zollern nichts wissen — gleichzeitig aber versucht er es, einem

königlichen Sachsen zu verbieten, ebenso zu denken! Trotzdem erhoffte er vom Kaisertum eine Abnahme der partikularistischen Bestrebungen; unterm 19. Dezember 1874 schreibt er an Stosch:

> „Zuletzt überwächst das Reich alle diese lokalen Antipathien, welche schon deshalb schwächlich bleiben, weil der Verstand unablässig gegen sie reagiert. Denn das Reich ist ja zugleich die beste Lebensassekuranz der regierenden Familien."

Hierin urteilte v. Stosch entschieden objektiver (vgl. seine „Denkwürdigkeiten" S. 222 und 250).

Unter diesem Gesichtspunkte möge man namentlich Freytags oft sehr schroffe Verurteilung Bismarckscher Handlungen auf sich wirken lassen; auch hierfür bieten v. Eckardts „Erinnerungen" (I, 101 ff.) eine erschöpfende Erklärung. Hier und da artet Freytags Stellungnahme direkt in Ungerechtigkeit aus. Ja, das Verhältnis zu Bismarck — hier gilt es für den Herausgeber ein Bekenntnis abzulegen.

Mir bedeutet Bismarck, sein Name, sein Wesen und Wirken den Inbegriff des deutschen Helden der jüngsten Vergangenheit schlechthin. Wenn ich sage: des deutschen Helden, dann meine ich einen Deutschen in seiner ganzen Größe mitsamt seinen Mängeln und Irrtümern — sonst wäre es eben ein blutloser Schemen, ein Phantasiegebilde ohne Knochen und Kanten. Der vollkommene Deutsche hat stets etwas vom Hagen an und in sich. Allzu leicht sind wir anderen geneigt, uns einen theoretischen Heroen zu konstruieren, an solchem Maßstabe die Großen der Geschichte zu meistern und dann kleinlich zu klagen, wenn sie hier und da versagen. So ist's auch dem politisierenden Theoretiker und streng kritisierenden Wahrheitsfanatiker Freytag ergangen (vgl. z. B. seinen Brief vom 6. November 1881). Offenbar geht er von dem unhaltbaren Leitsatz aus: „Nach meinem Dafürhalten hätte Bismarck, wäre er wirklich ein idealer Staatsmann, so und nicht anders denken, handeln und gewähren müssen." Das ist a priori falsch und ungerecht; wenn ich auch hierin nicht so weit gehe wie z. B. der allzu schroff und einseitig urteilende Georg Boetticher im „Bismarck-Bund" XI, 1, S. 8/9. Wie hat sich, um ein naheliegendes Beispiel anzuführen, Herzog Ernst II. von Sachsen-Koburg und Gotha gewandelt zwischen dem März des Jahres 1866 und dem des Jahres 1890! Dort der gegen Bismarcks kleindeutsche Problemlösung lebhaft agitierende Freund Österreichs, hier der durch des Reichskanzlers Verabschiedung in schwere Sorge versetzte Bundesfürst. Auch Freytag hat sich solcher Einsicht durchaus nicht ganz verschlossen; Belege dafür sind die Briefe vom 6. Juli 1869, 18. Mai 1871, 4. Januar 1873, 24. Februar 1875, 27. März 1885, 30. März 1895 und in vielleicht noch höherem Grade die drei Briefe vom 24./25. Februar 1873, 18. April 1875 und 10. Januar 1878, worin er dem mit Bismarck kämpfenden Freunde klug abwägende und versöhnlich vermittelnde Ratschläge sine ira et studio erteilt. Andererseits darf man eben wegen des Umstandes, daß Freytag oft über das

Ziel hinausschießt (vgl. z. B. seine Äußerung vom 17. Juni 1885 über den Prinzen Friedrich Karl von Preußen), seine Kritiken getrost wiedergeben; weil man weiß, daß man ohne weiteres Abstriche davon machen muß, wirkt ihre Heftigkeit nicht so verstimmend, wie das sonst wohl der Fall wäre.

Gott sei Dank, daß wir es nicht mit eingebildeten Göttern und selbstkonstruierten Halbgöttern zu tun haben, sondern mit Männern aus Fleisch und Blut! Mich stimmt — z. B. bei Luther — die Erkenntnis, daß gelegentlich grobe Mißgriffe begangen wurden, nicht nachdenklich noch trübselig — im Gegenteile: Das glanzvolle Gesamtergebnis erhöht sich mir nur, wenn ich berücksichtige, daß trotz alledem und alledem, d. h. durch einen mit allen Fehlern des furor teutonicus behafteten Sterblichen, solch ein imponierendes, im historischen Sinne harmonisches Kunstwerk hat geschaffen werden können. Je gescheiter und zäher die Gegner, desto wuchtiger der Ruhm und das Verdienst, dennoch über sie schließlich obgesiegt zu haben.

Von solchen Gesichtspunkten aus, die gerade unserem durch übertriebene Ängstlichkeit entnervten Zeitalter doppelt not tun, soll man an die Lektüre und Einschätzung der vorliegenden Briefe herangehen. Nach allem, was der Herausgeber in früheren Jahren, namentlich in Gestalt eines Beitrags zu Hans Meyers „Deutschem Volkstum", veröffentlicht hat, darf er wohl beanspruchen, daß man ihm schlicht glaube, wenn er versichert, daß ihn weder die klägliche Sucht, um jeden Preis zu nörgeln und einen gewaltigen Heroen verkleinern zu helfen, noch etwa die Felonie, den eigenen Landsleuten wehezutun, beim Auswählen und Erläutern geleitet hat. Geführt hat ihn nur die freudige Genugtuung darüber, daß es ihm vergönnt war, einen nicht unnützlichen Spatenstich zur Vertiefung unserer Erkenntnis eines der an echten Charakteren reichsten Abschnitte der deutschen Geschichte zu tun.

Andererseits war ich zu mehreren Malen keinen Augenblick zweifelhaft, daß für gewisse in den Originalen mitgeteilte Vorgänge und Vermutungen die Zeit zur Veröffentlichung noch nicht gekommen ist. Es gibt nun einmal vaterländische Imponderabilien, deren sowieso geschmälerter Vorrat noch nicht weiter angegriffen werden darf, als es von Berufenen und mehr noch von Unberufenen bereits geschehen ist. Dazu sei jedoch angemerkt, daß die eine Weglassung markierenden Punkte (. . .) durchaus nicht etwa überall das Hinweggleiten über eine heikle, staatsgefährliche oder sonst peinliche Stelle verraten und erleichtern, sondern sehr oft bloß sagen wollen, daß Familiäres, dem Leser von heute Gleichgültiges weggelassen werden mußte. „Man trägt sich," so schreibt Freytag seiner „Ilse" unterm 4. August 1888 nach dem Wiederdurchlesen seiner eigenen Briefe an Normann, „in den Briefen gern zu sehr vor. Dieselben Redewendungen erscheinen immer wieder und verlieren in der Wiederholung die Frische. Was während der Korrespondenz selbst weniger bemerkbar wird, weil es sich auf Jahre verteilt, das erscheint beim Hintereinanderlesen als lästig, und was in Wirklichkeit eine gewisse Trägheit der Phantasie ist, das wird im schnellen Durchlesen vieler Briefe zur Armut

des Schreibenden." Diesen Eindruck ja nicht aufkommen zu lassen, war eine der hauptsächlichsten Sorgen des Herausgebers. Doch durfte auf der anderen Seite der bezeichnende Einschlag von harmlos plauderndem Humor nicht ganz ausfallen: „Müde werden heißt im Grunde nichts weiter, als arm werden an Fröhlichkeit und an Teilnahme für die kleinen Genüsse des Tages" (Freytag, am 26. September 1878). Gerade die köstliche Mischung von hoher Politik mit scherzhafter Beleuchtung des Alltags macht den Briefaustausch zwischen Freytag und Stosch so anziehend.

In den Anmerkungen glaube ich — mit Maßen — alles erläutert zu haben, das als zeitgenössische Anspielung nicht von jedem ohne weiteres verstanden werden könnte oder inzwischen der Vergessenheit anheimgefallen ist. Die Geschlossenheit in der äußerlichen Anordnung der Erläuterungen hinter dem nirgends unterbrochenen Text erlaubt dem Kenner ihr Überschlagen beim ersten raschen Lesen. Die verdienstvolle Beigabe eines die wichtigsten Namen knapp nachweisenden Registers verdanken wir dem Verlage.

Bremen, am 19. April 1913.

Dr. Hans F. Helmolt.

1.

G[iebleben], 12. April 1864.

Lieber Freund!

Von Crowe[1]) ist ein Artikel für die G[ren]zb[oten] eingelaufen, der sich hoffentlich sehr stattlich ausnehmen wird: die Entstehung der Ölmalerei in Italien; er behandelt einen sehr dunklen Punkt unserer Kunstgeschichte in ernster und eingehender Weise und wird bei der kleinen Gemeinde unserer Kunstkenner Aufsehn machen.

Das kommt meiner geheimen Redaktionsmühe vortrefflich zu Hilfe. Und da Sie ein Mitgefühl mit meiner Situation nicht verleugneten, so melde ich Ihnen auch, daß ich wieder die Freude gehabt habe, von der unbekannten Hand zwei vortreffl[iche] Militärbriefe zu erhalten.

Die Briefe machen Aufsehn. Der Gebieter dieses Landes, der mich frug,[2]) woher, und dem ich sagte, daß ich selbst nicht im Geheimnis sei, behauptete zuverlässig, daß sie vom General Schlegell herrühren müßten, das sei der einzige, der so die preuß[ische] Kriegführung aufzufassen vermöge. — Sie mögen denken, wie wertvoll den Grenzb[oten] eine regelmäßige Fortsetzung sein würde. Und ich darf wohl sagen, daß solche Urteile auch für die allgemeine Auffassung über die Tüchtigkeit der preußischen Armee von hohem Wert sind. Nicht am wenigsten bildend für unsere Offiziere, von denen freilich fast nur die Artillerie sich der regelmäßigen Lektüre der Wochenschriften hingibt. Aber sie dringen durch das Medium der Zeitungen, welche nachdrucken und solches Urteil für sich adoptieren, von allen Seiten in das Publikum.

Der letzte Brief des Unbekannten eröffnet mir die Aussicht, möglicherweise auch über den Polnischen Krieg eine Beurteilung zu erhalten. Wie hochwillkommen eine solche wäre, brauche ich Ihnen nicht zu sagen. Es ist ein journalistischer Kunstgriff, daß man sehr ungern einen Titel aufgibt, welcher einmal die Aufmerksamkeit des Kalibans Publikum auf sich gezogen hat. Da nun diese Briefe einmal unter dem Titel: „Militärische Briefe über Schleswig" von den Lesern gesucht werden, so wäre recht hübsch, wenn der Zufall wollte, daß der Unbekannte für alles, was er irgend den Grenzboten gönnen will, diese Überschrift beibehielte. Sie wäre vollständig gerechtfertigt, falls er auch nur im Anfang einige Zeilen über die Wochenereignisse oder auf das Kriegstheater bezüglich voranschickte und darauf sagte, was ihm irgend angenehm ist. Es wird alles mit Dank vom Publikum aufgenommen.

Und ein Übergang ist leicht zu finden; z. B.: Unterdes soll wieder von der Freiheit Gebrauch gemacht, die diese Briefe sich öfter genommen, und

in Vergl[eich] und Gegensatz ein ganz anderes Kriegstheater und andere Verhältnisse besprochen werden, an denen Preußen einen ernsten Anteil genommen, wenn auch nur als — nicht unparteiischer — Beobachter. So etwas. Doch ist das alles Nebensache, und jeder andere Titel ist zuletzt auch recht.

Ich kann unserer modernen Kriegführung gegenüber eine Ansicht nicht los werden, die mir allerdings aus der Lektüre der Römer und vom Mittelalter hergekommen ist. Daß jeder Soldat statt des Säbels eine Axt oder ein Handbeil tragen sollte. Es ist ein so nationales Instrument. Bei hundert Gelegenheiten: Dorfgefecht, Wald, Verhau auch militärisch zu verwerten. Und was damit ein wenig zusammenhängt: Es ist wahr, unsere ganze Kriegführung ist gegen defensive Stärken und eine Taktik der lokalen Hindernisse. Aber dies in weitester Ausdehnung zugegeben, wäre eine größere Anwendung leichter Erdarbeiten nicht auch bei unserer Schlacht in vielen Fällen Erfolge bereitend: Wenn ein Dorf festgehalten werden soll, Kavallerieumgehung verhindert, würde da nicht auch unsere Infanterie durch Axt und Spaten sich bei größerer Übung Vorteile verschaffen?

Was ich auch von einem Wohlkundigen sehr gern vernehmen würde, und Publikum mit, das wäre ein detailliertes Urteil:

1. Über die Ausbildung des preußischen Soldaten, ihr Gutes und ihre Mängel.

2. Die Methode des Angriffs im franz[ösischen] Heer, die Furie der Franzosen und wie ihr zu begegnen. Ich denke dabei an die entmutigende Denkschr[ift] des Prinzen Friedrich Karl.[3])

3. Ist es wünschenswert, unsere Jäger zu bewahren?

4. Die Kavallerie, ihre Bedeutung im modernen Krieg, und ob ihre verschiedenen Gattungen zu erhalten, nebst Charakteristik ihrer Vorzüge und Mängel.

Mein Hintergedanke ist, daß diese Ansichten doch einmal praktische Bedeutung gewinnen werden und daß es immerhin wünschenswert ist, ihnen das Terrain zu ebnen. Wenn auch nur bei der Zukunft Preußens, von der ich annehme, daß sie diese Artikel mit stiller Freude liest.

Da haben Sie Wünsche einer Red[aktion] ins Blaue. Von Herzen

Ihr getreuer

Freytag.

2.

Leipzig, 9. Januar 1865.

Sehr geehrter Herr!

Für Ihre beiden Briefe sage ich Ihnen herzlichen Dank. So freundlicher Anteil tut wohl u[nd] ermuntert. Wenn ich Ihnen statt einer Antwort nur ein Stück des Romans[4]) gesandt, so bitte ich artig, auch diese Sendung für einen Gruß zu halten, es ist doch auch ein Partikel meiner Seele.

Ich war hier mit unwillkommenen Arbeiten überhäuft, welche durch eine Verwirrung in der Redaktion der Grünen[5]) wenigstens zum Teil entstanden sind. Entschuldigen Sie deshalb auch die Verspätung der Absendungen. Der stellvertretende Redakteur ist verreist, die Hefte sind nicht an Freund H[oltzendorff] gesandt worden. Ich lege sie bei. In einer der nächsten N[umme]r[n] kommt die Kampagne von 63. Es wäre sehr schön, wenn Ihre Güte recht bald auch 64 dem Blatt gönnen wollte ...

... Es ist das neue Werk von Treitschke,[6]) welches viel Rumor macht. Sie werden an vielem daran Ihre Freude haben u[nd] den Verfasser liebgewinnen. Nr. 1 der Grenzb[oten] enthält eine von mir geschriebene Anzeige des Buches, zur Orientierung über den Verfasser lege ich auch diese N[umme]r bei. Treitschke ist Sohn des K[öniglich] Sächs[ischen] Generals Treitschke, eines der unglücklichen sächs[ischen] Offiziere, welche von Blücher 1814 rauh aus der Kampagne zurückgeschickt wurden, obgleich sie auch ihren deutschen Patriotismus hatten, daher ein starker Gegner preußischer Ansprüche, sein Sohn ihr leidenschaftlichster Vorkämpfer; Vater u[nd] Sohn lieben sich zärtlich, beide edle Naturen, aber beide unglücklich durch diesen Gegensatz ihres Idealismus.

Sie schreiben mir zu wenig über Ihr Befinden, und doch bin ich noch nicht ganz ohne Sorge. Lassen Sie mich recht bald etwas darüber wissen, denn ich wünsche Sie unserem Staat und Heer zum Heil wieder im Dienst; auch Sie gehören zu den Guten, welche die Hoffnung frisch erhalten.

Daß Ihnen der letzte Teil des Romans[4]) nicht mißfallen, freut mich. Das Buch fordert die Urteile nach vielen Richtungen heraus, und ich wünsche, daß meine lieben Deutschen ihm Haß u[nd] Neigung zuwenden. Vorläufig lesen sie's zur Zufriedenheit meines Verlegers.

Haben Sie die Güte, Ihrer Frau Gemahlin meine Huldigungen zu Füßen zu legen, erhalten Sie gütiges Wohlwollen Ihrem

treu ergebenen

Freytag.

3.

Leipzig, 27. Januar 1865.

Hochverehrter Herr und Freund!

... Da ich heut mitten aus geschäftlicher Korrespondenz schreibe, beschränke ich mich auf Bitten. Sie haben das „Leben Gneisenaus"[7]) durchgelesen; wäre Ihnen recht, darüber etwas zu schreiben? Ihr männliches Urteil würde nicht nur mir sehr wertvoll sein. Es braucht kein langer Auf[s[atz zu] werden, wenn Sie kurz das Fazit ziehen wollen. Scheint Ihnen genehm, ein Referat über seine Lebensschicksale nach dem bis jetzt erschienenen einzufügen, so ist auch das angenehm. Ich würde Ihnen, im Fall Sie darauf eingehen, das betreffende Exemplar sogleich zusenden. Es ist alter Brauch, daß das Ex[emplar] dem gehört, welcher darüber schreibt, und müßten Sie sich das gefallen lassen ...

4.

Leipzig, 30. Januar 1865.

Geehrter lieber Herr u[nd] Freund!

... Daß Sie den Gneisenau[7]) besprechen wollen, ist mir sehr lieb. Soeben erhalte ich drei Bände eines Briefwechsels zwischen dem Klatschweib Varnhagen und Oelsner,[8]) wahrscheinlich des Aufschneidens nicht wert, ich wage nicht die Zumutung, daß Sie Ihre Zeit damit hinbringen; sollten Sie doch aus einem Grunde sich dafür interessieren, so steht dies neue Opus aus dem Papiersack von Frl. Ludmilla Assing zu Ihrer Disposition. Die fehlenden Bände schicke ich, sobald sie eintreffen. Mit der Rücksendung beeilen Sie sich nicht. Haben Sie irgendwelche literarischen Wünsche, so wird es mir besondere Freude machen, wenn Sie mich davon in Kenntnis setzen wollen. Habe ich die Bücher nicht selbst, so vermag ich sie doch wahrscheinlich leicht zu erreichen.

Also Oberst? Es ist mir sehr recht. Der Irrtum entstand daher, daß ich Sie in meiner neuesten Rangliste der Pr[eußischen] Armee noch als Major aufgeführt finde. Sie lagen damals zu Striegau in Garnison und befehligten die Grenadierkompagnie des Regiments Strachwitz mit dem Vorzug, auch das aus den Regimentern Steinwehr und Strachwitz zusammengestoßene Grenadierbataillon zu befehligen. Da diese Rangliste aus dem Jahre 1804 ist, hielt ich es für zeitgemäß, Sie um eine Rangstufe zu erhöhen. Indes sehe ich, es ist in diesen Rang- und Stammverzeichnissen überhaupt große Konfusion. Denn ich finde Sie in noch früherer Zeit gegen alle Ordnung u[nd] Kriegsgebrauch wieder in höherer Charge. Wenn nämlich wahr ist, daß Friedrich II. Ihnen 1742 nach der Schlacht bei Czaslau die Hälfte des Dragonerregiments Wardeck als neues Regiment verlieh. Damals soll mein verehrter Freund Stosch auch schon Oberst, später Generalmajor gewesen sein. Es ist betrübend, wie leichtsinnig dergleichen offizielle Notizen in die Welt gesandt werden.

Zunächst muß ein Feldmarschall daraus werden, damit diese Unsicherheit, welche bei Ihnen seit zwei Jahrhunderten eintritt, endlich zur Ruhe gebracht wird, und die Nachwelt weiß, wie sie schreiben soll.

Mit dieser Forderung an die Welt, mit Huldigungen, welche ich in stiller Dankbarkeit Ihrer Frau Gemahlin zu Füßen lege, und mit treuer Ergebenheit gegen Sie

Ihr getreuer

Freytag.

5.

Leipzig, 10. Februar 1865.

Sehr geehrter Herr u[nd] Freund!

... Für den Gneisenau[7]) danke ich sehr. Ihre Ansicht über Pertz' Buch teile ich vollkommen, u[nd] ich wäre erfreut gewesen, wenn Sie eine Charakterskizze des Verstorbenen gewissermaßen als Ergänzung hätten ausführen wollen.

Sie würden dazu in mehrfacher Hinsicht besser unterrichtet sein als wir anderen. Indes kann das auch bis nach dem zweiten Teil bleiben, der Ihnen auch mehrfache Gelegenheit geben würde, die militärische Seite zu behandeln. Was Sie geschrieben haben, ist gut; daß ich mir die Freiheit genommen, Ihr Urteil am Ende noch etwas breiter auszuführen, ist aus Rücksichten der Zweckmäßigkeit geschehen. Ein Aufsatz, sei er groß oder klein, wirkt nur dann entsprechend auf den Leser, wenn er das Resultat am Schluß mit einer gewissen Ausführlichkeit und Energie zusammenfaßt ...

... Über Gervinus [9]) urteilen Sie mild. Diese langstielige Professorenweisheit, welcher leider oft die Gründlichkeit fehlt, hat etwas Einschläferndes. Er ist ein Mann, der in dem Streben, sich groß und rein zu halten, bei empfindlicher und isolierter Persönlichkeit zuweilen der Großmannssucht verfällt, in seinem Urteil der Willkür. Doch haben wir Ursache, ihn zu schonen und ihm dankbar zu sein, denn er ist in Süddeutschl[and] in schwerer Zeit ein guter Preuße geblieben. Wie er gerade jetzt fühlt, weiß ich freilich nicht ...

6.

Leipzig, 1. April 1865.

Hochverehrter Herr und Freund!

... Sehr gern möchte ich — außer über die amerikanische Angelegenheit [10]) — die Ansicht einer Autorität über die wünschenswerten Befestigungen resp. Nichtbefestigungen in den Herzogtümern S[chleswig-]H[olstein] erhalten, recht ausführlich, ein sachlicher u[nd] ideenreicher Artikel von zehn bis sechzehn Seiten. Die Formulierung der preuß[ischen] Forderungen ist ja jetzt [11]) bekannt und wäre eine vortreffliche Grundlage ...

7.

Siebleben, 30. August 1865.

Lieber verehrter Herr und Freund!

... Anbei schicke ich einen Brief [12]) in betreff früher besprochener Anfrage. Der Verfasser, ein bedeutender Gelehrter — Historiker und Chronolog — ist nicht ganz so isoliert, wie er sich darstellt. Indes, wie zuverlässig er ist, in S[chleswig-]H[olstein] besteht jetzt eine solche Trennung der Parteien, daß er doch wohl nicht alles erfährt, und die Parteien sind beide so verbissen, daß sie nur hören wollen, was ihnen lieb ist. Auch die Preußen sind keine Partei, sie sind ein winziges Häuflein, in ganz Holstein vielleicht nicht 100. Darunter freilich kaum ein geborener Preuße. Auch Schreiber des Briefes ist ein echter Kursachse, aber ein solcher Fanatiker, daß sogar ich ihm lau erscheinen mag.

Es wäre doch sehr gut, wenn den jungen Offizieren eine Direktion gegeben würde. Die Absonderlichkeiten des neuen Vertrages [13]) haben mir Veranlassung gegeben, auch an einen militärischen Freund zu denken. Altona-

Hamburg ist österreichische Hauptposition, der Bundeshafen Kiel wird durch die Stellung an der Elbe beherrscht, Verschanzungen nach der Landseite dürfen von Preußen nicht angelegt werden. Ich danke für solche Fortschritte. Die Politik war sonst ein schweres Handwerk, jetzt wird darin umhergehüpft und improvisiert. Unser Glück ist, daß die Österreicher auch keine Helden sind.

Nun, weder der Kanal noch der Hafen werden gebaut werden, solange wir wie die Springer auf dem Schachbrett umherhüpfen . . .

8.

Siebleben, 25. Oktober 1865.

Verehrter Freund!

Von allem Guten, was Sie mir in Ihrem Briefe mitteilen, hat mich die günstige Notiz über Ihr Leiden am meisten gefreut. Es waren zwei Jahre eines kräftigen Menschenlebens, es war ein gehäuftes Maß von Schmerz und banger Sorge. Daß Ihnen doch diese Jahre nicht verloren waren, dafür haben Sie mannhaft gesorgt. Es ist sehr hübsch vom Staat, daß er Ihnen Gelegenheit gibt, ein Stück Ausland zu sehen.[14]) Für Ihre Berufszwecke mag der Herbst günstiger sein; um Menschen in ihrem Kreise zu finden, ist doch der Winter die beste Jahreszeit . . .

Wenn ich Ihnen Strauß[15]) zu empfehlen wagte, so hatte ich dabei auch die Absicht, Ihnen die Methode der wissenschaftlichen Kritik, welche Strauß einseitig, aber in sehr bedeutender Weise anwendet, vorzustellen. Bei aller Geschichts- und Altertumsforschung gehen zwei Richtungen Hand in Hand, die kritische und die konstruierende. Nur der stärksten Kraft ist vergönnt, beide im Gleichmaß aus sich zu entwickeln. In der Sphäre des Glaubens ist vollends schlimm daran, wer sich vorzugsweise als Kritiker darstellt, denn der Grad des religiösen Bedürfnisses bestimmt dem einzelnen Leser immer auch das Urteil über den Wert der wissenschaftlichen Leistung. Und die große Frage, wie weit der konfessionelle Glaube dem Menschen notwendig sei, möchte auch ich nicht in einem Briefe erörtern. Mir scheint nur zweierlei unwiderleglich: 1. Daß das Glaubensbedürfnis des Gebildeten immer weniger durch die konfessionellen Lehren befriedigt wird, und daß unser Gott sich in Geschichte und Natur für uns reicher, höher, größer offenbart als in irgendeinem konfessionellen Dogma; 2. daß auch der erhabene Idealismus unserer Sittlichkeit, den wir dem Stifter unsrer Religion verdanken, gegenwärtig nicht mehr durch den Glauben allein, ja nicht mehr vorzugsweise, unter uns erhalten wird. Denn auch die Auffassung des Guten und Edlen, das Verständnis dessen, was Pflicht der Menschen ist, sehe ich in beständiger langsamer Entwicklung zu höherer Reinheit, so sehr, daß die ehrwürdigen Lehren unsers Glaubens für unseren Bedarf zum Teil nicht mehr ausreichen. Die Stellung des einzelnen zum Staat, die männliche Würde des tätigen Menschen, die Ehre der Arbeit, sogar das Wohltun für andere sind in den heiligen Schriften des Glaubens nicht überall so hoch gefaßt, wie uns möglich ist. Das ver-

ringert nicht die liebevolle Verehrung, welche wir für die reine und heilige Seele Jesu in uns bewahren, aber es mahnt zur Vorsicht bei Abschätzung der sittlichen Bedeutung unserer Kulte. Wo das gesamte Gemütsleben einer Landschaft im Banne der religiösen Dogmen einer Konfession dahinvegetiert, pflegte die Statistik der Verbrechen ein sehr ungünstiges Resultat zu geben! Offenbar sind die konfessionell frommen Menschen nicht mehr nach jeder Richtung die stärksten und besten ...

9.

Leipzig, 17. Januar 1866.

... Den gestorbenen A.[16]) habe ich immer für das gehalten, was er zuletzt erwiesen. Wir sind doch auch loyal, aber in dem Loyalismus der Generation aus dem Ende Fr[iedrich] Wilh[elms] III. ist etwas Hündisches, auch bei sonst wackeren Männern, was sie unbrauchbar für unsere Zeit und den Regierenden selbst zu Gegenständen verachtenden Mitleids macht. Wer mit u[nd] durch Fürsten regieren will, muß entweder sie mit innerer Nichtachtung leiten, indem er ihren Schwächen schmeichelt, oder er muß sie trotz ihrer Schwächen ehren, indem er sie besser macht. Das erstere ist bequemer, zum zweiten muß man ein recht konstantes Bedürfnis haben, brav zu sein.

Wenn ich Katholik wäre, gläubig, so würde ich jetzt Gelübde tun, daß etwas Wünschenswertes sich ereignete.

Unter der Opposition in B[erlin] Erbitterung, aber auch Ermattung. Wir werden in Preußen noch eine harte Zeit erleben, die Mine wird explodieren, wenn es nicht mehr Zeit ist. Und für erwiesene Verachtung wird die zornige Vergeltung den Unschuldigen treffen. Wir wollen uns dann mühen, den Zug der Zeit zu verstehen, nichts Halbes zu tun und nichts mit halbem Herzen.

Mit Huldigungen an die gute Fee des Hauses und alter Treue

Ihr

kleiner Reaktionär.

10.

Leipzig, 27. Februar 1866.

Lieber verehrter Freund!

... Es ist in Ihrem Briefe, in dem Sie von B[erlin] erzählen, einiges, was mich nicht überrascht, aber wahrscheinlich mehr empört hat als Sie. Möglich, daß man überhaupt Geschriebenes nicht gut lesen kann. Deutlich aber ist mir der Zusammenhang.[17]) Man hat an betreffender Stelle Sie vielfach gerühmt, die Gemahlin hat gedrängt, der Herr hat, halb leidend, mit einem gewissen Interesse an der Sache nachgegeben. Memoriale zu lesen ist aber überhaupt eine lästige Sache. — Die wohlwollende Lehre, diese unerzogenen und sehr verzogenen Kinder nicht aufzugeben, weil sie schwach sind, nützt an sich noch wenig. Die Schwierigkeit ist immer, sie so zu behandeln, daß die

eigene Selbstachtung nicht darunter leidet und daß man doch die Fähigkeit bewahre, Gutes durch sie zu wirken. Mir scheint, daß der Preuße auch dabei einige Schwäche in seinem eigenen Herzen zu bekämpfen hat. Er ist Deutscher, hofft also leicht, was er wünscht, und verblendet sein eigenes Urteil über Personen ins Rosenfarbene; er ist, wo er seiner Illusionen durch eigene ernste Erfahrung ledig wird, dann wieder leicht tyrannisch und hart gegen das unglückliche Objekt seiner loyalen Hoffnungen. Im ganzen, meine ich, wird die Überzeugung immer fester, so wenig als möglich von den Personen, welche wir nicht entbehren können, zu erwarten und ihnen so wenig als möglich Spielraum zu lassen, um ihre Fadaisen [mit]zumachen. Der Fehler jener neuen Ära war, daß die Altliberalen sich selbst einredeten, nachsichtige Pädagogen eines Fürsten zu sein, auf dessen Willen u[nd] Entschlüsse sie keinerlei maßgebenden Einfluß ausübten. Dieser Fehler darf nicht wiederholt werden.

Die Zukunft sehe ich genau so an wie Sie. Die Größe des inneren Konfliktes ist gar nicht nach der inneren Bewegung zu ermessen, welche augenblicklich stattfindet; der Kampf ist unvergleichlich größer. Die Parteiführer u[nd] die Schlachtfelder, welche wir bisher erlebt [...?] Darum aber ist für uns Preußen aufs innigste zu wünschen, daß es so bald als möglich zu heftigem Zusammenstoß u[nd] irgendwelcher Entscheidung führe. Denn ein fauler Krieg ist nach jeder Richtung verderblich. Dieser schnelle Entscheid ist aber zurzeit noch nicht zu hoffen. Und deshalb treiben wir in Wahrheit auf hohlen Wellen unter den ersten Stößen des Sturms.

In solcher Zeit sind der beste Trost einzelne feste Männer. Auch Sie gehören mir zu den Gestalten, an welche sich meine Hoffnungen ranken. Bewahren Sie sich Ihr festes, einfaches Urteil u[nd] handeln Sie immer nach dem innersten Zuge Ihrer eigenen Natur, unbeirrt durch Ratschläge und Utilitätsrücksichten. Es ist wahr, in der Politik wird jeder Erfolg nur durch Kompromisse erreicht, aber nur durch Kompromisse, welche sicher auf ihrem Wesen ruhende Männer ineinander schließen.

Es schreibt sich schlecht über dergleichen, das Papier trägt nicht alles. Gern käme ich wieder einmal zu Ihnen, aber ich stecke jetzt fest in meinem Buch.[18]) Unterdes meine Huldigungen an Ihr Gemahl, u[nd] Ihnen zu dem Dank die Versicherung treuer Anhänglichkeit

Ihres

F[reytag].

11.

Leipzig, 16. März 1866.

... Der Artikel, dessen Sie erwähnten, war notwendig um meiner selbst willen.[19]) Denn vieles, was am Ende des vorigen Jahres über die Opposition und für das Ministerium im Bl[atte] stand, war gegen mein Gewissen, und die ausgesprochenen Ansichten halte ich in der Tat für Wahrheiten', die in dieser zerfahrenen Zeit viel zu wenig beherzigt werden. Es ist ein Schwindel

auch in viele gute Preußen gekommen, welche sich immer noch durch den Schein äußerer Erfolge blenden lassen und in einem kindischen Vertrauen auf alte Gegner alles aufs Spiel setzen möchten, um den Staat durch eine konfuse Politik erweitert zu sehen. Diese Erweiterung aber kann nach meiner innigen Überzeugung nur unter der Herrschaft liberaler Regierungsgrundsätze vor sich gehen. Es wird eine andere Zeit kommen, aber jetzt ist der Liberalismus die einzige Macht, welche für Preußen die gute Meinung des Auslandes zu werben vermag. Und wer das einsieht, muß auch die Konsequenzen auf sich nehmen.

Das Hadern mit unserer parlamentarischen Opposition hat bereits sehr schädlich gewirkt. Es ist auch so völlig unnütz, denn wir sind doch nicht imstande, andere Leute an die Stelle zu setzen. Sehr wenige ausgenommen, haben wir überhaupt keine besseren Remplaçants, und diese wenigen sind jetzt gar nicht gemacht, zu helfen.

... Ich war durch eine Freundespflicht gezwungen, vorige Woche auf einige Tage schleunigst nach dem Oderbruch zu reisen. Ich habe dort tüchtige Menschen und einen sehr gesunden nationalen Fortschritt gesehen; aber die Eindrücke, welche ich auf dem Lande über die politische Kräftigkeit erhalten, waren nicht ganz befriedigend. Das Urteil war gut, aber die dortigen Häupter des Volkes so wenig über die Situation und die Personen orientiert, und noch so wenig bereit, etwas Bestimmtes zu wollen, daß ich vielfachen Grund zu der Erwägung hatte, wie sehr die Preußen durch ihre geknebelte Presse in der Politik zurückgehalten werden, und daß der bildende Segen des freien Wortes doch gar nicht entbehrt werden kann, nicht ohne großen Schaden selbst für kurze Zeit ...

12.

Leipzig, 28. April 1866.

Mein teurer, verehrter Freund!

... Ist das eine verrückte Zeit ...

13.

Leipzig, 16. Mai 1866.

Mein teurer Freund!

Es wird nun doch grimmiger Ernst. Franz Josef genießt das Glück, einmal mit seinem Volk zu sympathisieren, zugleich mit Madjaren, Slawen, Deutschen, und zwar in grimmem Haß gegen Bismarck und Preußen; nicht von Berlin hängt mehr ab, ob man Krieg will, sondern von Wien und einem Floh, der Garibaldi'n in schlummerloser Nacht ungeduldig macht und zu einem kleinen Sprung nach Venetien veranlaßt. Das ist schlimm.

In diesem Sinne ist der Krieg bereits verloren, bevor er begonnen wird; Beginn des Krieges und Politik gegen die Neutralen werden nicht mehr von Preußen gemacht, sondern von seinen Gegnern.

Es ist wohl möglich, daß die Aufgabe des Heeres wird, die Niederlagen Bismarcks wieder gutzumachen oder zu verdecken. Und meine Friedenshoffnungen werden schwach. Die dilettantische Weise, mit der man das deutsche Reformprojekt, den großen Kriegsapfel, umherkugelt und wieder in der Ecke liegen läßt, würde in ruhigerer Zeit wohl heiter stimmen können.

Die neue Kammer wird trotz aller Mobilmachung alter Wähler doch fast aus denselben Mitgliedern bestehen; tritt sie zusammen, bevor der Krieg ausgebrochen, so wird sie jede Verhandlung mit der Krone und jede Geldbewilligung von der Einsetzung eines Ministeriums, welches ihr Vertrauen hat, abhängig machen. Und mit Recht.

In vier Wochen übrigens werden wir doch entweder Krieg haben oder unsere Landwehr nach Hause senden müssen. Die Leute klagen, wie ich höre, daß ihre Frauen und Kinder hungern.

Hier ist man recht trotzig. Unsere leichte Infanterie ist gestern abend abmarschiert. Die Eisenbahnbrücken über die Elbe bei Riesa[20]) und Meißen sind durch — wie der „zivile Beobachter" mir erzählte — 50 Zentner Pulver und eine Abteilung arbeitender Pioniere unsicher gemacht. Es soll Absicht sein, mit Anwendung aller Umsicht zu bewirken, daß sie vor oder über einem einmarschierenden Heer in die Luft fliegen, und die armen Leute müssen schon jetzt im geheimen daran arbeiten. Die Sachsen haben einen nüchternen, umsichtigen Geist, und ihre technischen Truppen haben 50 Jahre lang über allem gesonnen, was zur Ehre des Sachsenlandes gegen einbrechende räuberische Nachbarn geschehen könnte. Man kann also erwarten, daß sie in solchen Dingen mit Geschick und Sorgfalt alles mögliche tun werden.

Ich möchte wissen, wie Sie leben. Im Paket sende ich ein interessantes Buch, den Charras,[21]) für etwa mögliche kurze Besprechung. Und gewissermaßen ins Blaue phantasierend, lege ich höchst wünschenswerte und zeitgemäße Stoffe an das Herz:

Wert der Festungen Olmütz, Theresienstadt usw.

Vergleich öst[reichischer] und unserer Heereskraft.

Das sind keine Bitten, denn sie wären jetzt vielleicht einem Vielbeschäftigten lästig, es sind nur stille, sehnsüchtige Träume.

Mit tausend Dank das letzte Heft der Grünen.[5])

Man hört, daß M[ax] Duncker Perspekt[ive] habe, Bismarcks Kollege zu werden. Ich habe den armen Max nie für einen scharfblickenden Politikus gehalten; wenn er sich aber mit Gewalt zu seiner — bereits vorhandenen — Unpopularität auch noch das Odium aufwälzen wollte, ein Renegat[22]) zu sein und des Systems ausgequetschte Zitrone, so soll er mir doch sehr, sehr leid tun.

Ernst aber wäre folgendes: Wird er, der beim Publikum für den Vertrauten des Kronprinzen gilt, in Wahrheit jetziger Minister, so würde das in Preußen und im Auslande als völlige Versöhnung und Identifizierung des Kronprinzen mit dem Grafen Bismarck betrachtet werden. Ich glaube, daß dies das größte Unglück wäre, was dem Herrn und Preußen widerfahren

kann. Sowohl gegenüber dem preuß[ischen] Volk als vor dem Ausland — von letzterem wenigstens im Fall[, daß] Preußen zu einer Umwandlung seiner Regierungsprinzipien und leitenden Politiker durch äußere Umstände genötigt würde. Der Kronprinz darf jetzt mit der Regierung gar nichts zu tun haben.

Ihrem Gemahl meine treuesten Huldigungen, Ihnen alte Treue

Ihres

F[reytag].

14.

G. Freytag an Frau v. Stosch.

Leipzig, 21. Juli 1866.

Meine teure gnädige Frau!

Großen Dank für Ihre gütige Nachricht. Sie mögen denken, wie oft in diesen Wochen auch meine Gedanken bei dem lieben Freunde waren, welcher in großer Zeit für uns alle zu arbeiten das Glück hat, während wir tatenlos sitzen. Bei jedem Erfolge der Kronpr[inzlichen] Armee war er mein nächster Gedanke, und gern suchte ich in den Operationen des Heeres seine Ansichten und meinte fröhlich zuweilen sein festes, entschlossenes Wesen und seine militärischen Ansichten aus den kriegerischen Erfolgen herauszukennen. Auch Ihre Empfindungen in diesen Wochen denke ich mir mit innigem Anteil. Sie haben mit unverhältnis[mäßig] größerer Energie durchzuführen Stolz u[nd] Freude und wieder ängstliche Sorge um sein teures Wohlsein. Segen über sein Haupt und Glück bis zum guten Ende des Krieges!

Um dies Ende schwebt uns allen Furcht u[nd] Hoffnung. Preußen hat so viel eingesetzt u[nd] so Großes getan, daß eine radikale Besserung unserer deutschen Verhältnisse wohl gehofft werden durfte. Sicher hat der Gemahl recht, wenn er gründlichen Erfolg abhängig macht von einem zweiten großen Erfolg über die Österreicher u[nd] von einem Sieg über die Bayern. Aber jetzt scheint wieder, daß die Sorgfalt Kaiser Napoleons u[nd] die geheime Schwäche auf anderer Seite dieses Ende verbarrikadieren wird. Vielleicht haben Sie, wenn diese Zeilen in Ihre Hände kommen, bereits die Nachricht, daß ein Waffenstillstand abgeschlossen ist.

Da dieser nur nach Annahme der preuß[ischen] Friedenspräliminarien möglich wird, so werden allerdings die sehr mäßigen Forderungen Preußens dadurch als Basis der Friedensunterhandlungen rezipiert. Aber der Trotz Östreichs u[nd] die Dummheit der hochmütigen Zwerge im Süden sind noch keineswegs gebrochen, und wir werden erleben, daß bei dem Detail der Verhandlungen keineswegs die Bereitwilligkeit zu Konzessionen vorhanden sein wird, welche Preußens militärische Erfolge beanspruchen dürfen. Napoleon aber wird sich im ganzen auf Österreichs Seite stellen, sobald dasselbe im Prinzip nachgegeben hat.

Diese Überzeugung ist weit verbreitet, u[nd] sie hat guten Grund. Freilich darf sie die Freude über das Gewonnene nicht verderben. Der Mensch wird sehr schnell anspruchsvoll in solcher Zeit, nicht am wenigsten, wenn er still u[nd] ohne besondere Selbsttätigkeit zugesehen hat...

15.

G. Freytag an General v. Stosch.

Siebleben, den 8. September 1866.

Mein lieber Freund!

Daß Ihr Brief aus Potsdam datiert ist, war die erste Freude beim Anblick. Also in Familie zu denken. Für Ihre Notizen u[nd] was Sie aus Ihrem Leben schreiben, herzlichen Dank; daß Sie in Dresden waren und mir nicht Gelegenheit gaben, Sie zu bekränzen, kommt aber wieder dem Verrat sehr nahe.

... Ich wünsche sehnlich, daß Ihre Muße Ihnen recht bald für die Grünen[5]) eine Feder in die Hand drücke. Aber Ihre Gegner oder Fremde dürfen durchaus nicht wissen, daß Sie der Korresp[ondent] sind. Denn Sie sind jetzt in der Situation, wo die Augen vieler sich auf Sie richten. Gönnen Sie deshalb den Deutschen eine Belehrung, so muß alles Persönliche fortbleiben, das Urteil über Menschen völlig. Wollten Sie in diesem Sinne eine kurze Geschichte des Feldzugs schreiben, d. h. ein Aperçu über den Lauf der Kampagne, strategisch, militärisch, so wäre das höchst dankenswert. Aber es müßte so gemacht sein, wie ein recht gescheiter englischer Militär oder so jemand es schreiben könnte, damit man Sie nicht erkennt.

Daß Sie bei den Schanzen an die Gr[ünen][5]) gedacht, ist äußerst erfreulich. Heut aber schreibe ich Ihnen über Politik: Sachsen. Können Sie noch in dieser wichtigsten Frage Preußens etwas tun, so bitte ich, wenden Sie alle Kraft an!

Die Dynastie darf nicht zurückkehren, Sachsen muß preußisch werden. In den nächsten Tagen sende ich zwei Ex[em]p[lare] einer Flugschr[ift] für Sie nach Potsdam: „Was soll aus Sachsen werden?“ [23]) Können Sie eins dem Kronprinzen insinuieren? Nur der letzte Teil ist für Preußen von Interesse. Die Agitationsschrift drückt ungefähr aus, was die verständigen Sachsen über ihren Status denken.

Für einen Preußen ist aber Sachsen so wichtig, daß der ganze übrige Landerwerb das Stigma des Zufälligen u[nd] Willkürlichen erhält, wenn Sachsen fortbleibt.

Dies zu verhindern gibt es, meines Er[achtens], folgende Mittel:

1. Den Abschluß eines Vertrages durch festes Beharren auf Forderungen über den Winter hinausziehen. Unterdessen kommt den Sachsen die Erkenntnis.

2. Sogleich nach dem ersten Scheitern der angeknüpften Verhandlungen die Landeskommission u[nd] Herrn v. Schack[24]) beseitigen und durch einen preuß[ischen] Statthalter das Land in die Hand nehmen. Durch diesen die Beamten Reverse während des Interimistikums ausstellen lassen, die Wahlen zum Parlament ausschreiben, Finanzen und Verwaltung beherrschen.

3. Dem Ausland gegenüber auf dem Friedensvertrage stehen, der leider durch Hartnäckigkeit der Dynastie in Artikel IV noch nicht exekutiert werden könne.

4. Bei der orientalischen Frage nur den Erwerb Sachsens ins Auge fassen u[nd] danach paktieren.

Der größte Fehler, den man seit dem Juni gemacht, war die Behandlung Sachsens. Man hat weder der Dynastie, noch den Beamten u[nd] dem Volke den nötigen Ernst gezeigt, u[nd] nicht die Meinung u[nd] Furcht erregt, daß man dauernd die Hand auf dem Lande halten werde. Jetzt ist es [zu] spät, Versäumtes nachzuholen, und die Schanzen u[nd] Einquartierung allein tun es nicht.

Wir haben von Leipz[ig] aus eine Agitation begonnen, die bis jetzt gute Fortschritte gemacht hat; läßt man uns ein bis zwei Jahre Zeit u[nd] Luft, so verführen wir einstens den größten Teil der möglichen Volksvertreter Sachsens...

... Unsere schwache Seite ist, daß der ganze glorreiche Fortschritt dieses Sommers den Stempel des Oktroyierten trägt, auch darin, daß zufällige Stimmungen u[nd] Prädispositionen weniger Menschen in den wichtigsten Fragen den Ausschlag geben. Es ist unbequem, daß ein leises Flüstern in k[önigliches] Ohr oder eine Nachmittagslaune des G[ra]f[e]n Bismarck über Friedensvertrag u[nd] das Schicksal kleiner Staaten entscheiden. Möglich, daß den jungen Herrn dies Willkürliche verletzt hat u[nd] daß er, üble Folgen fürchtend, sich die Hand u[nd] den Weg freihalten will. Auch mag ihn die Eifersucht verletzt haben. Aber Sie haben doch recht mit Ihrem Urteil. Auch uns ist der Weg oktroyiert, auf dem wir alle vorwärtskommen müssen...

... In dem großen Strom ist unser aller Leben so schnell vorwärtsgeflutet, daß man zuweilen der eigenen Sonderexistenz vergaß, oft gleichgültig dagegen war. Aber der guten Freunde im Felde gedachte man doch immer, am meisten, wenn man sich der Siege freute.

Würden Sie die Stelle eines Statthalters in Sachsen annehmen? Eine wohl aufzuwerfende Frage.

Ihrer Frau Gemahlin meine herzlichsten Huldigungen. Ihnen, mein lieber, tüchtiger Freund, alle Treue

Ihres

F[reytag].

16.

Leipzig, 1. November 1866.

Lieber Freund! Tausend Dank für Ihre Sendungen. Sie haben dadurch nicht nur mir, auch dem Publikum einen wertvollen Dienst geleistet, denn diese Art Urteil findet sich in der Welt selten bei Redaktionen ein.

Mir aber war gerade jetzt der Beitrag doppelt willkommen, da ich in Übersiedlung nach Gotha u[nd] den letzten Korrekturen meines Büchleins[25]) selbst stark okkupiert war u[nd] nicht schreiben konnte. Rechnen Sie dazu noch Tüncher in eingewohntem Quartier, so werden Sie mir verzeihen, daß ich diesen Dank erst heut sende. Mit persönlicher Wißbegierde erhoffe ich die Fortsetzung; denn auch mir wird durch Ihren Beitrag erst der militärische Gesichtspunkt gegeben, von welchem aus die großen Ereignisse zu beurteilen sind, u[nd] ich freue mich, daß ich um 8 Tage eher klug bin als andere Leute.

Über Sachsen hätte diese N[umme]r der Grünen[5]) durchaus etwas enthalten müssen. Ich war unmutig, darüber zu schreiben. Es ist kein Wunder, wenn man den Vertrag[26]) viel bedisputiert; denn es hat wohl in der neuen Diplomatie kein Aktenstück gegeben, welches so undeutlich war. Sogar ob die Telegraphen preußisch werden, ist nicht gesagt.[27]) Auch die militärischen Bestimmungen berühren fast sämtlich nur das Interimistikum, u[nd] daß auch dabei die Definitive auf das Parlament geschoben wird, war, wenn kluge Absicht, wenigstens nicht energisch. Es galt vielmehr, dem Parlament durch Sachsen für die übrigen Bundesstaaten ein Präzedens zu schaffen. Jetzt wird die Politik der Albertiner sein müssen, sich durch persönliche Kaptivierung u[nd] streng loyale Haltung die Noblesse u[nd] Gutmütigkeit der Hohenzollern zu gewinnen u[nd] dadurch auf Seitenpfaden zu erwerben, was im Frieden nicht erreicht u[nd] nicht versagt ist, Herrschaft über das dem preuß[ischen] adjustierte sächsische Armeekorps, Eskamotierung des Fahneneides an Preußen, Ernennung der Offiziere, endlich Entfernung der preußischen Besatzungstruppen. Solange dies nicht erreicht ist, halten sie sich für Gefangene. — Unter den Offizieren ist übrigens, wie ich vernehme, der resignierte Entschluß häufig, sich jetzt in die preuß[ische] Waffenbrüderschaft zu gewöhnen, er wird ihnen erleichtert, da sie die österreichische satt haben. Dieser verdorbene Magen scheint allgemein zu sein . . .

17.

Leipzig, 20. November 1866.

. . . Was Sie als Übelstand an den Grünen[5]) erwähnen, hat Grund. Ich selbst habe mich für einige Wochen dem Blatt versagen müssen, ich habe die gewählt, in denen ich vertraute, daß Ihre Artikel dem Leser die Tagespolitik ersetzen würden. Daß die Grünen wieder einmal mit Literatur u[nd] Kunst debütieren, ist unvermeidlich, wir sind ein Mädchen für alles. Aber der Mangel an sicherer Kontinuität in den Referaten bleibt ein Übelstand, u[nd] Sie haben ganz recht, daß dieser Übelstand nur durch streng geschäftliche Behandlung u[nd] pflichtgetreuen Redakteur beseitigt werden kann. Nur kennt mich wenig, wer in mir das Hindernis sieht. Ich habe seit Jahren gesucht, u[nd] ich bin durch ernste Erfahrungen belehrt worden: [Julian] Schmidt, [Moritz] Busch — daß ein Redakteur nicht leicht zu finden ist. Das Geheimnis ist zuletzt, daß die Grenzb[oten] ihrem Redakteur, wenn er

fleißig ist, doch nicht mehr als 1000 bis 1100 Reichstaler Jahreseinnahme garantieren, dafür 4 Wochentage fordern. Zu diesem Preis ist kein politisch u[nd] literarisch gebildeter Schriftsteller, wie ihn die anspruchsvollste Wochenschrift Deutschlands braucht, zu haben gewesen. Gerade jetzt bin ich in Unterhandlungen mit einem wackeren und gentilen Gesellen[28]) — er ist Verfasser des Artikels „Die soziale Revolution im Osten" in Nr. 47. Nimmt er an, wie ich sehnlich wünsche, dann wird mir eine Last vom Herzen genommen sein, die ich seit Jahren gefühlt habe. Denn ich bin so alt u[nd] habe mir durch 18jährige Arbeit für die Tagesinteressen meines lieben, einfältigen Volkes wohl auch das Recht erkauft, um die Zeit, welche meine Kraft noch dauert, in größerer Arbeit zu verleben. Ach, ich bin längst nur Journalist, weil ich durch die Pflicht gegen andere gefesselt bin. — Daß ich in diesem Jahre mich und meinen Namen auf das Blatt setzte, da es galt, werden Sie nicht tadeln. Unwesentlich ist, daß meine Arbeit am Blatt mich zuweilen verhindert hat, so gute Zigarren zu rauchen, als mir angenehm wäre. Als Miteigentümer habe ich kaum je höhere Jahresrente als 5- bis 600 Reichstaler gehabt. — Sie sehen, die deutsche Journalistik lebt in bescheidenen Verhältnissen, u[nd] man denkt nicht als Kapitalist, wenn man sich um sein Blatt bemüht. Man kann ihm darum auch nicht ganz leben, wenn die Ansprüche an das Leben nicht sehr bescheiden sind.

Ich war 8 Tage in Baden bei Mathy.[29]) Es war eine Freude, zu sehen, wie gute Preußen dort um das Staatsruder stehen ...

18.

[angeblich] Februar 1867 [besser: Mitte Dezember 1866].

... Gern möchte ich wissen, wie es Ihnen geht und ob Sie in Ihrer neuen Tätigkeit[30]) bereits die Befriedigung finden, welche Ihre schöpferische Kraft jedenfalls zuletzt durchsetzen wird. Sie haben ja jetzt mit H[er]rn v. Roon selbst zu tun. Da derselbe in zwei Ausgaben existiert, als großer und kleiner Roon, so enthalte ich mich des Wunsches nicht, daß Sie die Bekanntschaft des großen machen könnten.

Hier steht's schlecht. Da dieser Brief wenige Stunden vor der Majestät v[on] Sachsen in Berlin ankommt,[31]) so wird ihm ein sanfter, elegischer Ton ziemen, denn es ist ja Friede geschlossen, und Pr[eußen] u[nd] Sachsen küssen einander. Nur oben und von vorn. Von der Arrierepartie des sächs[ischen] Hofes und Beamtentums dauert der Haß, die Hoffnung auf Änderung, die stillen Trakasserien. Die Politik der Fürsten in Dresden ist, anständige Resignation und guten Willen zu erweisen, sich allmählich als unschädlich darzustellen und dadurch ... zu erreichen, daß man ihnen die preuß[ischen] Regimenter aus dem Lande schafft. Ich bin der Meinung, daß König und Kronprinz ehrlich, d. h. ernsthaft gewillt sind, sich in das Übergewicht Preußens zu finden; sie haben in Österreich selbst erfahren, wie faul dort alles ist, und es liegt in beider Wesen nicht, die Machiavells zu spielen.

Aber solange fremdes Kriegsvolk in ihrem Lande liegt und an ihrem Tische sitzt, kommen sie sich vor wie Gefangene. Sicher ist der geheime Wunsch ihrer Reise, die Garnisonen los zu werden. Unterdes besorgen ihre Getreuen die Konspiration, zunächst Geklatsch mit Beust, Varnbüler[32]) usw., dann möglichstes Abstoßen der Preußen. Das geht wie eine stille — sehr schwächliche Verschwörung in alle Verhältnisse . . .

Der neue sächs[ische] Justizminister [Dr. Robert] Schneider hat mit dem Kronprinzen v[on] Sachsen in Bonn (?) studiert und dort den Prinzen Friedrich Karl kennen gelernt. Auf der Rückkehr von Böhmen hielt sich Pr[inz] Friedrich Karl kurze Zeit in Dresden auf, kränkte einen sächs[ischen] Oberförster schwer durch Erlegen sächs[ischer] Hirsche und Mitnehmen ihres Geweihs, und die Dresdener Sammlungen dadurch, daß er sehr begeistert seine Freude über einen kostbaren Säbel aussprach und bewirkte, daß ihm dieser zum Geschenk angeboten wurde. Während dieser Zeit war Schneider sein Begleiter und hielt ihm einen großen Vortrag über die Notwendigkeit der Restitution des Wettiner Hauses; die Sache machte auf den Prinzen einen großen Eindruck, und er versprach jede Vermittlung. Jetzt rühmt sich Schneider, daß er es gewesen, der den Friedensvertrag und die Restitution des Königshauses durchgesetzt — das sind unsichere Renommagen —, aber es ist vielleicht nicht unnütz, das Papier damit zu belasten.

Natürlich hat mit der Rückkehr des Königshauses[31]) der Loyalitätstaumel einen hohen Grad erreicht, der stark fortschreitenden preuß[ischen] Agitation die Spannung abgebrochen, und wir werden von 23 Deputierten zum Reichstage kaum einen entsenden.[33]) Denn die allgem[eine] Wahl legt die Entscheidung in die Stimmen der Klassen, welche nach dem herrschenden Winde schnauben. Es gibt nach dem unseligen Frieden[26]) nur zwei Wege, mit den Wettinern fertig zu werden. Entweder man setzt ihnen — nicht dem sächs[ischen] Volk — durch unerhörte Forderungen so lange zu, bis sie aufsässig werden, und treibt sie dann durch das Parlament aus dem Lande, in das man sie nie wieder hätte lassen sollen, oder man macht den Kronprinzen von Sachsen zum General des II. Armeekorps — da jedes andere mißlich wäre — und stellte ihm die Bedingung, daß er nach Stettin übersiedle. Er ist ein wackerer Bursch, pflichtvoll in Einzelheiten, würde seine Sache nicht schlecht machen und auf diesem Wege preußisch werden. Da man aber für keinen von beiden Auswegen den Entschluß finden wird, so werden wir ein großes Misere erleben.

Und wollen Sie noch hören, worin dies Unglück bestehen wird? Sachsen wird unter dem Kronprinzen — von dem ich persönlich viel halte — ein musterhaft regiertes Land werden. Das ist leicht. Er wird etwas liberaler sein als sein Vater und den Schaden einer verletzten Verfassung entfernen; wir haben hier keine Junker und kaum Demokraten; er hat Kenntnis der Verwaltung und Justiz, ist heiter, wohlwollend, raucht gut bürgerlich seine Zigarre; er wird in Fabriken und Kürschnerläden segnend einkehren und ein

recht hübsches, freundliches Stilleben einrichten. In Preußen noch lange harte Konflikte, ein Stoßen der Parteien; auch der künftige König vielfach eingeengt, von Preußen an Sachsen die Zumutungen, von König Albert Lächeln, Gnade, liebevolle Sorge um das Kleine. — Das ist unser Malheur: ein gut regierter Kleinstaat, der seine Rechte gegen Preußen mit Selbstgefühl geltend macht. Und so wird's wahrlich kommen.

Ihrem Gemahl meine artigsten Huldigungen, Ihnen, mein lieber Freund, alle Treue

Ihres

Freytag.

19.

Leipzig, 27. Dezember 1866.

... Daß ein gewisser Freund Verfasser der Militärartikel in den Grünen sei, hat durch mich niemand erfahren, aber die jungen [kronprinzlichen] Herrschaften[34]) müssen es doch wissen, ahnen, vermuten. Waren es nicht gewisse Artikel, welche zuerst den Wunsch nach persönlicher Verbindung erregten? Holtzendorff hat mir doch so etwas gesagt.

Im allgemeinen ist in solchen Fällen das richtige, stillschweigendes Einverständnis. Man wird Ihnen gegenüber nicht sagen, daß Sie Autor sind, aber man wird Sie danach behandeln. Die Übersetzung des Winterfeldschen Buches können Sie nicht übernehmen. Das richtige ist, Ihre Artikel übersetzen zu lassen und in ein großes englisches Blatt zu schanzen. Warum nicht „Saturday Review"? Crowe[1]) könnte das besorgen, er hat für Militärisches einiges Verständnis.

Soll freilich ein Buch daraus gemacht werden? — Aber das ist für England schon etwas zu spät.

Habe ich Gelegenheit, so werde ich mit der genannten Dame darüber sprechen. Doch weiß ich noch nichts davon, daß ich zitiert werde.

Schönen Gruß, Dank, Huldigungen. Behalten Sie lieb

Ihren treuen

Freytag.

20.

Leipzig, 29. April 1867.

Mein teurer Freund!

An Ihrem Geburtstag habe ich getreulich Ihrer gedacht u[nd] in Gedanken gute Wünsche in das oft betretene[35]) Haus gesandt, mir war's ein trauriger Tag und, seit ich von Ihnen geschieden, eine ernste Zeit, denn ich saß am Krankenlager oder sorgte um das Leben meiner armen Mädchen. Es ist sehr schmerzlich, zwei junge Leben so erlöschen zu sehen.

Da hilft am besten höhere Sorge. Es mag sein, daß der Krieg unvermeidlich ist, und mich hat dies Gefühl nicht verlassen, seit zuerst die Luxemb[urgische] Frage erhoben wurde. Aber mit Verwunderung empfinde

ich, daß diesmal Aufregung u[nd] Gefühl der Staatsgefahr mir weit geringer sind als voriges Jahr. Wie kommt das? Ist's übergroßes Vertrauen, schnell gewonnene Gewöhnung? Denn die Gefahr u[nd] das Risiko sind doch größer als 1866. — Was Sie mir von K[ronprinz Friedrich Wilhelm] schreiben, ist sehr ernsthaft u[nd] kommt mir nicht aus dem Kopfe. Es ist natürlich, daß er sich die beiden Männer, welche ihm den guten Erfolg vermittelt haben,[36]) wieder wünscht, und es ist ebenfalls in der Ordnung, daß Sie mit dem Gefühl, der Erste sein zu können, nicht der Zweite sein wollen. Wenn Sie aber, etwa bei P[rinz] F[riedrich] K[arl], in die Stellung kommen, welche ich für Sie ersehne u[nd] für die richtige halte, so wird andererseits die gute Perspektive, welche das persönliche Verhältnis zum künftigen König eröffnet hat, verdüstert. Denn gesetzt, Sie haben große Erfolge, so werden, wenn die andere Seite sich ähnlicher erfreut, die Ihrigen immer geringer taxiert werden; wenn Sie glücklicher und tüchtiger effektuieren als die andere Armee, so würde das vollends einen Schatten auf Ihre Zukunft werfen. Denn das wird auch von einem guten Fürsten am schwersten verziehen. Diese Erwägungen müssen gemacht werden. Aber sie sind doch nicht die entscheidenden. Der Mann soll da stehen, wo ihm ein berechtigtes Kraftgefühl die Lösung der größten Aufgaben verheißt. Und ich wäre keinen Augenblick zweifelhaft, daß Sie nur diesem Drange eigener Kraft folgen dürfen, wenn Ihre zu hoffende Stellung Ihnen u[nd] dem Vaterland wirklich für die Dauer größere Wirkungen in Aussicht stellte. Aber darüber bin ich unsicher. Zuletzt lassen sich solche Lebensfragen nicht aus der Ferne entscheiden; überhaupt folgt bei ihnen zuletzt der Mann fast immer dem Zwange eigener Natur.

Aber während ich mit Unterbrechung dies schreibe, fällt bei mir ein Bericht des H[erzogs Ernst] v[on] G[otha] ein, wonach der Friede so gut wie gesichert ist. Der König hat ihn Freitag[37]) nacht beiseite genommen und ihm seine besten Hoffnungen ausgesprochen, da man die Mediation der Großmächte u[nd] ihre Bedingungen angenommen. Bismarck behauptet, der Herz[og] habe den Krieg gewollt u[nd] sich nach 2 Tagen harten Kampfes kaum gefügt. Nun, das wissen Sie wahrsch[einlich] alles besser. Aber darf ich Ihnen meine Herzensmeinung nach diesen Friedenstauben sagen? G[ra]f Bism[arck] hat von seinem Standpunkt [aus] ganz recht. Auf dem Wege, den er jetzt betreten, mit Reichstag usw., kommen wir nicht weiter. Der Süden ist nicht ohne Krieg zu gewinnen, d. h. nicht ohne Zwang politisch u[nd] militärisch zu organisieren. Selbst beim besten Willen der Regierung nicht. Und wo ist in Württemb[erg] u[nd] Bayern dieser beste Wille? — Uns fehlt überall die zweite Schlacht bei Wien. In Sachsen sprechen Soldaten u[nd] Bürger ihre Freude darüber aus, daß der franz[ösische] Krieg die Preußen klein machen werde; auf der Straße in Leipz[ig] erzählt ein sächs[ischer] Soldat laut, er u[nd] seine Kameraden würden alle zu den Franzosen übergehen, wenn's zum Kriege komme. Das ist nur dummes

Geschwätz, aber es gehört zur Signatur der Halbheiten, in welche wir gekommen sind ...

... Möge Ihnen u[nd] Ihrem lieben Gemahl das Frühjahr sonnenhelle Tage bringen! Ich küsse der Freundin grüßend die Hand, bitte Sie, an Normanns — ich schreibe ihm, für das Tagebuch des Kronprinzen[38]) dankend, in den nächsten Tagen — herzlichen Gruß zu bestellen u[nd] lieb zu behalten

Ihren getreuen

Freytag.

21.

Leipzig, den 11. Mai 1867.

Lieber Freund!

Die Grenzb[oten] haben ihren Dank zierlich dadurch ausgedrückt, daß sie das Betreffende[39]) eiligst aufgegessen haben. Ich habe mir erlaubt, am Ende noch einen kurzen Schlußsatz — Appellation an den Patriotismus der Hanseaten — anzufügen, der Wirkung wegen.

Jetzt aber entsteht die Frage, u[nd] sie wird durch unsere Leser erhoben werden: welches ist die Organisation der lokalen u[nd] bürgerlichen Wehrkräfte, welche für eine Ergänzung der regulären militär[ischen] Tätigkeit an unseren Nordseeküsten wünschenswert wird? Was sollen u[nd] können die Einwohner tun? Wie müssen sie es tun? Wofür müssen sie sich üben, welche Tätigkeit wird ihnen zufallen? Wie soll Bewaffnung, Ausrüstung, Kommando sein? Es ist dabei wohl auch Rücksicht zu nehmen, daß zweierlei Kräfte disponibel sind: 1. städtische Bevölkerung, in welcher Schützen- u[nd] Jagdeifer einzelnen der Mittelklasse gewisse Vorbildung gegeben haben — dabei würde namentlich auf die zum Teil in Bremen domizilierte deutsche Schützenvereinigung gewisse Rücksicht genommen werden können u[nd] ihre Kleidung, Bewaffnung usw. vielleicht zu berücksichtigen sein; 2. aber die Schiffer u[nd] Fischereibevölkerung, welche bei solcher Küstennähe u[nd] Verteidigung wahrscheinlich zu besonderem Dienst in Verbindung mit 1. verwertet werden könnte. Ich weiß nicht, ob man an das Detail dieser Organisation bereits offiziell gedacht hat. Wäre es nun möglich, in den Grenzboten einen unbefangenen u[nd] eingehenden Leitfaden für diese Organisation zu entwerfen, so wäre das praktisch als Anregung u[nd] Erwärmung der nordd[eutschen] Bevölkerung. Das Blatt wird gerade im Norden viel u[nd] mit einiger Achtung gelesen, man könnte einige tausend Separatabzüge machen lassen u[nd] durch geeignete Leute verteilen. Es wäre der richtige Weg, um etwa folgende reglementarische Bestimmungen populär zu machen, ihnen den Boden zu bereiten.

Frage deshalb bescheidentlich an. Die Sache ist's wert, daß man sie ernsthaft anpackt.

Sie Intendant des Heeres? Unsinn. Dagegen muß ernsthaftest gekämpft werden. Lieber sähe ich noch, Sie nähmen die norddeutschen Küsten

unter Ihr Oberkommando, das wäre wenigstens eine selbständige, wenn auch diffizile Tätigkeit. Aber Sie gehören dahin, wo die Entscheidungen fallen.

Es sieht ja recht friedlich aus. Aber der Kaiser hat durch Châlons u[nd] die Konzentr[ation] von 100 000 M[ann] einen furchtbaren Vorsprung gewonnen. Er weiß wie Sie, daß es der halbe Sieg ist, zuerst in Feindesland zu stehen, und wird sich auf das äußerste anstrengen, uns zuvorzukommen. Ich habe in den Grenzb[oten] jetzt einen Kursus über Marine eröffnet. Hoffe, es wird dem Koresp[ondenten] gelingen, den nächsten Aufsatz recht interessant zu machen.

In dem hiesigen Stilleben unter rasselnden Lastwagen der Messe denke ich treulich u[nd] dankbar der guten Stunden in Ihrem Kreise und bin ärgerlich, daß wir getrennt sind. Ihrem Gemahl, meiner gütigen Freundin, sende ich herzliche Huldigungen, Ihnen aber, mein lieber Freund, alle Treue

Ihres

Freytag.

An Normann bereite ich eine Sendung, ich denke ihn im Neuen Palais. Nach Paris wird man[40]) doch jetzt nicht gehen?

22.

Siebleben, 25. Juli 1867.

Lieber Freund!

Zunächst Bericht über hohe Aufträge.[41]) Das Referat über die Zustände, Wünsche, Unzufriedenheit Hannovers u[nd] daran zu knüpfende Vorschläge habe ich von zwei Persönlichkeiten erbeten, von denen eine Miquel ist, den ich dafür besonders qualifiziert erachte. Noch bin ich ohne bestimmte Antwort, da die Führer in Hannover in den letzten Tagen zusammen waren, um ihre Ansichten u[nd] ihre sehr hochgestiegene Unzufriedenheit auszutauschen. Ich habe die Ablieferung sehr dringend gemacht u[nd] werde Ihnen die Eingänge zu weiterer Vermittlung sofort zusenden. Das direkte Referat an unseren lieben Herrn hat Bennigsen übernommen, er war dabei gar nicht zu umgehen, u[nd] wird die Sache gut, wie ich hoffe, ausführen. Da er mit Miquel befreundet ist, so wird wahrscheinlich auch in der Auffassung kein großer Gegensatz sein, u[nd] da Bennigsen immerhin der Führer ist, war er der passende Mann. Es ist gut, daß Sie mir schrieben, das Referat solle direkt sein, das wird ihm auch in müden Stunden die Feder beflügeln. Jetzt aber bitte ich Sie hoch u[nd] höchst, mir sofort die Adresse zu senden, unter welcher Bennigsen die Berichte absenden soll oder, da die Vertrauensmänner [für Hannover] wahrscheinlich schon am 27. zusammentreten, noch lieber die Adresse versiegelt mit kurzer Bezugnahme auf mein dahin zielendes Versprechen in sein Berliner Absteigequartier Hotel Royal gelangen zu lassen.

Es sieht in Hannover ganz schlecht aus. Hardenberg[42]) ist ohne Gedanken u[nd] Selbständigkeit, ein würdiger Knappe Eulenburgs, die übrigen

Anstellungen in seiner Nähe so unbedeutend, daß nichts geleistet wird als der schlechteste Beamtenformalismus. Zu helfen ist nur durch völligen Personenwechsel, mit Eulenburg selbst werden die Verhandlungen der Vertrauensmänner keine Frucht bringen, u[nd] bei Bismarck ist das Leiden, daß er selbständige Kraft unter sich nicht gern sieht, u[nd] daß sein eigenes Eingreifen doch nur zufällig, launisch und ganz unsicher ist. Bei alledem werden die Burschen in H[annover] Preußen werden, u[nd] kein Gott soll ihnen helfen.

Unterdes rüsten die Franzosen in verbissener Energie, und jeder Tag macht sie furchtbarer u[nd] die Österreicher kampffähiger. Es steht jetzt bei Metternich oder meinetwegen gar bei einem dänischen Agitator der franzö[s]ischen] Presse, solchen Spektakel zu machen, daß Nap[oleon] seine letzten Karten ausspielen muß, wie schwer ihm das Herz darüber sein mag. Denn wie mir scheint, ist die französ[ische] Unzufriedenheit mit dortigen Zuständen in der Tat intensiv. Dieser Umstand macht den Kaiser abhängiger von den Gelüsten der Schreier u[nd] des Heeres, als er es seit Jahren war . . .

Und nun, mein lieber Freund, innigen Dank für Ihre freundschaftlichen Zeilen. Jeder solche Verlust ist Durchschneiden eines Fadens, der uns mit der Erde verbindet, und er mahnt, sorglich über die Freundschaften zu wachen, die uns geblieben sind. Man lebt ja für große Ideen, u[nd] man arbeitet wohl auch für sie und weiß recht gut, daß sie es sind, die unserem Leben Inhalt geben, wenn man sie pflegt, und Wert, wenn man dafür handelt. Aber was hilft alle Größe der Gedanken u[nd] Taten dem Manne, um dessen Privatleben es kalt u[nd] still wird? Er hört zuerst auf, glücklich zu sein, dann liebenswert zu bleiben, zuletzt mutig zu sein. Mir ist darin immer Friedrich der Große ein trauriges Beispiel gewesen. Er ist mit fünfzig Jahren furchtbar vereinsamt, durch seine Größe, Schuld, Zufall, und gerade in der letzten Zeit bricht bei ihm durch das harte u[nd] fast unmenschliche Leben für Gedanken u[nd] Pflicht, zuweilen sentimental u[nd] kränklich das uralte, untilgbare Bedürfnis liebzuhaben u[nd] liebzusein, einzelnen, die er sich wie Schachfiguren nahegestellt hat u[nd] die er in kalten Stunden auch wie Figuren behandelt. Nun, wir alle, die wir nicht auf einsamer Höhe die Hände rühren, sind besser daran. Wir Deutschen zumal gewinnen gern auch Freunde bei gemeinsamen Interessen u[nd] unserer Arbeit, und wir sind glücklich, wenn solche, die uns wert sind, durch ihre Schätzung unseres Wesens uns den Beweis geben, daß wir selbst etwas Ordentliches taugen, u[nd] nicht weniger glücklich, wenn sie uns Gelegenheit geben, ihnen wieder unsere warme Empfindung für sie zu zeigen.

Doch zuviel der Worte. Ich sitze still u[nd] arbeite, will mich auch diesen Herbst nicht stören lassen. Sie erhalten in einigen Wochen zu dem ersten B[a]nd der Bilder[25]) drei andere, die ich neu ediert u[nd] durch Zusätze zusammengeschnürt habe. Noch bin ich darüber, dann will ich an eine andere Arbeit[43]) gehen. Dem drängenden Briefe des Berliner Komitee[s] der

Nationalen, mich wieder für den Reichstag wählen zu lassen, da mein Wahlkreis gütig gestimmt ist, antworte ich ablehnend. Der Grund ist unabweisbar. Ich kann jetzt meinem Volke mehr nützen als Schriftsteller wie als Deputierter, auch unserem Preußen, wenngleich auf einem Umwege. Vor zehn Jahren oder in zehn Jahren, wenn mir dann die Kraft geblieben ist, wäre u[nd] will ich zu allem bereit sein. Jetzt muß ich wieder einmal meine Flederwische umbinden und in mein luftiges Reich fliegen, wo ich König bin, Bismarck und Opposition, alles zugleich ...

23.

Siebleben, 4. September 1867.

Lieber Freund!

Auf Ihren letzten Brief habe ich sogleich an Bennigsen geschrieben u[nd] ihm den Wunsch ausgedrückt, daß er an den Kronprinz[en] direkt über die betreffende Frage[44]) berichten u[nd] die nötigen Einleitungen treffen möge. Auf andere Anfragen erwarte ich Antwort. Da die Zeit drängte, war dies der beste Weg.

Ich kenne die Stimmung in Hannover nur vom Hörensagen u[nd] habe kein eigenes Urteil. Ich teile ganz Ihre Ansichten über die Opportunität einer solchen Reise, wenn sie gelingt. Aber ich mißtraue den Burschen dort. Das sind Dickköpfe, und sie alle haben etwas von dem Welfenstolz. Die Norddeutschen sind in vielem stärker als die anderen Stämme, aber sie haben nicht die Beweglichkeit u[nd] nicht die höfliche Gutherzigkeit. Und es ist ihnen schwer zu imponieren. In Hessen u[nd] Nassau ist ein König ein großes Ding, in Hannover effektuiert die Majestät nichts. In Kassel war man moralisch über den groben Unflat Dietrich empört, in Wiesbaden aus Opposition liberal, in Hannover war man stolz, königl[iche] Residenz, in Göttingen bevorzugte Universität zu sein u[nd] manches besser zu haben als in Preußen. Dort hat man einen reichen Hof verloren, der Bürger seine Einnahmen, der Adel sein Hofregiment, das ist nicht zu ersetzen. Es gibt für diese Art von trotziger Verbitterung einen Maßstab, über den Sie mir nicht lachen müssen, das Theater. In Wiesbaden u[nd] Kassel war man froh, das Institut zu behalten, in Hannover geht man seit der preuß[ischen] Herrschaft nicht mehr hinein, wie sehr man daran gewöhnt war, u[nd] die Billette werden an Offiziere u[nd], wie man hört, noch so unter der Hand sehr billig abgegeben, um nur die wüste Leere zu vermeiden. Wer sich aus Trotz das Theater versagt, wird auch budieren, wenn ein König kommt, d. h. sich der Rührung eines Familienstückes entziehen. Es fragt sich also, wie viele doch herankommen werden u[nd] wie sich das Volk en masse gebärden wird. Und das ist der Punkt, wo ich unsicher bin.

Während ich dies in der Morgenstunde schreibe, fällt beifolgender Brief[45]) von Bennigsen ein. Ob er recht hat oder nicht, ohne die Hannove-

raner wird doch nichts zu machen sein. Ich habe, da die Zeit drängte, an Bennigs[en] schreiben müssen, daß er im Fall günstiger Möglichkeit direkt an den Kronpr[inzen] schreiben möge...

Ihr vorletzter Brief[46]) ist in treuer Gesinnung bewahrt u[nd] wird mündlich beantwortet...

24.

[Ohne Datum; anscheinend aus Ende Oktober 1867.]

... Ich hoffe, Ihnen zur Ansicht[47]) die sächs[ische] Instruktion „Über Felddienstübungen der Reiterei" im Druck mitzubringen; es sind darin keine anderen Beispiele und Fälle angeführt, als die in einem Krieg mit Preußen möglichen, und aus dem Jahr des Erscheinens, 1867, und einzelnen Angaben über die Operationen der Preußen erhellt, daß es erst jetzt, wahrsch[einlich] im Frühjahr, erschienen ist. Als die „Konstit[utionelle] Zeitung" in Dresden auf die Inkonvenienz vorsichtig aufmerksam machte, verschwanden die Ex[em]-p[lare] aus den Buchhandlungen; sie sind jetzt sehr selten zu haben, und um das in meinen Händen befindliche Ex[em]p[lar] handle ich noch, weil der Besitzer es nicht weggeben will. Aber die Sache ist arg.

Zum Beispiel:

18. Übung.

„Eine preuß[ische] Armee ist in Sachsen eingefallen und hat Dresden besetzt. Die sächs[ische] Armee hat sich an den Fuß des Königsteins zurückgezogen. Daselbst erfährt man, daß die Preußen sich anschicken, die Kunstschätze nach Berlin abzuführen. Da die Bahnen gestört, muß der Transport auf der Landstraße geschehen."

Das ist Bundesbruder. Das wird unter dem Oberkommando des Königs von Preußen möglich!!!...

25.

Leipzig, 6. November 1867.

Lieber Freund!

Kein Gedanke, daß das Reglement für Felddienstübungen der sächs[ischen] Reiterei, welches Ihnen zu Händen kam, nachgedruckt sei. Es ist in einer Dresdner Buchhandlung gekauft u[nd] hat, wie Sie auch aus dem Bleistiftzeichen am unteren Ende — 3 — sehen können, für 3 Silbergroschen käuflich ausgelegen. Es ist Unsinn u[nd] Verlegenheit der Sachsen, einen Nachdruck anzunehmen. Haben sie den ersten Druck mit den preuß[ischen] Beispielen aus dem Handel zurückgezogen, so haben sich einzelne Exemplare in den Buchhandlungen hier u[nd] da erhalten, wie wohl auch sonst bei polizeilichen Einforderungen geschieht.

Haben Sie die Güte, sich daran zu erinnern,[47]) daß ich Ihnen das bez[ügliche] Ex[emplar] als ein auffallendes Faktum vorwies u[nd] dabei

sagte, daß es zu Dresden im Buchhandel gekauft sei. Daß ich Ihnen einen Nachdruck mit Wissen insinuiert, dürfen Sie keinen Augenblick für möglich halten. Und ich hoffe, Sie haben es nicht für möglich gehalten. Die Tatsache steht fest, daß die Sachsen in diesem Jahr die unglaubliche Inkonvenienz begangen haben, unter dem Oberbefehl des Königs v[on] Preußen ein derartiges Reglement zu drucken, u[nd] daß sie jetzt die Klugheit haben, ihre Dummheit dadurch vergessen zu machen, daß sie heftige u[nd] tugendhafte Entrüstung äußern. Die Tatsachen aber sind: erstens, sie haben es gedruckt, zweitens, sie haben es unvollständig zurückgezogen.

Nebenbei sende ich Ihnen das neue Reglement, welches, wie es scheint, in den letzten Wochen neu ausgegeben wurde u[nd] jetzt in allen Buchhandlungen zu haben ist. Ich glaube auch kein Wort von Verschwörern gegen die Selbständigkeit Sachsens. Die armen Herren haben keinen anderen Feind u[nd] Verräter als sich selbst, d. h. die treuen Beamten, welche die Bitterkeit über die Demütigung Sachsens nicht loswerden können u[nd] jeden weiteren Anschluß an den Bund als eine fernere Unterordnung unter das verhaßte Preußen betrachten. Wenn z. B. der hiesige Kreisdirektor [Ludwig Gottlob] v. Burgsdorff in einem offiziellen Toast, den er bei Eröffnung der Eisenbahn nach Leisnig ausbrachte, sich ausspricht: das neue schwarzrotweiße Banner sei ein wesentlicher Fortschritt, man dürfe aber nicht die Hoffnung aufgeben, daß der Tag kommen werde, wo das schwarzrotgoldene über Deutschland wehen werde, so war seinen Zuhörern doch nicht zweifelhaft, daß er die Vereinigung Deutschl[ands] mit Österreich meine. Nun sind diese Stoßseufzer jetzt unwesentlich, denn das Land steht unter dem Einfluß einer großen Strömung, u[nd] wenn uns Jahr u[nd] Tag vergönnt ist, wird dieser Saxonismus zu einer unschädlichen Grille werden; auch ist uns Volk u[nd] Heer für einen ersten Krieg, wenn dieser namentlich *nicht* östreichisch wird, sicher. Man *will* aufrichtig mit Preußen gehen, um sich zu erhalten, u[nd] man kann eigentlich nichts davor, daß man nicht ganz aufrichtig sein kann. Also im großen ist die geheime Gehässigkeit gleichgültig; aber ganz darf man die Augen nicht dagegen verschließen. Denn die separatistischen Neigungen können doch einmal schaden.

Für die nächste Zeit ist Sachsen der eifrigste Agitator für Erweiterung des Bundes. Denn sind erst die Süddeutschen darin, dann hört das Beben vor einem Gewaltstreich der Nationalen auf. Ich hoffe, das nächste Frühjahr bringt eine große Entscheidung: Dann ist Baden mit Heer u[nd] Finanzen in Ordnung und wird dann offiziell die Forderung stellen, in den Bund genommen zu werden, und es darauf ankommen lassen, ob man ihm die Aufnahme vor der Nation verweigern wird. Und das ist gut. Wir kommen dann auch mit Nap[oleon III.] in Ordnung. Überwindet er diesen zweiten Schlag friedlich, dann haben wir nichts mehr zu besorgen, gibt's Kampf, so ist es gut, er kommt, bevor wir älter werden ...

26.

Leipzig, 6. Dezember 1867.

Lieber Freund!

Anbei ein Bündel Bücher, endlich erhalten von einer Buchbinderei, deren Unwürdigkeit Ihnen sichtbar wird, wenn Sie den Rücken der Bände betrachten. Man hat mir mein y, das ich mir durch langes Schreiben mühsam behauptet habe, schändlich genommen. Da haben Sie die Folgen des Saxonismus. Und gegen dies Völkchen will man liebenswürdig sein? Alle Vokale, die nicht ä, u, ai lauten, sind ihm unerträglich, und es wird nicht eher seine Tücken aufgeben, bis es unser Preußen in ein unschädliches Breißchen umgelautet hat. Da haben Sie Ihre Freunde.

Über den neuen Band[48]) wäre manches zu sagen, er liegt als II, 1 bei. Die Arbeit daran war mir nicht ohne Mühe, aber sie wird wenigstens für Frauen nicht übermäßig ansprechend sein. Es sind die harten Flegeljahre unserer Nation von 12—1500, in denen der einzelne sich sehr ungemütlich präsentiert u[nd] in dem Treiben seiner Genossenschaft selten auf lange sichtbar wird. Es ist aber die lehrreiche Zeit, wo unsere Stände sich bilden; über das Rittertum u[nd] seine allmähliche Umwandlung in den niedern Adel ist weitläufig gehandelt, und ich wünsche, daß die Darstellung Ihnen bei gelegentlicher Durchsicht den Eindruck der Neuheit u[nd] einiger Gründlichkeit mache. In der Tat sind über nichts so verkehrte Vorstellungen im Gange als über die ältere Vorzeit unseres Adels, am meisten bei denen, welche Rüstungen u[nd] Erinnerung aus einer Zeit sammeln, wo das alte Rittertum bereits im Untergange war, eine Karikatur früherer Originalität, und wo die Bedeutung der Ritterbürtigen in etwas ganz anderem lag als im Turnieren. Einer unbefangenen Betrachtung ergibt sich hier achtungsvolle Verwunderung über die Kurven, in denen die Entwicklung unserer Volkskraft läuft. Durch Jahrhunderte war die privilegierte Stellung der gepanzerten Reiter u[nd] ihrer rittermäßigen Nachkommen eine bedenkliche Erbschaft, welche uns die Hohenstaufen hinterlassen; erst den Hohenzollern gelang [es,] den mäßigen Adel ihrer Landschaft zum Nutzen des Staates zu verwenden; noch in den Freiheitskriegen war seine Haltung — in der Majorität — nicht durchweg löblich. Erst in der Neuzeit hat der Staat u[nd] die Nation sich darüber zu freuen, daß die preußischen Edelleute auch warmherzige Patrioten geworden sind. Und was hier lehrreich ist, daß die Nachkommen desselben Standes, welcher einst den Staat des Hohenstaufen Friedrich II. verderben half, unter Wilhelm I., dem Hohenzollern, einen hervorragenden Anteil an der entscheidenden Arbeit für den neuen Staat gewonnen haben. Es wird hier erlaubt sein, an naheliegende Persönlichkeiten zu denken. Nicht nur Vernunft der Väter wird den Enkeln zum Unsinn, auch Unfug der Väter kann den Nachkommen zu guter Hilfe werden. Wir beide, lieber Freund, aber wollen jeder auf seinem Terrain dafür arbeiten, daß dem Adel der Gegenwart das,

was ihn tüchtig macht, gesteigert wird, und daß ihm nicht bleibt, was ihm als ein Rest von Schwäche u[nd] Kränklichkeit aus alter Zeit übriggeblieben ist . . .

27.

Leipzig, 11. Dezember 1867.

Mein lieber Freund!

Es sind jetzt drei Tage, daß ich Ihr Buch[49]) in Händen habe, und ich habe es jeden Tag einmal durchgelesen. Ich danke Ihnen innig für die Mitteilung. Es ist gerade so gut. Einige kleine Wünsche für weitere Ausführung habe ich auf beiliegendem Zettel[50]) notiert. Mein Urteil über Ihre militärischen Qualitäten ist durch die Lektüre gänzlich bestätigt. Es sind freilich nur die Ahnungen eines Laien und die warmherzigen Ansichten eines Freundes. Aber ich glaube doch recht zu haben, wenn ich uns Preußen zu Ihrer Existenz Glück wünsche. Möge Ihnen die aufreibende Tätigkeit Ihres Amtes die Frische erhalten, welche der General mehr braucht als jeder andere Schaffende. Kommt wieder ein großer Krieg, so wird der Anspruch an Stärke, Energie und Tatkraft der Führer wahrscheinlich weit größer werden.

Für Ihren Beruf ist es natürlich, unruhig suchend in die Zukunft zu spähen. Seit Preußen aus seinem idyllischen Gezänk zwischen Regierung und Volk zu seiner großen Aufgabe heraufgetrieben wurde, dürfen wir uns nicht auf 50 Friedensjahre gefaßt machen. Da ist zuerst Frankreich—Östreich. Es ist sicher ganz unmöglich, zu sagen, ob uns diese Prüfung erspart bleiben wird. Daß der Krieg von 1866 nicht zu Ende geführt wurde, setzt uns dauernd in Gefahr. Die deutsche Konstituierungsfrage ist, wie es scheint, weiter als je von ihrer Lösung, und die Schwankungen und Perfidien Napoleons werden unberechenbarer. Aber eins steht fest, notwendig, d. h. vernünftig, ist ein solcher Krieg nicht. Die wirklichen Interessen der Nationen fordern ihn nicht, ja sie heischen Frieden und freundlichen Verkehr. Diese faktischen Interessen sind noch nicht stark genug, um immer das letzte Wort zu sprechen, und sie können jeden Tag durch dynastische Rücksichten zurückgedrängt werden. Aber sie wachsen mit jedem Jahr an Einfluß, und wenn wir in dieser nächsten Zeit über die Vibrationen in Paris und Wien wegkommen, ist die Wahrscheinlichkeit da, daß wir von dieser Seite Ruhe behalten.

Weit anders steht die Sache mit Rußland. Dort ist ein Umschwung eingetreten, der uns in kurzem unleidlich werden wird. Der brutale Übermut dieser Fanatiker Jungrußlands hat Anteil an der Regierung gewonnen. Die Familie des Nikolaus hat das kleinere Übel gewählt und hat die Sozialisten, welche gegen den Kaiser und die Beamten konspirierten, in die Regierung aufgenommen,[51]) und diese Burschen brennen von Haß gegen deutsches Wesen. Die unerhörte Willfährigkeit, mit welcher Preußen bisher die Interessen seiner östlichen Landeshälfte dem erträglichen Einvernehmen mit Rußland geopfert

hat, kann nicht länger dauern. In zwei Jahren, wo die Grenz- und Tarifkonvention zu Ende geht, wird der erste Zusammenstoß der Interessen klar werden. Auch die sehr ungelegene Mißhandlung der Deutschen in den Ostseeprovinzen wird den Riß vermehren.

Nun ist ein Krieg gegen Rußland ein sehr widerwärtiger Krieg, wir haben genug an undeutschen Elementen und dürfen doch im Fall eines Krieges nicht nur um Zölle fechten; denn dann gilt es, das Andringen halbasiatischer, verdorbener Bildung stark zurückzudrücken.

Solange der König lebt, mag der Friede dauern und durch peinliche Sorgfalt die Differenzen verdeckt werden. Unter einem neuen König wird die Differenz eklatieren. Denn hier ist eine kräftige Änderung nationales Interesse. Wir dürfen ein Prohibitivsystem, das höchst feindlich gegen uns arbeitet, auf die Länge nicht dulden.

Für einen solchen Krieg ist Österreich unser Alliierter. Überhaupt ist unser Interesse, Östreich zu stützen, sobald es empfänglich für diese Freundlichkeit wird. Von langer Dauer ist sein Leben doch nicht, und seine Fortschritte bergab fördern wir als Bundesgenossen in einem Kriege besser.

(Schluß fehlt.)

28.

Leipzig, 1. Februar 1868.

Mein lieber Freund!

Weiß der Kuckuck, weshalb ich mir nach Ihrem Harfenbriefe eingebildet hatte, daß das verheißene Instrument ein Gebäck sein würde. Es war also eine prächtige Überraschung. Und der Inhalt ist des höchsten Lobes würdig. Es ist wirkliche Äolsharfe, die Luft angenehm u[nd] großartig erfüllend. Und der Inhalt wird noch mit Weihe geraucht, in den Stunden, wo ich mich berechtigt halte, mir etwas zugute zu tun. Haben Sie herzlichen Dank, Sie haben mir eine recht große Freude gemacht, die treue Gesinnung würde auch mäßigen Inhalt mit zierlichen Ringelwolken als Arabesken umziehen, aber ich habe hier nichts Gleiches. Der Rest wird aufgehoben, wenn Sie mit Normann kommen.

Das war wieder eine freudige Aussicht. Und ich halte Sie fest. Ich bin schon bei dem Gedanken vergnügt, u[nd] wir wollen die Zeit als recht gute Gesellen verplaudern. Lassen Sie mich's vorher wissen, damit ich Sie logiere. Ist mein eigenes Quartier auch klein, ich habe in der Nähe Kontrakt mit einem sicheren Hotelier u[nd] Sie sollen es so bequem als möglich haben. Grüßen Sie Normann von Herzen, gute Freundschaft macht lustig, und er darf nicht fehlen.

Daß Sie auf Frieden hoffen,[52]) ist tröstlich. Wenn der Friede nur nicht durch Andeutungen Bismarcks erkauft ist, die er an Frankr[eich] u[nd] Östr[eich] wegen der Mainlinie gemacht hat. Wenigstens verhält er sich

den Badensern, die vor Begier nach dem Eintritt brennen, so kalt abwehrend, daß die Regierung dort gar nicht den Mut hat, die Initiative zu ergreifen; sie fürchtet, wie man mir schreibt, dieselbe Antwort, die er ihnen im vorigen Jahr gegeben, ob sie die Verantwortung eines europäischen Krieges auf sich nehmen wollten. Die Regierung wird deshalb im Zollparlament nicht die Initiative ergreifen, sondern ihren Abgeordneten unter Bluntschlis Führung die Verständigung mit der Major[ität] des Reichstags überlassen, u[nd], wie zu hoffen, wird die Agitation vom Reichstag ausgehen. Jedenfalls ist das auch das richtige. Und die Frage ist nur, ob G[ra]f Bismarck gedrängt sein will oder nicht. Ich bilde mir ein, er wird sich von den Impulsen u[nd] der Stimmung leiten lassen, soweit er nicht engagiert ist. Ob gern? — Nun ist ja richtig, daß der Süden für Konsolidierung des neuen Status nicht nützlich, sondern schädlich ist, u[nd] daß für unsere inneren Verhältnisse sehr gut wäre, wenn wir die Landsleute aus Oberdeutschl[and] noch einige Jahre entbehren könnten. Aber die Sicherheit eines Friedens erhalten wir nicht eher, bis diese Frage entschieden ist; bis dahin bleibt ein Schwebezustand, der den friedlichen Verkehr lähmt, die Autorität des Nordbundes mit dauernder Beeinträchtigung bedroht u[nd] den Erwerb jener Landschaften immer unwahrscheinlicher macht, je mehr Frankr[eich] u[nd] Östr[eich] in ihrer Heeresmacht resp. Organisation erstarken. Allgemein ist die Empfindung, daß Gefühl der Kraft, des Wohlstandes u[nd] lohnende Arbeit des Friedens erst, wenn die Mainlinie beseitigt ist, in den Privatverkehr kommen werden. Bis dahin sind Staatsleben, Verdienst und Ruhe nur provisorisch. Vollends übel ist die Stellung Badens. Es hat unter Mathys[29]) Führung sich stark angespannt, um den Forderungen des Bundes gerecht zu werden, u[nd] es ist fertig u[nd] fähig, die Präſtanda zu leisten. Wird sein Wunsch nicht erfüllt, so tritt dort notwendig eine Reaktion ein; die Steuerspannung, die Aushebung fordern zum Vergleich mit den Nachbarn auf, die Regierung vermag in der Isolierung nicht zu dauern und muß in den süddeutschen Schlendrian zurückfallen. Denn der Zweck der Opfer wird dem Volk dort unerfindlich. Das ist kein entscheidendes Moment, aber es ist ein Gewicht in die Wagschale mehr.

Die Gefahr Preußens ist, solange das neue Ministerium in Österreich dauert, zuletzt ein Bündnis Frankreichs und Rußlands, welches von Napoleon ebenfalls eifrig betrieben wird, bis [es] jetzt an Polen ein unüberwindliches Hindernis gefunden hat. Aber bei zwei despotisch-regierten Staaten ist auf dergleichen Groll nicht allzuviel zu bauen. Beide mag die bittere Not doch zusammenbringen. Die realen Verhältnisse [im] Orient hindern Frankreich nicht. Für einen preußischen Minister gibt es wohl keine dringendere Aufgabe, als Frankreich u[nd] Rußland auseinanderzuhalten, Frankreich u[nd] Östreich als Bundesgenossen zu gewinnen gegen Rußland.

Ich habe bei früheren Behauptungen über unsere künftigen Konflikte mit Rußland nicht Ihre Beistimmung gewonnen, möchte aber doch noch

einmal darauf zurückkommen. Was dort jetzt arbeitet, ist eine sehr merkwürdige slawische Phantasterei. Es ist eine Eroberungslust und eine so verbissene Feindseligkeit gegen alles Deutsche — nicht etwa nur in den Ostseeprovinzen —, daß sie uns billigen Deutschen wie Wahnsinn erscheint. Ich lasse russische Zeitungen für die Grünen halten u[nd] mir daraus berichten. Das Bild daraus, zu deutschen Privatbriefen gehalten, ist ein sehr unerfreuliches. Es ist keineswegs sicher, daß die russische Regierung Kraft u[nd] Ruhe genug behält, den Sturm ihrer jungen Presse zu überherrschen. Sie teilt aber nicht die maßlose Selbstüberschätzung ihrer barbarischen Bevölkerung und, seitdem sie Preußens nicht mehr sicher ist, bleibt ihr für den Fall einer notwendig werdenden Ableitung des moskowitischen Eifers doch nur Frankreich. Ja, es ist nicht ganz unmöglich, daß sie auch ohne Frankreich etwas im Orient wagt.

In Preußen ist man so gewöhnt, sich von Rußland vieles gefallen zu lassen, daß man fast vergessen hat, wie der gegenwärtige Grenzzustand und die Behandlung der deutschen Staatsbürger in Rußland unerträgliche Lasten sind. Es ist allerdings richtig, daß der Notstand in Ostpreußen, die Verkommenheit der rechten Oderseite Schlesiens, das ganze langjährige Siechen unseres Osthandels Schuld einer russischen Staats- u[nd] Handelspolitik sind, welche mit aller Kultur des 19. Jahrh[underts] in schreiendem Widerspruch steht. Denn wir sind ein Kolonistenstaat. Das Gedeihen Schlesiens, der Mark, Preußens beruhten seit dem 13. Jahrhundert auf dem lebhaften Verkehr mit Polen u[nd] dem weiteren Osten. Nicht nur der Großhandel — was weit wichtiger ist, das ganze kleine Gewerbe. Fast alle Städte Schlesiens, der Mark, Ostpreußens, waren Tuchmacherstädte; dazu kamen später andere Wollwaren, z. B. Strumpfwirkerei, und Leinwand, nächstdem Metallarbeiten. Seit dem Jahr 1815 sind viele Tausende Webstühle eingegangen u[nd] die moderne Maschinenfabrikation nicht in irgend entsprechender Ausdehnung an die Stelle getreten. Die genannten Provinzen resp. Teile derselben waren von 1790 bis 1805 zuverlässig wohlhabender als jetzt. Die Erinnerung daran ist in den unteren Kreisen des Volkes sehr lebendig. Sie wird sehr bald in den Reichstagen zu Forderungen stacheln. Die neue Revision des russischen Zolltarifs wird, wie vorauszusehen, die Absperrung der Slawenländer nicht aufheben, nur die Engländer, welche, weit früher u[nd] klüger als wir, bei der Kommission in Petersb[urg] ihr Interesse wahrgenommen, werden vielleicht einige wesentliche Konzessionen abringen. Dann wird die Unzufriedenheit bei uns laut werden. Ferner: Wir sind gewöhnt, bei Geschäftsverkehr in Rußland gehäufte Schikanen und Brutalitäten zu ertragen. Freilich ist, wie G[ra]f Bismarck im Reichstag sagte, unsere Unverschämtheit gegen Beamte zumeist schuld. Das wird jetzt anders werden. Hoffentlich werden auch wir an Selbstgefühl so wachsen, daß unsere Regierung wie die Englands für Beleidigung u[nd] Mißhandlung ihrer Untertanen eine Rechenschaft fordern wird, die sich nicht mit einer höfischen Diplomatenphrase be-

friedigt. Sobald das geschieht u[nd] wieder u[nd] wieder geschieht, tritt bei dem Wesen der Russen eine scharfe u[nd] höchst gereizte Stimmung ein.

Endlich ist uns nicht gleichgültig, ob die elende Versunkenheit der griechisch-russischen Kirche u[nd] alle Depravation des heiligen Moskwa mit Gewalt an unseren Grenzen ausgebreitet werden. Es gibt eine Behandlung auch fremder Untertanen durch ihre Regierung, welcher zivilisierte Staaten nicht ruhig zusehen können.

Das wird erkälten u[nd] feindselig stimmen bei uns. Es wird eine Wut in Rußland hervorrufen, gegen welche die gegenwärtigen Behauptungen, daß Mähren und Böhmen russisch werden müssen, ein Kinderspiel sind. Und der Hochmut wird dort den heiligen Krieg fordern.

Es ist etwas in dem russischen Wesen, was gute, ja erträgliche Nachbarschaft nicht gestattet, u[nd] ich möchte noch einmal das undankbare Amt eines Propheten usurpieren und behaupten, wir werden einen Konflikt mit Rußland haben, u[nd] er wird groß sein, und das wird nicht fünf Jahr[e] dauern.

Kommen wir dazu, ohne unsere Schuld, so müssen wir auch wissen, was wir von Rußland zu wollen haben.

Darüber wieder einmal, wenn Sie nicht so müde sind, wie Sie dieser endlose Brief machen muß.

Ihrem lieben Gemahl sende ich meine herzlichen Huldigungen, Ihnen alle Liebe u[nd] Treue

Ihres

Freytag.

29.

3. Februar 1868.

Lieber Freund!

Heute erhalte ich die Nachricht vom Tode Mathys.[53]) Dieses Unglück legt mir die Pflicht auf, sogleich nach Karlsruhe zu reisen. Ich zeige dies an, damit Ihr lieber Plan, hierherzukommen, sich nicht etwa in meiner Abwesenheit realisieren wollte. Sobald ich zurückgekehrt bin, melde ich mich. Ich verliere in dem Geschiedenen einen treuen Freund, wir alle viel. Er war jetzt für Baden ein Segen, sein Verlust ist auch für den Großherzog und die großen Interessen in dieser Entscheidungszeit unersetzlich.

In Liebe u[nd] Treue

Ihr

Freytag.

30.

Leipzig, 21. Februar 1868.

Lieber Freund!

Heute komme ich nur an die frohe Hoffnung erinnern, welche Sie mir gemacht haben. Es wäre doch sehr schön, wenn Sie Leipzig, das heißt diesmal mir, die Freude machten, herzukommen. Jede Zeit ist recht und schön. Jetzt

aber erhebt sich ein besonderer Umstand, den ich, wie der König im Hamlet, mit einem Auge froh, mit dem anderen weinend berichte. Wir haben Sonntag, Montag, Dienstag[54]) hier großen Karneval. Diese Erfindung, seit vorigem Jahre eingerichtet, wird in diesem Jahr — nach hiesigen Begriffen prächtig — szeniert werden. Am Montag früh großer Maskenzug durch die Stadt, mit Schaugerüsten u[nd] unsäglichem Pomp. Wenn Sie in diesen nächsten Tagen kommen, so haben Sie einige originelle u[nd] charakteristische Eindrücke meines lustigen Leipzig, die ich Ihnen wohl zudekretieren möchte. Und da wir jeden Augenblick uns dem Trubel entziehen können u[nd] ich nur, soweit Ihre Bequemlichkeit das wünschenswert macht, aus meiner stillen Stube herabsteigen würde, so hätte dieses Stadtfest auch nichts Störendes für Sie. Wir würden wohl ein stilles Fenster finden, von dem wir den Zug ansehen könnten, u[nd] Gefahr einer Entdeckung scheint mir durchaus nicht vorhanden.

Andererseits wird dadurch in der überfüllten Stadt der stille Komfort vertraulicher Schenken alteriert, sogar vielleicht die Logisbequemlichkeit, für welche ich bestens zu sorgen bestrebt sein werde, geringer. Ich fühle mich daher verpflichtet, die Tatsache zur Wahl und Entscheidung anheimzugeben...

31.

Leipzig, 20. März 1868.

... Was Sie mir über die notwendige Fortbildung der Bundesverfassung[55]) sagen, ist mir ganz nach dem Herzen, und ich habe sogleich einen Anfang gemacht, die Sache anzuregen. Zunächst durch kurze Erwähnung; weitere Ausführung und das nötige Werben sollen folgen. Aber, lieber Freund, Sie spornen zwar sehr hübsch meinen journalistischen Ehrgeiz. Dennoch bin ich zu der bescheidenen Erklärung genötigt, daß meine oder überhaupt der Presse Tätigkeit deshalb nicht wesentlich fördern können, weil uns allen, die wir außerhalb der Geschäfte stehen, die Detailkenntnis zu sehr fehlt. Man kann in diesen Dingen nur mit Erfolg agitieren, überzeugen und drängen, wenn man an zahlreichen Beispielen u[nd] an jedem einzelnen Fall die Notwendigkeit der Änderung eindringlich machen kann. Zuerst ist die allgemeine Ansicht, daß Bismarck, wie er auch wirtschafte, immer noch weit besser sei als seine ideenlosen und verkommenen Kollegen, u[nd] daß er, wie er auch sei, bei dem Werk nicht entbehrt werden könne. Es wird also der neue Gedanke sich nur Bahn brechen, wenn wiederholt auf die unerträglichen Übelstände des bisherigen Verfahrens hingewiesen werden kann.

Ferner müssen wir sagen können, was soll werden, und wie soll das unter den gegebenen Verhältnissen werden. Verantwortliche Leiter der Departements, mit der Freude u[nd] der Freiheit eigenen Schaffens. Gut. Sollen Minister oder Quasiminister des Bundes eingerichtet werden, welche neben den preußischen Ministerien des Handels, der Finanzen, des Krieges

stehen? Sollen die betreffenden preußischen Ministerien für Bundesministerien erklärt werden und neben Bismarck treten? Beide Methoden schaffen bedeutende Schwierigkeiten, deren Überwindung zweifelhaft ist — wie die Dinge unter König W[ilhelm] liegen.

Werden besondere Bundesminister eingerichtet, so wird zuverlässig ein Keim der Auflösung in den preuß[ischen] Staat gepflanzt. Der Dualismus würde, wie in Österreich, sich überall geltend machen.

Werden die betreffenden preuß[ischen] Minister zu Bundesministern, so wird das System mit unfähigen oder unpopulären Männern auf den Bund übertragen. Dennoch neige ich mich zu der Ansicht, daß nur dieser letztere Weg übrigbleibt. Es ist keine besonders lockende Aussicht, den guten Itzenplitz[56]) in neuen Aufgaben zu sehen, denen er zuverlässig nicht gewachsen ist, und Delbrück wird keine große Freude haben, unter ihn zu treten. Aber das sind doch nur Personenfragen, u[nd] eine Abhilfe ist möglich. —

Wahrscheinlich wird das Resultat der Agitation, welche Bism[arck] mit tiefer Entrüstung betrachten muß, das sein, daß etwas neues Provisorisches u[nd] Ungenügendes erfunden wird. Er wird nie gleichberechtigte Kollegen im Bund neben sich ertragen; aber er wird sich herbeilassen, Räte mit weiteren Befugnissen u[nd] einer gewissen beschränkten Selbständigkeit den einzelnen Branchen vorzusetzen. Damit werden wir uns bescheiden müssen. Das Mißverhältnis zu den betreffenden preuß[ischen] Ministern wird, so fürchte ich, dadurch nur größer werden. Aber sobald diese Departementschefs etwas zu vertreten haben, wird auch einigermaßen das Gefühl der Verantwortlichkeit in sie kommen und der Tatentrieb. Und die Maschine wird wenigstens regelmäßig gehen. — Haben Sie eine Stunde Zeit, so teilen Sie mir Ihre Auffassung der Sache mit u[nd] geben Sie mir zu meiner Privatbelehrung einige Beispiele von den gegenwärtigen Inkonvenienzen . . .[57])

32.

Leipzig, 14. April 1868.

Lieber Freund!

Ich lebe, ich schreibe, ich bin für drei liebe Briefe in Ihrer Schuld. Diese Schuld abzutragen durch zeitgemäße Betrachtungen über Menschenleben und Versicherungen alter Treue beabsichtige ich aber heut noch nicht. Ich will Ihnen nur meine große Freude darüber aussprechen, daß Sie einmal aus dem Kommandantenturm Ihrer Galeere herausfliegen ultra montes.[58]) Das war sehr brav vom Kronprinzen u[nd] soll ihm gedankt sein, daß er Sie gewählt hat. Stattlicher Repräsentant, Erinnerung an 1866 usw. Sie werden freilich in dem Trouble der Feste selbst wenig Gelegenheit haben, eingehende Studien zu machen, wenigstens mehr über den Hof, als über Heer u[nd] Nation. Aber auch die Menschen, anders geformt u[nd] für

die Zukunft **nützlich zu kennen**, sind etwas wert. Und noch lieber ist mir, daß Sie einige Tage Gelegenheit haben, dem Kronprinzen Tugend u[nd] Weisheit zu künden.

Auf Ihr Urteil über die Physiognomie italienischer Politik bin ich sehr neugierig. So weit ich von hier aus mir ein Urteil bilden kann, ist das tödliche Leiden Italiens, daß sie viel zu viel gemacht haben, was [der] Bundeskanzler viel zu wenig macht, ein Beamtenregiment ohne Material. Eine Regeneration Italiens ist nur durch gänzliche Änderung des Prinzips zu bewirken. In Italien gibt es keine erwähnungswerte Landgentry, die Städte umschließen Bürgertum u[nd] Grundbesitzer, es gibt dort keine opferfähige Hingabe an das Vaterland in der Mehrzahl der Menschen, aber einen sehr großartigen, opfergewöhnten Kommunalsinn. Es war deshalb in It[alien] Aufgabe, eine Dezentralisation der Regierung zu ertragen u[nd] zu befördern, indem man die zahlreichen Städte auch, wo sie es noch nicht waren, zu Präfekten größerer Kreise machte, ihnen Steuererhebung, Polizei, Gerichte übergab, aus den Deputierten dieser kleinen Republiken die Volksrepräsentation zusammensetzte, und — ähnlich wie der Norddeutsche Bund oder die Schweiz — nur Diplom[atie], Heer, Flotte, Administration der Verkehrsanstalten und rechtliche Gesetzgebung (Zivil, Kriminal) zentralisierte, sowie die dafür nötigen Steuern. Allmählich konnte man dann straffer anziehen, wenn man die Kraft fühlte.

Das zweite Leiden, Katholizismus u[nd] Schule, ist freilich sehr tief im Fleisch. Und daß eine Regierung, die doch nach französ[ischem] Muster alles zu leiten prätendiert, für die Notwendigkeit großartiger Schulreformen so wenig Sinn u[nd] Kapital aufzuwenden hat, ist ein sehr miserabler Zug. Es fehlt, so scheint mir, dem Italiener dafür das Verständnis. So wird ein schönes u[nd] feinfühlendes Volk sogar durch seine politische Selbständigkeit ruiniert.

Kennen Sie Usedom[59]) bereits? Sehen Sie ihn in Bozen, so bitte ich, sagen Sie ihm von mir viel Herzliches. Er ist ein edler, sehr freier Mensch, von einer großen Zuverlässigkeit u[nd] von unübertrefflicher Liebenswürdigkeit des Herzens; da, wo er vertraut, arglos wie ein Kind und mitteilend. Da ich nicht weiß, ob u[nd] wie Sie ihn kennen, u[nd] gern möchte, daß Sie seine Forcen genießen, so nehme ich mir die Freiheit, Ihnen beifolgenden Gruß an ihn beizulegen. Haben Sie einen Grund, denselben nicht abzugeben, so geben Sie ihn nicht ab. Es ist nur für den Fall geschrieben, daß Sie mit ihm bei einer Zigarre über die Heimat plaudern wollen. Und so gute Fahrt u[nd] frohes Wiedersehen! Ich bringe im Mai meine Frau zum Besuch nach Schlesien, von dort komme ich nach Berlin. In der nächsten Woche hat mich Herzog Ernst für einige Tage nach Gotha zitiert.[60])

Ihrem Gemahl, meiner gütigen Freundin, herzliche Huldigung, Ihnen alle Liebe u[nd] Treue

Ihres

Freytag.

33.

Siebleben, 14. Juni 1868.

Mein lieber teurer Freund!

Daß ich hier sitze, ohne in Berlin gewesen zu sein, verursacht mir zuweilen geheimes Herzeleid. Aber es war doch richtiger. Sie nach der Rückkehr von der großen Triumphreise zuverlässig in der Stimmung sich zu sammeln u[nd] kopfüber in Arbeit, Normann bei Friedrich dem Großen in Potsdam, meine Professoren auch durch gelehrte Besucher überlaufen u[nd] ich nur zwei Tage frei von Familienpflicht u[nd] Arbeit. Aber los werden Sie meine Heimsuchung darum nicht, ich werde kommen wie Ziethen aus dem Busch, in irgendeinem gewählten Moment.

Dank für Ihren Reisebericht, es war eine frohe Stunde, wo ich ihn las. Es hebt das Leben, unter so privilegierten Verhältnissen fremde Kultur u[nd] Menschenart zu beobachten, es macht nicht nur innerlich reicher, es gibt auch für die Zukunft eine Garantie. Daß Sie dem Kronprinzen,[58]) als er diese wichtigen Anschauungen aufnahm, beratend zur Seite standen, das ist für Ihre eigene Karriere von großer Wichtigkeit, Sie sind für die italienischen Menschen und Dinge zu einer Autorität geworden, und es ist fortan nicht mehr denkbar, daß Sie anders als etwa vorübergehend von dem Zentrum der Geschäfte getrennt werden. Nach dieser Richtung hat Italien die Arbeit von 1866 ungefährlicher, vielleicht nicht weniger wirksam, fortgesetzt. Da ich mir die Freiheit nehme, in der Stille auf Sie stolz zu sein u[nd] zu hoffen, daß Ihre Kraft dem Vaterland noch sehr gut tun soll, so stand dieser Eindruck bei der Lektüre obenan. Eigentlich aber doch nur, weil ich mich wieder der Festigkeit u[nd] Klarheit Ihres Urteils freute. Denn nach dieser Richtung verdient der Reisebericht das beste Lob, es ist Urteil eines Mannes. Man hat auch da Zutrauen, wo man, wie bei dem Referat über die Italiener, eben nur das Urteil erhält.

Aus allem schließe ich, daß Ihnen Usedom[59]) nicht gerade zugesagt hat. Sie mögen auch hier sehr recht haben. Fünf Jahre Italien bei seiner Persönlichkeit machen nicht stärker, und seine liebenswürdige Humanität hat ihn in Geschäften immer dazu gebracht, mit mehr[er]en Vertrauten zu operieren. Das Urteil über Bernhardi[61]) stimmt wörtlich mit den Eindrücken, die er mir gemacht. Er ist der Typus eines Menschen, der in der Antichambre russischer Diplomatie gehorcht hat, daher auch die Freude am Skandalösen und Anekdotenkram, der bei uns ganz aus der Mode ist. Man muß sich bei diesen Schwächen, die ihn für Geschäftsberichte unbrauchbar machen — ich erinnere an seine Augustenburger Mission in England —, erst erinnern, daß derselbe Mann, wenn er sein wollte, was er könnte, der erste Militärhistoriker, ein ausgezeichneter Heraldiker und in allerlei anderem seltenen Wissen höchst respektabel sein könnte. Es liegt darin auch für uns andere Schriftsteller eine Lehre, nicht zu vielerlei bedeuten zu wollen. Es ist überhaupt

eine wunderliche Präsumtion, daß der, welcher gut über Volk u[nd] Staatsleben geschrieben, auch das, was erst werden soll, gut machen könne. Er wird im Gegenteil, wenn er der Gewohnheit verfallen ist, die Dinge mit der souveränen Freiheit und Ruhe eines Historikers zu betrachten, zuverlässig die Geschäfte unruhig oder von dem Standpunkt betreiben, daß sie sich von selbst machen. Das letztere tat zum Beispiel Dahlmann im Jahr 1848, als ihm der Auftrag wurde, ein Reichsministerium zu bilden. Er schrieb einen Brief deshalb an Gervinus u[nd] kümmerte sich 14 Tage nicht weiter um die Sache, bis er zu der Erklärung veranlaßt wurde, er könne kein Ministerium zustande bringen.

Sie klagen über die Kurzsichtigkeit der Volksvertreter, welche durch ein ungeschicktes Votum die ganze Staatsmaschine ins Stocken bringen. Sie meinen damit nicht die famose Marineabrüstung, einen sehr unverständlichen Aktus. Aber Sie haben sonst wohl guten Grund dazu. Woher aber? — Verfassungsleben fordert gebieterisch seine Konsequenzen. Solange eine Regierung der tatkräftigen Partei, welche die Arbeiten macht und im ganzen die ehrgeizigen Talente umschließt, so fremd gegenübersteht, und solange diese Partei selbst noch nie die Geschäfte geführt hat und ihre Führer aus der subalternen Stellung oder kleinen Volkskreisen ihre Anschauungen gewinnen müssen, kann das ja gar nicht anders sein. Im ganzen ist dieser Weg, wie wir allmählich aus dem Patrimonialstaat zur Repräsentation uns durcharbeiten, doch kein schlechter, und ich hoffe, die Nachkommen sollen mit besonderer Achtung auf die Ehrlichkeit, Selbstverleugnung u[nd] auch auf die Intelligenz unserer kleinen Abgeordneten zurücksehen. Wer regieren will, muß zuerst eine Partei zu führen verstehen. Bismarck ist doch nur möglich in einer Tageszeit, welche aus der Nacht in das helle Licht herüberführt.

Jetzt mag schönes Chaos sein. Wenn ich nur wüßte, wer eigentlich Kriegsminister ist, Roon? Es scheint nicht. Podbielski?[62]) Scheint auch nicht. Sie? manchmal. Lassen Sie sich's aber nicht leid tun, daß Sie es nur hinter den Kulissen sein können. Zwar die beliebte deutsche Theorie von dem Nichtabnutzendürfen ist gar nichts wert. Solange einer Leben behält, Geist u[nd] Körper frischbleiben, nutzt er sich nicht ab, wenn er auch einmal nicht recht behält oder seine Popularität klein wird. (Nur *abarbeiten* darf er sich nicht.) Aber es wird doch für Preußen einmal der Tag kommen, wo *neue Namen* sehr wünschenswert werden, und auch den Gegnern gegenüber, d. h. zunächst den verbündeten Regierungen, dem Kriegsminister vorteilhaft ist, wenn er sich nicht bereits gebunden hat. Noch mehr vor der Volksvertretung. Ich denke, Sie halten bis dahin aus.

Wenn ich nur sicher wäre, ob Sie Kriegsminister werden sollen oder General im Felde. Sie antworten: Beides. Aber der Weg, auf dem Sie jetzt gehen, macht Sie mehr zum Minister als zum Gewaltigen des Heeres. Nicht Ihre Fakultäten formt er, aber ihre Interessen u[nd] die maßgebenden Ansichten. Es wird nicht leicht sein, beides zu verbinden. Sie aber sind

ein geborener Feldherr, bellator, Feuer ist da, Nerven sind nicht da, Dauer ist vorhanden, Hartnäckigkeit u[nd] Gleichgültigkeit. Sie halten's länger aus als die meisten anderen, und das ist zuletzt doch die Hauptsache. Darum tun Sie jetzt reichlich Ihre Pflicht, nicht mehr, u[nd] essen Sie gut u[nd] machen sich tüchtig Bewegung! Ich spreche als Weiser, denn ich bin 52 Jahr und Sie erst 50, also gegen mich gewissermaßen jung.

... Ihr Wunsch in betreff des päpstl[ichen] Nunzius[63]) ist erfüllt, die Grünen[5]) haben geklagt, ich wollte Ihnen die Nummer auf Ihrer Durchreise durch Leipzig noch zustecken, es machte sich aber nicht unbeobachtet. Es scheint, daß die Kronprinzeß u[nd] der Herzog v[on] G[otha] weiter agitiert und den König fortifiziert haben.

Ich gehe zum 20. nach Karlsruhe in Angelegenheiten Mathys,[53]) bin den 1. in Leipzig, den 2. wieder hier. Die kleinen G[ren]zb[oten] halten sich ihre Abonnenten, sie versenden 1200 u[nd] die Zahl steigt.

Ihrem Gemahl meine herzlichsten Huldigungen. Ihnen alle Liebe u[nd] Treue

Ihres

Freytag.

34.

Siebleben, 22. August 1868.

Mein lieber Freund!

Vorigen Sonntag führte mich eine Einladung meines Landesgebieters in Reinhardsbrunn mit Herzog Friedrich von Augustenburg[64]) zusammen. Unerfreuliches Wiedersehen und unerfreuliches Gespräch ... Da er nun persönlich, als Fürst betrachtet, ein ehrlicher Mann ist, so darf er einem wohl leid tun ... Von einem anderen Unzufriedenen ... sende ich Ihnen einen Brief, dessen Mitteilung an Sie mir geboten scheint, da Sie die Güte hatten, sich zum Boten eines Briefes an ihn zu machen, und es vielleicht gut sein wird, wenn Sie im Fall eines Wiedersehens über seine Auffassung orientiert sind. Sie sehen, daß Usedom[59]) Bismarck für den Urheber jenes Desaveu im „Staatsanzeiger" hält. Ach, die Sprache des Briefes ist die eines feinfühlenden, weichen, eifrigen Mannes, nicht eines Politikers, wie Preußen sie jetzt braucht. Einer späteren Generation wird nichts so auffallen als die Familienähnlichkeit, welche in den preußischen Charakteren aus der letzten Zeit Friedr[ich] Wilh[elms] III. hervorbricht. König Friedr[ich] Wilh[elm] IV., Humboldt, Bunsen, Usedom und Dutzende anderer bis zu Varnhagen herab, die Mischung ein wenig anders, die Grundlagen für Urteil und Handeln fast genau dieselben.[65]) Es sind die Söhne der Väter, welche Lafontaine, Iffland, Jean Paul bewunderten und den Staat für ein Stück der geheimen Wirklichkeit hielten, der eine schöne Seele sich entheben müsse.

Geffcken frug mich, wie wahrscheinlich viele andere, ob er die Aussicht, in den Bundesrat zu kommen, poussieren solle. Natürlich, er wird dort

ziemlich an seinem Platz sein, und er hat gar keine Wahl, denn Untätigkeit ist für ihn verderblich. Auch hat der Vertreter von Hamburg in diesem Kollegium eine ganz besondere und sehr dankbare Stelle. Es ist wohl möglich, daß seine Übersiedlung nach Berlin nicht in jeder Hinsicht willkommen sein wird, indes man muß sich mit ihm einrichten. Und es ist ihm gegenüber zuweilen nötig, sich zu sagen, wie brav und tüchtig er ist.

Mit dem Kronprinzen hatte ich eine Unterredung auch über Sie. Und ich muß Ihnen als Antwort auf eine Andeutung Ihres Briefes sagen, wie ehrlich und warm der Herr sich über Sie äußerte und mit welcher innigen Achtung. Er sagte auch, er wolle Sie in seine Nähe ziehen. Ich entgegnete ihm, es geht den Fürsten wie einem, der einen kräftigen Baum aus seinem Boden in ein schönes Gefäß versetzt und sich darauf wundert, daß der Baum Blatt und Frucht verliert und verkommt. Er möge Ihnen das nicht antun, denn die Kraft Ihres Wesens wurzle in sicherer Tätigkeit auf einem großen Arbeitsfelde. Aber wenn er Ihnen wohltun wolle, möge er dazu helfen, daß Sie von der Aktenarbeit loskämen in ein Kommando zu Berlin, wo er Sie nahe habe und Sie Ihr Terrain: eine Division in Berlin. Er warf das Naheliegende ein, daß dies Zeit brauche und besondere Schwierigkeit habe. Aber er wolle Sie sich nicht entgehen lassen und vorläufig nach England[66]) mitnehmen, damit Sie ein wenig herauskämen zur Erholung . . .

35.

Siebleben, 24. September 1868.

Lieber Freund!

Ihr guter Brief[67]) fand mich auf Sylt, welches ich gewählt hatte, weil mir die Stelle am instruktivsten schien für allerlei Nebenwerk, das ich in einigen Wochen absoluter Arbeitslosigkeit treiben wollte. Ich habe dort und darauf in Kiel u[nd] dessen Nähe etwas über 3 Wochen verbracht, u[nd] ist mir der Aufenthalt sehr angenehm, auch gesund gewesen. Auf Sylt u[nd] Umgebung habe ich mich über das Wattenmeer und den Kampf der Menschen gegen die eindringende See zu unterrichten gesucht, und da man neuen Erwerb am liebsten mitteilt, soll Ihnen die Gelegenheit, in den Grünen über diese merkwürdigen Verhältnisse zu lesen, nicht erspart werden. Außerdem habe ich ein wenig meines Herzens Neigungen gefrönt, nämlich auf Hünengräbern gehockt und die Grabesruhe des alten [Riesen] Bröus u[nd] seiner Familie, welche nach der Sage auf Sylt bestattet sind, gröblich gestört, indem ich Nachgrabungen anstellte. Gern hätte ich Ihnen, mein Kriegsheld, ein altes Bronzeschwert aus den Totenhügeln mitgebracht, ich habe aber nur Feuersteinwaffen gefunden, und damit wird Ihnen gegen unseren Freund Napoleon — der wirklich sehr schwach wird — wenig gedient sein. Meine wertvollste Ausbeutung war ein in Grünspan verwandelter Hemdenknopf, womit sich Bröus seinen großen Halskragen an das Chemisette geknöpft zu

haben scheint. Aber obgleich im ganzen aus all diesen nordischen Grabaltertümern für unsere Kenntnis ältester Zeit wenig herauskommt, die eigene Beobachtung hat mir die Ansicht bestätigt, daß von unseren Halbgelehrten ein arger Mißbrauch mit den Begriffen Steinzeit, Bronzezeit usw. getrieben wird. Auf jenen armen Inseln wenigstens sind steinerne Werkzeuge zum Hausgebrauch u[nd] zur Jagd sicher bis in die christliche Zeit allgemein üblich gewesen.

Den Inselfriesen bin ich gut geworden, so viel redliche Leute, gescheut, gute Rechner, von feinem Gefühl; der Verkehr mit ihnen, Bauernvogt, Wirte, Schiffer, gab manche fröhliche Stunde, und ihr Kampf um das Leben ist doch sehr hart. Auch den Landvogt von Sylt habe ich aufgesucht, weil er ein Preuße war; dieser Geßler hieß aber von Binzer und war trotz der hohen Stange vor seinem Hause, auf die er zuweilen den Hut steckt, ein artiger junger Mann. Er führte uns an einem Teeabend, wo ihm das Herz aufging, in seinen Garten, ach, den schönsten Garten der Insel; in Wahrheit war's ein trauriger Sandfleck; aber er war glücklich, als er auf den rasenleeren Grasplatz wies u[nd] auf die kleinen Birnbäume, von denen leider der Sturm die Birnen immer abschüttelt, bevor sie reif werden, und zuletzt überreichte er mir vergnügt die einzige Frucht, die in dem Garten gedieh, und das war eine Mispel, u[nd] sie war noch grün. Aber so ein Kerl ist der Deutsche, er muß sein Herz unter allen Umständen an etwas hängen. Wir sind unverwüstlich im phantastischen Umspinnen und Vergolden unserer Umgebung, trotz unserer 2000 Jahre noch als Volk recht kleine, dumme Kinder.

Auch diese Schlesw[ig]-Holsteiner. Den Rückweg richtete ich mir so ein, daß ich am 14. in Kiel eintraf, kurz nach dem Könige. Was Sie in einer flüchtigen Korrespondenz, welche v. Eckardt für die Grünen begehrte, unter dem Zeichen ♀ finden, ist die Summe der Eindrücke, welche ich erhalten. Natürlich kann von keiner Begeisterung in den Herzogt[ümern] die Rede sein: dazu war die ganze Geschichte zu wenig angetan; aber die Leute haben wirklich das Bedürfnis, jemand zu haben, an den sie ihr Herz hängen. Der Däne ging nicht, der Augustenburger war nach langer Entbehrung loyaler Empfindungen wie eine unschuldige Jugendliebe; nur die Weiber, die überhaupt treuer sind, hängen noch daran. Aber er war doch nur ein unvollständiges Objekt für Wunsch u[nd] Sehnsucht. Jetzt kam in dem alten Herrn reale Wirklichkeit. Wen der Übergang zu rasch dünkt, der bedenke, daß in Schlesw[ig]-Holstein sehr viel Elementarbildung, sehr wenig größeres Verständnis der Personen vorhanden ist. Das Völkchen hat vor 20 Jahren fast seine ganze Intelligenz in das Exil senden müssen. Und ferner, daß dort gerade der mittlere Mann den Segen des Großstaats am lebhaftesten merkt; denn See- u[nd] Handelsverkehr beschäftigt dort fast jedermann. Noch trennt Scheel-Plessen[68]) und die krummen Wege der Eroberungsjahre das Gemüt ein wenig von der Majestät, und man hat vielleicht einen leisen inneren

Dissens zu bekämpfen, wenn man Girlanden u[nd] Kränze aushängt. Kommt aber der nächste Herr, von dem dereinst das Gerücht verkündet, daß er auch damals ihre Ansichten über gewisse Unehrlichkeiten preuß[ischer] Politik geteilt hat, so wird ihm alles ans Herz fallen, u[nd] wenn er seine Gemahlin mitbringt, dieser alle Weiber, welche jetzt das unerträgliche Mißbehagen fühlen, hassen zu müssen. Man muß viel von dem einzelnen Holsteiner halten; aber ein Volk sollen sie erst durch den neuen Staat werden. — Neben Kiel habe ich Kassel im kräftigsten Aufblühen gefunden. Auch dort ist die Mißstimmung leicht zu beseitigen. Eine Unterredung mit dem ehrlichen Oetker[69]) suchte zu erfahren, was sich der Hesse von Gemeinde u[nd] Kriegsverfassung begehrt. Oetker ist mir einer der liebsten unter meinen Nationalen.

Auch Hamburg bot guten Einblick in neue Verhältnisse. Ich habe dort Bekanntschaft mit einem der wunderlichsten Großgeschäfte, das unter anderem drei Walfischfahrer im Stillen Ozean unterhält, die in Honolulu stationiert sind, Amerikaner u[nd] Polynesier zur Bemannung haben u[nd] gar nicht nach Europa kommen. Die drei Schiffe heißen: Adler, K[önig] Wilhelm u[nd] Bismarck. Eine gute Fahrt bezahlt das Schiff, mäßiger Jahresertrag pro Schiff 30000 Taler, jede Ausrüstung zur zehnmonatlichen Kampagne pro Schiff 10000 Taler Kosten, Kapitän u[nd] die gesamte Mannschaft auf Anteil. Das sind merkwürdige Verhältnisse. Und das Original, welches die Handlung — W. Dröge & Co. — gegründet,[70]) ist jetzt Gutsbesitzer in Holstein, besitzt Schrevenborn bei Kiel, während er sein Kaufmannsleben zumeist in Mexiko verbracht, fährt nur auf eigenem kleinen Dampfboot in die Stadt und über die See, baut nach eigenen Rissen seine ganze Farm neu auf, hat vor zwei Jahren einen Sohn Molinaris[71]) zum Schwiegersohn u[nd] Chef der Handlung gemacht. So vermied ich nicht, mir die Freude seiner Bekanntschaft zu machen und die Gastfreundschaft seines Hauses zu genießen, ein solider, reicher Haushalt und ein sehr großes Gut, dessen Raumverschwendung man anmerkt, daß diese holsteinischen Besitzungen noch nicht mit unserer Quadratrute gemessen sind.

Von neuen Städten habe ich Hildesheim u[nd] Münden mit ihrer Holzarchitektur genau betrachtet. Wenn ich mir für meine alten Tage eine Staatsstellung wünschen sollte, so wäre es die eines Generalinspizienten über die zahllosen gelehrten u[nd] Kunstsammlungen der Provinzen. Ein solcher Anwalt dieser vernachlässigten u[nd] vereinzelten Kulturschätze würde eine sehr dankenswerte Aufgabe zu erfüllen haben; freilich müßte seine Stellung so sein, daß er einige Fonds zur Beihilfe hinter sich hätte und die Möglichkeit, mit den einzelnen Fachministerien wegen Überlassung von Räumlichkeiten u[nd] Zuweisung lokaler Vorteile, die oft dem Staat nichts kosten, zu unterhandeln. Hauptsache wäre, den Kommunen u[nd] Provinzen das Interesse an Konservierung u[nd] Ausstattung ihrer Schätze zu mehren u[nd] dieselben dem besten Gebrauch möglichst zugänglich zu machen. Überredung u[nd] kluge Benutzung der Umstände, was mein alter Lehrer aus Tertia

überhaupt als die stehende Eigenschaft bei jedem historischen Charakter rühmte, der etwas durchgesetzt hat.

Sie fragen,[72]) in welche Kategorie von Staatsmännern Bismarck zu rechnen [sei] u[nd] ob er eine Schule hinterlassen werde? Zwischen den Romantikern und Schöngeistigen von persönlichem Adel, den Humboldt, Bunsen, Usedom, und der konstitutionellen Gegenwart liegt eine schmale Bildungsschicht der touristischen Dilettanten. Das junge Deutschl[an]d, das Junkertum in seinen eleganten Typen: Freiligrath, Lenau, Fürst Pückler, Lichnowsky frech, mit Freude an Gewagtem, ohne feste Grundsätze, ohne Schule, abhängig vorzugsweise von französ[ischer] Bildung. Der größte Spätling dieser Vegetationsperiode, die in der Literatur von 1830 bis 1848 reicht, scheint mir Bismarck [zu sein]. Das Charakteristische ist Mangel an Ehrfurcht, alles launisch u[nd] persönlich fassen, dabei die ersten Anfänge frischer u[nd] kecker Lebenskraft. Deshalb wird auch dieser Mann keine Schule haben, seine Fehler sind nicht vorzugsweise die unserer Zeit.

Haben wir denn eine konservative Partei, welche den Staat so sicher über das individuelle Leben stellt? Ist nicht gerade die Signatur des gegenwärtigen Regiments die Patronage der Persönlichkeiten, zumal solcher, die sich durch einige ritterliche Qualitäten empfohlen? Wer macht Karriere in unserem Zivil? — Eulenburg,[42]) Scheel-Plessen,[68]) Diest,[73]) Bonin[74]) usw. Die grämliche u[nd] kritische Bürgerlichkeit unserer Nationalen wird uns einst noch genug ärgern. Ihr Charakter als Partei wird sich erst feststellen, wenn sie einmal in die Geschäfte kommen. Sie sind darin aber nötig, weil die großen Organisationsfragen der Justiz, Verwaltung, Selbstregiment u[nd] Schule nur nach ihren Prinzipien geordnet werden können u[nd] weil die Konservativen erst zu einer politischen Partei werden können, wenn sie aus der Gewalt in die Opposition gedrängt werden. Vorläufig sind diese nichts als ein Stand, und der Staat ihnen teuer, weil er nächst den Fürsten ihnen gehört.

Für Ihre italienischen Notizen bin ich Ihnen herzlich dankbar. Es scheint dort eine neue Gefahr heraufzuziehen. Uns darf die spanische Wirtschaft wohl freuen, ich pfeife nach gutem Fahrwind für die Revolution; denn sie beschäftigt Frankreich u[nd] ist ein Sieg über die Pfaffen . . .

36.

Leipzig, 5. November 1868.

Lieber Freund!

Vier Wochen kleiner Arbeit u[nd] unbehaglicher Zerstreuungen sind mir vergangen, seit ich von Ihnen die letzte Nachricht[75]) erhalten, u[nd] ich bin unsicher, ob dieser Brief Sie in Berlin finden wird, was ich beinahe wünsche.

Vor 4 Wochen traf ich K[ronprinz] u[nd] K[ronprinzessi]n auf der Rückkehr von Dresden. Beide voll von dem Gefühl, Freundlichkeiten erfahren

zu haben u[nd] bei artigen Verwandten gewesen zu sein; einem ernsthaften Gespräch war Ort u[nd] Umgebung so ungünstig als möglich. Ich bin über die letzte Hofkrisis [76]) immer noch von unbehaglichen Gefühlen erfüllt u[nd] teile ganz Ihre Ansicht, daß dieses Zwischenspiel, so unbedeutend es an sich war, weitreichende Folgen haben werde. Was die K[ronprinzessi]n betrifft, so hat dasselbe ihr die Berliner Verhältnisse auf lange innerlich verleidet u[nd] entfremdet. Sie hat ein Mißbehagen mitgenommen, das ich mir ziemlich groß vorstelle, u[nd] ich habe nur die eine trübe Hoffnung, daß neues Mißbehagen im elterlichen Hause darüber hinweghelfen wird. Der Lärm, welchen die Sache macht, dringt immer noch in meine stille Behausung. Und da es unmöglich ist, den Leuten auch nur etwas Erklärendes zu sagen, so bleibt nichts übrig, als die schiefen Urteile mit Phrasen abzuwenden.

Die Politik der Sachsen ist die alte. Die Agitation für die Depossedierten u[nd] gegen Preußen geht in der Stille fort. Dafür ist P[rin]z Georg der Mann, u[nd] man kann sicher sein, daß man durch sächsische Gesinnung Karriere macht. Von dem Einfall des alten Russell, P[rin]z Georg zum König v[on] Spanien zu machen, wird Ihnen Crowe [1]) geschrieben haben,[77]) ich habe diesen heftig instigiert, seinem alten Gönner R[ussell] zu antworten, daß diesen Herrn dort etablieren nichts anderes hieße, als den spanischen Hof zu einem Filiale Napoleons zu machen. Alle Kombinationen, die man darauf basieren könnte, daß mit Pr[inz] Georg die Sukzession scheidet und die sächsische Frage dadurch in der nächsten Generation von selbst gelöst werden könnte, ohne große Krisis — sind nach meiner Überzeugung ganz müßig. 1. weil die sächsische Königsfamilie — vielleicht Pr[inz] Georg ausgenommen — zwar mit dem Gedanken spielen wird, aber aus gewissem hausväterlichen Stolze ihr kleines und ein wenig unsicheres Vatererbe zuletzt nicht für ein neues Besitztum hingeben wird, das ihr als Schwindelgeschäft erscheint; 2. weil P[rin]z Georg in Spanien doch weggejagt wird u[nd] wieder erscheint. Wir würden also zunächst nur Napoleon einen Gefallen tun u[nd] uns schaden und für die Zukunft nichts profitieren. Denn die einzige Bedingung, welche uns das naheliegende Risiko dieses Geschäftes erträglich machen könnte, ein unbedingter Verzicht des Prinzen für sich und alle seine Nachkommen auf den sächsischen Thron, wird nicht durchzusetzen sein. Endlich sind die Albertiner nicht die einzigen Erbberechtigten, u[nd] sowohl Weimar als Meiningen, welches letztere ich für den legalen Nächstberechtigten halte, werden Himmel u[nd] Hölle aufbieten, um ihre event[uellen] Ansprüche zu sichern.

Auch wäre es ein verhängnisvoller Irrtum, zu glauben, daß das Volk in Sachsen allmählich seine „Fürstenfamilie" satt bekommen wird. In ferne Zukunft kann man nicht hineinurteilen. Was die lebende Generation [ist] u[nd] was jetzt in den Familien hervorwächst, das wird allmählich kühl zufrieden mit dem Bunde, aber nichts weniger als preußisch. Denn der Bund ist im Innern nicht geworden, was wir im Jahre 66 u[nd] 67 wollten. Er hat die

Eisenbahnen nicht genommen; sogar die Obergewalt, welche die Bundesverfassung ihm gab u[nd] deren richtige Benutzung allmählich zu einer Überführung leiten konnte, steht nur auf dem Papier. Dadurch sind ihm die Geldquellen und der fast unermeßliche Einfluß auf die Beamtenwelt u[nd] das Verkehrsleben entzogen. In Sachsen ruht der Schwerpunkt des Saxonismus auf den zahlreichen u[nd] einträglichen Staatsbahnen mehr als auf dem Heer. Die Überschüsse machen [es] dem Staat leichter als Preußen, die Bundeslasten zu tragen, und aus diesen Überschüssen bezahlt der Sachse gern die etwaigen Mehrkosten seines gesonderten Heeres. Dazu kommt anderes. Der Grundzug des obersächsischen Charakters ist liberaler Nationalismus ... Auch das Junkertum ist hier schwach u[nd] ungebildet ... Diesem altklugen, bürgerlichen, flachen und dabei schwächlich liberalen Geschlecht, das seine ganze Tüchtigkeit in Erwerb u[nd] Handel konzentriert, wird das Gefühl stiller Überlegenheit über die inneren Zustände in Preußen sehr schwer zu nehmen sein. Am wenigsten, solange sie in den Gebieten, wo sie überhaupt etwas sind, noch einiges Recht haben, sich als die besseren Leute zu fühlen.

Die allmähliche Verschmelzung der Teile zu einem starken Staat kann sich jetzt doch nur so machen, daß die Bundesgewalt sich erweitert und allmählich alle großen Interessen der Stämme von sich abhängig macht, bis die Fürsten de facto mediatisiert sind. Daß wir seit zwei Jahren darin Rückschritte gemacht, wäre noch kein Unglück; Preußen hat jetzt wirklich viel zu verdauen, denn es waren 66 starke Bissen. Aber zu weit darf die neue Etablierung der Regentenfamilien im Bunde nicht gedeihen, denn ihr vereinter Widerstand ist jetzt bereits stärker als der Wille Preußens. Nicht weil sie selbst stärker sind, sondern weil man ihnen vertragsmäßig u[nd] de facto zu viel gelassen hat, was sie veranlaßt, in den alten Prätensionen zu beharren u[nd] in ihren Untertanen Bundesgenossen zu werben.

Die Hauptsache ist jetzt, daß Mühler[78]) fällt. Eulenburg[43]) ist weniger dringend u[nd] muß für spätere Zeit aufbewahrt werden, ein Opfer den guten Geistern der Nation.

Diese Schreiberei ist, wie Sie sehen, liegengeblieben. Das beifolgende Buch,[79]) welches ich der Gemahlin zu Füßen lege, soll mich auch bei Ihnen entschuldigen; mein alter Zorn gegen saumselige Buchbinderei lodert in hellen Flammen.

Bleiben Sie mir gut, lieber Freund. Von Crowe[1]) höre ich, daß Sie nicht nach England sind.[76]) Und mir ist's recht. Ich habe einige Ahnungen von dem Familienleben in Windsor. Wozu sollen Sie dort Staffage sein? Und die Männer, welche dort so heißen, passen nicht recht zu Ihnen. Ein preußischer General als Tagesgenosse des Pr[inzen Eduard] v[on] Wales u[nd] des Augustenburgers[64]) geht zurzeit noch nicht recht. Sie wissen, daß ich Ihnen ähnliches schon früher schrieb.

Aber halten Sie fest zum Kronprinzen u[nd] der Kronprinzessin, die Zeit kommt, wo diese guten u[nd] hochsinnigen Menschen Anhänger, auf die

sie sich unbedingt verlassen können, sehr nötig haben werden. Die Schwierigkeit eines persönlichen Verhältnisses zu Fürsten besteht darin, daß man treu sein muß, auch wo man unzufrieden ist, und Freund, ohne Freundschaft dagegen zu erhalten. Denn Güte, Gnade und Vertrauen aus liebenswürdiger Laune oder Not sind ein sehr unvollkommenes Surrogat für die zuverlässige Hingabe des einen guten Kerls an den anderen. Ich lese u[nd] schreibe still für mich u[nd] denke Ihrer u[nd] Ihres lieben Gemahls recht fleißig.

Ihr getreuer

Freytag.

37.

Leipzig, 26. Dezember 1868.

Mein lieber Freund!

Möge Ihnen das Fest behaglich und mit gutem Geruch des Waldbaumes, der in Ihrem Zimmer aufgestellt war, vergangen sein. Es erinnert bei allem Licht, das es im Hause anzündet, daran, daß wir ein Jahr älter geworden sind u[nd] uns tapfer halten müssen, um der Weltgeschichte noch eine Weile zu dienen.

Heut zuerst wegen eines Nippses. In Nr. 52 der Grünen[5]) ist ein Brief über den Hildesheimer Fund,[80]) den ich von einem Sachverständigen habe schreiben lassen, mit der stillen Absicht, daß Sie ihn lesen. Obgleich Hauptmann Kügelchen wacker das seine bei der Förderung u[nd] einer spätern Prüfung der Fundstätte getan hat, so ist es doch — zumeist wohl durch Schuld des betreffenden Gelehrten, Professor Wieseler in Göttingen — ein Skandal, daß nicht sofort gründliche weitere Recherchen an Ort und Stelle gemacht sind. Es ist den Gelehrten nicht gelungen, in dieser interessanten Frage sofort die Gründlichkeit deutscher Wissenschaft zu erweisen. Das vergrabene Tafelgerät ist, wie schön einzelne Stücke sein müssen, keineswegs ein Service, das in der ersten Kaiserzeit nur einem besonders vornehmen Mann gehört haben könnte; im Gegenteil weist das eine Stück von nicht römischem Ursprung u[nd] die Verschiedenheit des Arbeitswerts auf einen kleineren Mann resp. deutschen Häuptling. Doch das ist hier Nebensache. Aber die Beschaffenheit des Fundes, an dem so vieles, was deponiert sein müßte, fehlt, macht neue Nachgrabung u[nd] ein gründliches Durchsuchen des Schuttes zur Pflicht. Es wäre doch sehr hübsch, wenn unser Militär, das in der letzten Zeit so vieles besser gemacht hat als andere Autoritäten, durch H[au]ptm[ann] Kügelchen u[nd] einen gescheiten Archäologen ganz für sich diese Sache der Wissenschaft klar machte. In Göttingen selbst ist Dr. Benndorf, Dozent der Archäologie an der Universität, welcher vorher einige Jahre in Italien u[nd] Griechenland mit unserem archäologischen Institut in Rom in Verbindung gestanden hat und mehrfach erfolgreiche Ausgrabungen in Ital[ien] u[nd] Griechenland geleitet, ein hoffnungsvoller Gelehrter u[nd] der erste, welcher nach Besichtigung des Fundes verständig über ihn geschrieben, der geeignete Mann, um bei neuer Nachgrabung zu assistieren. — Ist Ihnen

über diese Angelegenheit Näheres bekannt, auch ob schon neue Untersuchung beschlossen, so bitte ich, lassen Sie mich's wissen. Wo nicht, so seien Sie [so] freundlich und nehmen sich der Sache an.

Ich war in den letzten Wochen sehr beschäftigt. Außer meinen Privatschreibereien u[nd] ein wenig mit den Gr[en]zboten zwang mich der Wunsch meines Verlegers, an eine Ordnung der bisher geschriebenen Sachen zu gehen. „Sämtliche Werke", Freund, sind einem Schriftsteller ein großer Abschnitt. Es werden wohl 20 Bände werden, und es wird ein großes Geschäft. Auch pekuniär wagt man das — nach deutschen Verhältnissen — anzunehmen. Das ist der Grund meiner Schreibfaulheit. Ich fühle mich dabei dem Lesepublikum gegenüber zum erstenmal verlegen. Zwar habe ich verhältnismäßig nicht viel geschrieben, aber es ist doch manches darunter, wo ich zweifelhaft bin, ob ich's zurückstecken soll. Dazu war ich 20 Jahre mit meiner linken Hand Journalist. Und ich meine, da ich jetzt den Deutschen eine Art Rechenschaftsbericht ablegen soll, diese Seite meiner Schreiberei nicht ganz verleugnen zu dürfen, ich werde einiges davon in einem Bändchen abdrucken lassen. Ach, würde das ganze Geschwätz, das ich in den G[renzboten] durch 20 Jahre verführt, gedruckt, es würde allein eine Reihe von Bänden geben. Und da ich's jetzt wieder ansehe, fühle ich recht, wie viel Zeit ich zusammenhängender Arbeit dadurch entzogen. Alte Journalartikel der eigenen Feder zu lesen, demütigt sehr. Mit halbem Verständnis u[nd] fast immer mangelhafter Kenntnis der Tatsachen sein Urteil in die Welt schreien? — Ich bereue es aber nicht, im Gegenteil, es war Bedürfnis für mich u[nd] auch eine Pflicht. Und ich bin froh u[nd] dankbar, daß mir mein Schicksal vergönnt hat, als Schlesier, Protestant und Preuße aufzuwachsen und in dieser Zeit. Denn daß ich von der Grenze bin, daß ich ein freier Mann werden konnte und daß ich mit patriotischem Stolz aufgewachsen bin, das ist der Regulator meines Lebens geworden.

Oft habe ich in diesen Wochen an Sie gedacht, wenn Junker Bismarck herumschwadronierte. Der Besuch in Dresden[33]) war auch wohl nicht nötig. Wenn Bismarck wirklich geglaubt haben sollte, sich durch gute Behandlung der Sachsen eine Brücke zu Beusts[32]) Freundschaft zu schlagen, so irrt er. Wenn der Kater Sachsen und das Wiesel Beust die Köpfe zusammenstecken, so ist ihr einziger Genuß, zu fauchen. Ich denke mir, daß G[ra]f Bismarck in der Stille auf niemand so wütend ist, als die Russen. Wäre er's nicht, so hätte er weniger preußisches Gefühl, als ich ihm zutraue. Denn in der ganzen russischen Presse, nur die offiziellen Artikel ausgenommen, ist Haß gegen Preußen jetzt das herrschende Getöse. „Hätten wir nur a[nno] 13," so schreien sie, „diese Aventuriers nicht gerettet, wir könnten uns jetzt mit Frankreich die Welt teilen. Noch ist's dazu nicht zu spät, Bündnis mit Frankreich!" — In Wahrheit wird die Lage Preußens bewegt. Rußland mit roher Ungefälligkeit geradezu die Deutschen ins Gesicht schlagend, Österreich encouragiert, Frankreich verbittert.

Die Whigs schämen sich jetzt der Nichtinterventionspolitik u[nd] der verächtlichen Angriffe, die sie deshalb erfahren. Lassen Sie sich von Crowe schreiben, was Russell [77]) ihm gesagt! Aber das hilft noch nicht viel. Bism[arck] muß entweder den türkischen Konflikt, der ihn zwingt, zwischen Rußl[and] oder England zu wählen, totmachen, oder er muß wünschen, daß daraus ein großes Interesse werde, bei welchem die Russen hineintappen und ihm Gelegenheit geben, den Franzosen als Bundesgenosse erwünscht zu werden. Eine Allianz Preußen, Frankreich, England wäre das schwere, aber erreichbare Ziel preußischer Politik. Dann wären wir durch. —

Unterdes bedroht die Erbärmlichkeit dieser Lamey und Bluntschli [83]) das treue Ministerium in Baden in seiner Existenz. Ich fürchte, wir erleben dort was recht Garstiges. Ich habe ihnen geschrieben, sie müssen gegen diese Verräter bis zum äußersten aushalten. Jolly ist sehr tüchtig, aber zu edel für diese Welt, hat den Stolz eines ernsten u[nd] pflichtvollen Mannes und zu große Verachtung gegen meine armen lieben Lumpen im Karlsruher Bären, der großen Philistergesellschaft, in welcher bei Bier u[nd] Skat allabendlich das Vaterland gerettet wird. Wenn man Journalist ist, darf man aller Welt auf den Kopf treten; ist man aber Minister, so muß man Hände drücken, Gevatter stehen und schlechte Zigarren vertragen — wenigstens in einem Kleinstaat Süddeutschlands, oder man muß ihnen als Kinderfresser entsetzlich sein, wie Mathy [29]) war. Daß Jolly nach jeder Richtung seine Pflicht sehr reichlich tut und mehr arbeitet als seine ganzen Beamten, dankt ihm kein Teufel. Im Gegenteil, das ist so ungemütlich.

Erzählen Sie mir, liebes Herz, wie steht's mit unserem zwölften Bundeskorps? Retten wir unsere angestammten Selbständigkeiten, oder müssen wir uns ein wenig fügen, hat Fabrice oder mein Freund gesiegt? [84])

Die armen Grünen haben nun doch den Stabsartikel in Nr. 1 ohne höhere Hilfe [85]) schreiben müssen. Er ist so ausgefallen, wie unter diesen Umständen zu erwarten war. Aber es ist mir doch lieber, daß Sie nichts damit zu tun gehabt, denn es könnte Ihnen doch verdacht werden.

Wie geht's zu Hause u[nd] Ihrem lieben Gemahl? In den nächsten Tagen schreibe ich an Normännchen. Legen Sie der Gebieterin des Hauses meine treuen Huldigungen zu Füßen, behalten Sie lieb

Ihren getreuen

Freytag.

Zum 6. Dezember war ich als alter Höfling in partibus bei den Koburgern. Alte Geburtstagsgefühle. [86]) Kein erwähnenswertes Ereignis dabei, als ein Gespräch mit H[erzog] Ernst über seine Familie u[nd] über den K[ronprinzen und] K[ronprinzessin] u[nd] über Nap[oleon], den er ziemlich kennt. „Wenn man nur nicht meinen wollte, daß ein Tod Nap[oleons] für uns ein Glück wäre; er wird das äußerste tun, um einen Krieg zu vermeiden, die Kaiserin alles, um ihn sogleich zu szenieren. Sie will ihn u[nd] sie meint ihn zu brauchen, u[nd] ihr Bündnis mit der Militärpartei ist fertig." — Das mag wohl nahe an der Wahrheit sein.

38.

2. Januar 1869.

... In einem Ihrer letzten Briefe deuten Sie die Beschwerden u[nd] Sorgen Ihrer Stellung leise an. Beim Beginn des neuen Jahres, wo man seine Habe mustert u[nd] Sorge u[nd] Wunsch für das Wohl der Freunde, die man gewonnen, besonders rege ist, habe ich auch viel an Sie u[nd] Ihre Zukunft gedacht. Sie wissen, welche stolze Hoffnungen ich auf Sie setze. Jetzt sehe ich Sie mitten in einer Tätigkeit, die Sie sich nicht gewählt haben, die vielleicht auch nicht ganz Ihren Wünschen u[nd] dem Feldherrnzug in Ihrem Wesen ganz entsprach; aber ich sehe Sie feurig, energisch, als Reformer. Über den Wert dessen, was Sie schaffen, habe ich nur unvollständiges Urteil. Ich zweifle nicht, daß es von großem Nutzen für das Heer sein wird, auch daß es Sie selbst innerlich fördert. Und es wäre unrecht u[nd] vergebens, Ihnen in begonnenem Werk zum Nachlassen raten zu wollen. Nur eins wage ich in Ihrem Interesse geltend zu machen. Die Arbeiten des Bureaus, wie Sie dieselben betreiben, greifen Sie an; dieselben mögen dazu beitragen, Ihnen allmählich den Überschuß von Spannkraft und die hohe Frische, welche ein Feldherr mehr als jeder andere Sterbliche braucht, zu beeinträchtigen. Dazu kommt eine andere Reflexion. Ihre Leistungen mögen sehr bedeutend sein; [aber] sie liegen auf einem Gebiet, welches — wenn ich recht urteile — kein Lieblingsinteresse des Königs ist, außerdem gelten Sie ihm u[nd] anderen dafür, daß Sie zu den Attachierten des Kronprinzen gehören. Ich meine daher, man wird Sie schätzen, nicht in solche Stellung bringen, wo man am liebsten ein bequemes u[nd] persönlich attachiertes Wesen befördert. Das mag in der nächsten Zukunft Ihrem männlichen Ehrgeiz wohl einmal eine Enttäuschung usw. bereiten.

Ihre Zukunft, ich hoffe eine große u[nd] glorreiche Zukunft, hängt also an zweierlei. Zuerst an einer Konservierung u[nd] Steigerung Ihrer Feldherrnqualitäten, zweitens daran, daß Sie dem künftigen König auch fortfahren, als höchst kräftige, entschlossene, anderen theoretisch u[nd] praktisch überlegene Soldatennatur zu erscheinen.

Was ist Feldherrnkraft? Vor allem, daß man am Ende der Schlacht noch festere Nervenstränge hat als der Gegner. Damit ist es eine eigene u[nd] geheimnisvolle Sache. Dieser Überschuß an Lebenskraft bleibt, wie es scheint, dem größten Feldherrn nicht für alle Zeit. Er ist zunächst ein Prädikat der Jugend: Alexander, Hannibal, Scipio der Ältere, auch Cäsar; er dauert in glücklich organisierten Männern bis in hohes Greisenalter: Blücher; er vermindert sich u[nd] wird abgenutzt: Napoleon; er modifiziert sich, nicht ohne Einbuße: Friedrich II. seit der Schlacht bei Kolin. Nur zwei sind mir erinnerlich, die diesen Zauber in ehernem Geist unverändert bewahrten: Marlborough u[nd] Wellington, beide Engländer. Was in solchen Stunden der Schlacht den Feldherrn macht, ruhige Sammlung u[nd]

konzentrierte Willenskraft, richtiges u[nd] genaues Aufnehmen der Eindrücke und die innere Freiheit, welche die praktischen Gedanken gibt, Selbstbewußtsein und Übersehen des Gegners, das scheint mir in Ihnen trefflich vereint. Aber solche Begabung darf nicht in der Plackerei des Schreibtisches gefährdet werden. Nun wäre es lächerlich, Ihnen anzumuten, daß Sie diese Qualität etwa so konservieren sollten, wie eine junge Dame ihren Teint oder ein Gourmand, der Schnepfen in Aussicht hat, seinen Appetit beim Rostbeef. Aber daran denken soll mein lieber Freund doch, daß ihm eine Aufgabe ist, sich frisch, fröhlich, frei zu halten. Und deshalb wage ich die Bitte, in gegenwärtiger Tätigkeit sich nicht aufzuladen, was zu viel wird. Edler Ehrgeiz ist ein Roß, welches bewahrt werden muß, daß es sich nicht übernimmt.

Ich lege auch den größten Wert auf Ihren persönlichen Verkehr mit dem Kronprinzen. Damit Sie ihm alles dabei werden, was Sie ihm werden können, ist nötig, daß Sie ihn nicht nur au fait erhalten über die Tagesinteressen Ihres Ministeriums, sondern daß Sie ihm auch größere und allgemeine Gesichtspunkte und höheres militärisches Interesse zu geben bemüht sind, sei es, daß militärische Lektüre die Handhabe bietet oder, was wichtiger ist, stille und umfassende Vorarbeiten für seine Zukunft. Auch Sie werden nicht wünschen, daß der künftige König vorzugsweise soldatische Passionen erhalte; aber damit er nicht in der alten Fürstenschwäche, militärischer Repräsentation, aufgehe, ist gerade nötig, daß er Ernstes verstehe.

Was Sie in Administration, Taktik oder gar strategischen Projekten, Plänen, Vorarbeiten ihm wert machen wollen, müssen Sie doch durcharbeiten. Dazu gehört eine gewisse Zeit u[nd] die Freiheit des Geistes, welche die anstrengende Tagesarbeit nicht begünstigt. Und Ihr Urteil muß ihm immer sicher und fest entgegentreten, Ihr Wesen fortdauernd den Eindruck überlegener Kraft machen. Auch darum wünsche ich Ihnen die Muße zu Sammlung u[nd] privater Arbeit. Und ich frage, ist Ihnen möglich, diese zu gewinnen? Ihr Wesen ist, immer ernst in den Dingen zu sein; deshalb darf man Ihnen wohl sagen, daß Sie des Guten darin nicht zu viel tun dürfen.

Doch genug von dieser Intrige gegen Ihren Fleiß. Ich sitze dickköpfig mit Grippe in einem wollenen Schal, daher diese sinnige Weisheit auf Ihren Lebensweg, den ich übrigens in diesem neuen Jahr nach guter Neujahrssitte mit Rosen u[nd] Vergißmeinnicht bekränzt zu sehen fordere. Wobei ich mich Ihnen und Ihrem lieben Gemahl als einen treuen Gesellen herzlich rekommandiere.

Denn was auf Erden stets erfreut,
Ist Freundschaft und Beständigkeit.

Herzlichen Gruß

Ihres treuen

Freytag.

Warum ist dieser Flies[87]) z[ur] D[isposition] gestellt?

39.

Leipzig, 6. Januar 1869.

... Sie wollen wissen, wer die Rezens[ion] der Generalstabswerke[85]) in den Gr[en]zb[oten] geschrieben? Na, Sie sind, wenn das nicht bloße Höflichkeit war, der treuherzigste Mitarbeiter, der sich denken läßt. Denn der Artikel — in dem übrigens durch einen Einschub an falscher Stelle das Treffen bei Gitschin falsches Datum erhalten — ist zwar von mir geschrieben, wie das Kalenderzeichen des Freitags ♀, bekannt bei Juden u[nd] Christen, ausweist. Aber was in dem Art[ikel] lesbar ist, das ist von Ihnen selbst, Früchte persönlichen Verkehrs, von mir mit der Behändigkeit eines alten Räubers in die Tasche gesteckt. Ich habe mit blutendem Herzen darauf verzichtet, Sie um Ihre angefangene Arbeit zu bitten, weil ich nach Lektüre der beiden Werke merkte, daß ich von Ihnen gerade so viel profitiert hatte, um etwas zu wissen, u[nd] weil ein mehr leicht Verdacht auf Sie hätte leiten können. Und das wäre bei diesem Art[ikel] Ihnen vielleicht schädlich gewesen.

Dagegen plage ich Sie noch einmal mit dem Hildesheimer Fund.[86]) Wenn Sie von dem Kultusministerium Geld für die Ausgrabungen verlangen, so haben Sie sich an eine so pauvre, ruppige, schandbar armselige Bande gewandt, daß Sie schwerlich vor Jahr u[nd] Tag die Möglichkeit eines Taschengeldes von 10 T[a]l[e]rn für Ihre Kommissarien herausdrücken werden. Dies Ministerium ist ja wegen seiner schimpflichen Geldlosigkeit in der ganzen gelehrten Welt zum Gespött. Gerade um diese Wichte von der Sache fernzuhalten, bat ich Sie, die noch nötige Nachgrabung frischweg selbst vorzunehmen, allerdings mit Zuziehung eines Archäologen. Was nämlich vor allem konstatiert werden muß, ist, daß sich in dem Schutt keinerlei kleine Fragmente der defekten Stücke finden. Es ist das nur zu ermitteln oder vielmehr nur der gelehrten Welt, auch außerhalb Deutschlands, Beruhigung darüber zu geben, wenn diese Revision der Schuttstätte unter Mitwirkung eines Archäologen vor sich geht. — Die weitere Nachgrabung bietet kaum andere Chancen als jedes Einschlagen in den Boden an beliebiger Stelle. Auch hier ist nicht viel nötig. Das Depositum fand sich in einer kleinen Schlucht, die wahrscheinlich früher bedeutender war, und wohl 4—5 Fuß, auch mehr, zugeschwemmt ist; man könnte also, da die Erdfalte bergaufwärts läuft, in der noch erkennbaren Mitte derselben einen Strom bergan treiben, etwa bis zu derselben Tiefe, in welcher der Schatz gefunden ist. Sollte überhaupt mehr vergraben sein, so wären immerhin die beiden schwachen Indizien 1. die zugeschwemmte Tiefe, welche sich weiter bergauf noch vermindern müßte, 2. die alte Sohle derselben Erdfalte. Doch ist diese Hoffnung so gut wie keine. Die ganze Arbeit wäre für eine Korporalschaft Pioniere Arbeit von wenigen Tagen, Kosten 30—50 T[a]l[e]r. Ich wage noch einmal anzuführen, daß der herbeigezogene Sachverständige weder der

traurige Prof[essor] Wieseler noch mein guter Prof[essor] Sauppe in Göttingen sein dürfen, sondern nur von Göttingen — in Hildesheim ist kein Sachverständiger — Dr. Benndorf,[81]) die anderen verstehen nicht, wie man graben u[nd] den Schutt behandeln muß. Es wird genügen, wenn Hauptm[ann] Dobbler oder wie der oberste Genius in Hildesheim heißt, den Dr. Benndorf amtlich aufzufordern ermächtigt würde. Und will das Kriegsministerium den Sachverständigen nicht proprio motu erküren, so bleibt immer noch als bessere Auskunft übrig, daß man Prof[essor] Moritz Haupt[88]) in Berlin um einen Sachverständigen anginge. Auf dieses Ministerium bin ich so zornig, daß ich schnaube.

Es war hübsch für Sie, nicht für die Sache, was Sie mir von dem Zudrang zu der Militärkarriere schrieben.[89]) Sie haben ganz recht, es ist ein um so grösseres Malheur, als wahrscheinlich der größte Teil dieser jungen Männer sonst in eine Stellung gekommen wäre, welche eine freie Teilnahme an der Politik ermöglicht hätte. Hier liegt unsere größte Schwäche. Das Berliner Abgeordnetenhaus macht, unter uns, einen trüben Eindruck, es ist kein frisches Talent darunter.

In den Zeitungen macht der würdelose Krieg zwischen Bismarcks und Beusts Inspirierten einen recht unnützen Staub. Wollte man von unserer Seite Beusten zu Leibe, so mußte man's viel vornehmer u[nd] offener anfangen. Dies halbe Lügen u[nd] Vertuschen u[nd] Beschuldigen ist gottserbärmlich.

Also meine teuren Sachsen sind in Berlin so bundestreu?[90]) Hier spricht die gedrückte Bosheit anders. Aber wenn wir einige Jahre Frieden behalten, so wird's allerdings, wie jene sagen. Die gemeinsame Gesetzgebung fordert sich Institute, und diese haben eine natürliche Expansionskraft; sie werden allmählich, klug gepflanzt, die alten Fürstenstaaten mit jungem Baumwuchs überdecken. Aber es ist für den Lebenden jetzt eine starke Ungeduld natürlich. Und wir haben auch innerhalb des Bundesgebiets noch einige harte Nüsse zu knacken — z. B. Braunschweig. Ich habe in diesem Sommer ohne Freude den künftigen Gebieter Gothas betrachtet; es wäre sehr gut, wenn Prinz Alfred[91]) nicht zur Regierung käme. Dann kommt eine neue Art englisches Hausinteresse . . .

40.

Leipzig, 10. März 1869.

Liebster Freund!

Sie sind ein treuer Mann, und ich danke sehr für Ihren Brief. Zu seinem Inhalt trage ich einen kleinen Kommentar im Busen. Ich glaube zwar, daß es schwer sein wird, Usedom[59]) zur Annahme zu bewegen,[92]) ich schreibe noch heute an ihn. Wirksamer wäre ein Brief des Kronprinzen, doch hat derselbe Schwierigkeit, u[nd] diese Schwierigkeit liegt darin, daß solcher Brief in dieser Stunde Usedom leicht zu der Annahme verleiten kann,

der Kronprinz engagiere sich mit ihm gegen Bism[arck]. Demungeachtet bin ich der Meinung, daß dieser Brief zu schreiben ist. Ich kann nur im Interesse der Kunst plädieren, u[nd] das tue ich noch in dieser Stunde...

41.

Leipzig, 10. Mai 1869.

Mein lieber, tapferer Freund!

Die Freundschaft, die ich bei meiner Berliner Fahrt genossen, bewahre ich in stillem Herzen und sehne mich oft nach Ihnen. Ich habe in Buch und Arbeit vergraben gesessen und den Frühling, der so schnell die Bäume überzogen hat, fast nur aus dem Fenster gesehen. Jetzt regt Ihr Brief frohe Hoffnungen auf. Ich bleibe bis gegen Ende des Monats hier. O kommen Sie! Es wäre eine große Freude. Am liebsten zum Fest. Oder auch sonst. Aber wie wäre es mit Pfingsten und mit der Gemahlin? Wir, Frau und ich, würden glücklich sein, Ihnen Leipzig im Frühlingskleide zu zeigen, das Theater, auch stilles Ruheplätzchen in bewußtem Keller unverächtlich. Es wäre eine hübsche kleine Ausschweifung.

Ich sitze zunächst deshalb hier, weil mein guter Eckardt der Sehnsucht nicht widerstehen konnte, seine livländische Heimat vor ihrer Russifizierung noch einmal zu sehen. Was dort geschieht, ist doch eine Schande für uns, so dürfte der Russe mit Franzosen nicht umgehen. Ich fürchte, die Deutschen dort fallen als Opfer, damit wir den Frieden behalten, eine Großmacht in partibus zu werden.

In Beilage sende ich Ihnen einen Brief Usedoms,[59]) der freilich nicht viel Neues enthält, die Antw[ort] auf meine Aufforderung. Ich sehe die Sache so an. Daß ihn die Piemontesen nicht mögen, ist natürlich, da diese alle in Marmora ihren Speziallandsmann sehen, wenn sie ihm auch einmal opponieren. Und die Piemontesen sind — und das ist unsere Schwäche in Italien — zwar die einzigen loyal Disziplinierten und echt Königlichen, aber zugleich auch die am meisten Französischen und nationaler Wärme am wenigsten zugänglich. Sie und unsere Junker, im Herrenhaus und Militärkabinett, Napoleon und der Zar, das läßt sich vergleichen. Daß Usedom mit Männern aller Parteien verkehrte und namentlich mit den fortschrittlicheren Bewegungsmännern ein gutes Einvernehmen hielt, war seine Pflicht, und wir müssen ihn darum loben. Denn nicht die Piemontesen, sondern diese haben dort den herrschenden Einfluß auf Presse und öffentliche Meinung, und der Gesandte eines fremden Staats hat nur zu fragen, wo er seinem Vaterlande nützen kann, und dafür auch mit dem Teufel zu kokettieren. Und es ist nicht zu leugnen, Usedom hat uns genützt, er war im ganzen so geachtet und als Gentleman berufen, daß er nach dieser Richtung: Volksgunst, unersetzbar ist. Auch gebe ich nichts auf die Unregelmäßigkeiten seiner Geschäftsführung. Es ist wahr, er hatte Vertraute, denen er viel überließ; aber er hatte auch

die Eigenschaft, die Menschen wahrhaft an sich zu fesseln, und ich glaube nicht, daß durch die Menschen, die er liebte, den Geschäften je ein ernster Schaden zugefügt wurde. Chifferbücher können auch den Grafen Goltz und Bernstorff durch bestochene Lakaien entfremdet werden. — Ich halte also seine Entfernung in dieser Zeit, ohne irgendeine schickliche Handhabe, ohne Beförderung für einen recht argen Streich. Es ist mir sehr wahrscheinlich, daß Usedom auf die Länge mit jedem Minister in üble Stellung kommen würde. Denn er doziert und ist in Personenfragen aus Gründen, welche ihn als Menschen liebenswert machen, gewiß sehr unzuverlässig, dazu wahrscheinlich auch in Gefahr, einmal ein Opfer seines Vertrauens zu werden. Aber ich bestreite, daß irgendein anderer Politiker größeren Nutzen in Italien stiften wird, und gerade, weil er nicht ganz Diplomat war. Denn die Piemontesen kriegen wir doch nicht, und wenn wir sie hätten, wären sie bei der Schwäche der ganzen Regierung wenig wert. Also ich halte Bism[arcks] Verfahren auch im letzten Resultat nicht für geboten.

Aber jeder Gesandte ist nur der Agent seines Ministers. Wenn ein Minister die Unart hat, aus Ehrgeiz und Herrschsucht nur gefügige Werkzeuge brauchen zu können, so ist das eine Schwäche, vielleicht ein Fehler. Aber es ist seine Sache. Kann der Minister mit einem Gesandten nicht auskommen, so muß jeder Fürst den Gesandten opfern, wenn er überhaupt den tatsächlichen Entscheid hat. Dergleichen diktatorisches Wesen hat von je Opfer verlangt, der tüchtige Walpole, welchem das Haus Hannover seine Befestigung in Engl[and] verdankt, war darin gerade wie Bismarck. Die Frage stellt sich also im Grunde so: Können wir den G[ra]f[e]n Bismarck entbehren?

Die Frage führt weiter. (Nebenbei bemerkt, ich habe die Ansicht, daß Usedom ihn auf die Länge nicht vertreten, d. h. ersetzen[93]) könnte.) Sie ist so zu fassen: Ist es wünschenswert, und wieder, ist es überhaupt möglich, ihn aus dem Amte zu werfen? Diese Fragen studiere ich noch. Und habe ich die Antwort gefunden, so trage ich Sie Ihnen zu. Bemerke übrigens dabei, daß ich persönlich für die Mischung von Gut und Böse in ihm keine Sympathien fühle und daß er mein Mann nicht ist. Der gegenwärtige König wird ihn nicht los, wenn Bism[arck] nicht will. Dies Frondieren in stillem Gemüt hilft zu nichts. Ich denke an die Zukunft. Doch darüber am liebsten mündlich ...

42.

Siebleben, 6. Juli 1869.

Allerliebster Freund!

Ein dunkles, aber angenehmes Gerücht dringt in meine Einsiedelei, daß wir die fröhliche Hoffnung haben, Sie in der nächsten Zeit hier zu sehen. Ich will deshalb noch schnell vorher den übersandten Brief des Italieners[94]) in Ihr Bureau mit herzlichem Dank zurückspedieren, damit das Geschäft in

Ordnung sei, u[nd] Ihnen meine Freude ausdrücken über die Aussicht auf ein Zusammensein. Richten Sie sich's nur so zurecht, daß wir ruhig beieinander sitzen u[nd] gute Hoffnungen für die nächste Zukunft austauschen können.

Die Beurlaubung Bismarcks[95]) hat merkwürdigerweise in Presse und Publikum weit weniger Aufsehen gemacht, als ich erwartete. Es gibt Ereignisse, bei denen recht sichtbar ist, wie die öffentliche Meinung nicht weiß, was sie daraus machen soll. Auf mich hat die Notiz gewirkt wie eine Trompete auf ein altes Husarenrößlein, der Bann, welcher seit 1866 auf einen gelegt war, ist weggenommen. Wir haben aufgehört, Werkzeuge eines einzelnen zu sein. Ich schreibe an einem Memoire über die preuß[ische] u[nd] deutsche Zukunft u[nd] unsere Mittel u[nd] Wege.

Die Lage eines preußischen Patrioten war bislang eine merkwürdig peinliche. Ein unsicherer, grilliger, aus schlechter Gesellschaft heraufgekommener Mann hatte durch Verwegenheit, Glück und wahrhaft große Qualitäten verstanden, sich so mit dem Ruhm u[nd] der Größe Preußens zu identifizieren, daß, wer ihn schlug, zugleich dem Staat wehe tat. Und doch wurden die Bornes (?) seines Wesens immer störender, u[nd] sein Wesen immer unberechenbarer. Es war schwer, öffentlich zu sagen: er muß weg! wenn man nicht sich selbst oder einen anderen an seine Stelle zu setzen hatte, und doch wurde auch menschlichem Anteil immer fühlbarer, daß es mit ihm nicht weiter ging. Sie sagen wohl: er kommt wieder. Wahrscheinlich, aber in anderer Stellung. Als Bundeskanzler mag er dem Bund noch einzelnes zuwenden. Die Zeit der großen Reformen ist vorüber, oder richtiger, eine Pause ist eingetreten, welche sehr nötig ist. Denn unter dem gegenwärtigen Monarchen wird schwerlich noch das verdorben werden, was jetzt die Vorbedingung jedes großen Fortschritts ist, die innere Wiedergeburt Preußens.

Daß diese: Schule u[nd] Verwaltung, nicht durch den G[ra]f[e]n Bismarck neu geordnet worden, ist der wesentliche Gewinn der gegenwärtigen Krisis. Doch ich will nicht politisieren, das soll von Mund zu Mund geschehen ...

43.

Siebleben, 7. September 1869.

... Der Erhebung des J[ahres] 1866 ist jetzt die Erschlaffung gefolgt, und der Deutsche ist nie schwerer zu traktieren, als wenn man ihm die Möglichkeit, begeistert zu sein, entzieht. Da haben wir die altpreußischen inneren Wirren, die Pfaffenfrage, das Altern Napoleons, die Umgriffe Rußlands.

Das aristokratische Familienregiment in Preußen muß gebrochen werden, die Obskuranten in beiden Kirchen müssen mit starken Tritten weggejagt werden, Napoleons Tod u[nd] die Russenbekämpfung können wir nur in beobachtendem Gemüt umwälzen. Das sind auswärtige Sorgen der Zukunft.

Aber wie gegen die Junker u[nd] die Pfaffen losgehen? Zunächst in der Presse. Beide Aufgaben zusammen lösen, ist kaum möglich.

Es war, wenn mir recht ist, Mazzini, der zuerst lehrte, daß kein Volk zu gleicher Zeit eine politische u[nd] [eine] religiöse Revolution vertragen kann. Aber abgesehen davon, daß diese scheinbare Theorie aus wenigen Beispielen der letzten Jahrhunderte gezogen ist — u[nd] schon England ist in gewissem Sinne eine Ausnahme —, so ist der Übelstand, daß man solche Revolutionen gar nicht nach Belieben machen kann, sondern daß sie uns machen. Nun steht bei uns die Sache so. Der gegenwärtige Beamten- u[nd] Aristokratenstaat ist trotz seiner Verbrämung mit mehreren Verfassungen untüchtig, mit der Kirche fertig zu werden. Ein verständig organisierter Staatsbau, welcher die Kirche von der Schule getrennt hat, zieht in einer Generation ein neues Geschlecht herauf, das vom Volke aus durch seine Vertreter die entschlossene Initiative ergreift u[nd] der Regierung des Staats mit gemischten Konfessionen das Gefährliche ihres Vorgehens gegen Rom abnimmt. Danach also müßten wir uns die Pfaffenwirtschaft noch ein Menschenalter fluchend gefallen lassen u[nd] zuerst in dem Regierungssystem aufräumen, soweit wir vermögen. Schön. Unterdes aber werden diese verfluchten Pfaffen gemeinschädlich, und sie verderben uns das Volk immer mehr. Und der zornige Instinkt der Masse hat seine größte Berechtigung, wenn er schon jetzt gegen das fromme Gesindlein aufbäumt. Wenn man diesen grobkörnigen sittlichen Forderungen einzelner Orte von seiten der Staatsregierung parteisüchtig entgegentritt, so verliert der Staat die noch vorhandene Wärme u[nd] den Respekt der Leute, und ihn trifft der Schaden.

Da bei uns unter dem gegenwärtigen System gegen die Aristokratie gar nichts zu hoffen ist, vielleicht noch irgendein Entschluß gegen die Orthodoxie, so empfiehlt auch diese Möglichkeit, zunächst gegen das pfäffische Wesen vorzugehen. Aber was kann ein Einzelner tun? Nur die Unzufriedenheit vergrößern, die böse Stiefmutter des Fortschritts. Und das soll geschehen. Sobald ich etwas Luft habe u[nd] nach Leipzig zurückwandle, werde ich wieder Journalist werden u[nd] boshafte Artikel gegen die Pfaffen schreiben und gegen die Junker auch. Man wird mit den Jahren nicht zahm. Ich versichere Sie, ich habe einen solchen Zorn gegen die miserable Wirtschaft, daß mir wenig daran liegt, in meinen alten Tagen noch als Querulant in Preßprozesse zu kommen. Es ist freilich miserabel, daß uns nichts anderes bleibt, als Artikel zu schreiben.

Es wird also zornige preuß[ische] Kammern geben u[nd] es wird zunächst wenig herauskommen. Aber Sie haben recht, diese Wiederaufnahme der Stimmung, wie sie vor 1866 war, bedeutet der Monarchie nichts Gutes. Es ist bereits viel vergiftet u[nd] verbittert. Nur darf man nicht vergessen, daß es Deutsche sind, mit dem untilgbaren Bedürfnis zu lieben u[nd] zu verehren. Und dann hat die Monarchie jetzt das Glück, einen Schwarm feindlicher Kläffer zu haben, der ihr alle Parteiherden, Konserv[ative], Nationale,

Linke, im Bannzaun des Monarchismus erhält. K[önig] Wilhelm sollte den Bebels u[nd] Kons[orten] seine silbernen Adler geben, statt loyalen Schulmeistern, denn die Sozialisten machen ihm ebensoviel gut, als seine Minister verderben.

Doch ich komme heute in unleidliches Schwatzen. Vielleicht daher, weil ich lange allein über der Arbeit gesessen ...

... Ich wollte, es wäre vor sechs Jahren geschehen, worum ich plädierte, unser Kronprinz hätte ein großes Gut[96]) u[nd] triebe recht tüchtig Landwirtschaft. Damals fehlte es an Geld. Es war aber das Richtige. — Man hofft u[nd] sorgt um die Welt u[nd] um andere, die man liebhat, geradeso, als wenn ein Kauz auf [dem] Turmdach über die Schicksale nachdenkt, die der Perücke des Herrn Pastors bevorstehen werden, wenn dieser sterben sollte. Man kann nichts davon u[nd] nichts dazu tun, als daß man vor den Fenstern des Pastors ächzt. Im übrigen sein Obst einerntet. Die Äpfel in Siebl[eben] sind dies Jahr wieder miserabel, viele, aber wie die Kirschen, und drei Weintrauben, jede von zehn bis fünfzehn Beeren u[nd] hart wie die Erbsen. Und da soll man Liebe gegen die Welt im Busen bewahren? Nimmermehr. Ich bin fuchswild.

Sie aber, liebes Herzblatt, grüßen mir hübsch Ihr Gemahl, der ich mit leidenschaftlicher Hochachtung ergeben bin, und Sie sollen liebbehalten

Ihren getreuen

Freytag.

Aber den Bericht des [Obersten] Cohausen[97]) will ich doch haben.

44.

Gustav Freytag an Frau v. Stosch.

Leipzig, 12. Dezember 1869.

Liebe, hochverehrte Freundin!

Daß ich erst jetzt meinen artigen Dank für ihren lieben Brief sage, hat einen Grund, den Sie, die gütige Vermittlerin schriftstellerischer Tätigkeit des Gemahls, vielleicht in einem gewissen Mitgefühl mit den Leiden eines Schriftstellers gelten lassen — ich habe gestern den letzten Bogen eines Buches — Biographie Mathys[29]) — korrigiert u[nd] werde, sobald der Buchbinder seine Schuldigkeit getan, dem zurückkehrenden[98]) Freunde die Arbeit selbst zusenden. Es ist der erste Freundesbrief, den ich seit Wochen mir zu schreiben erlaube. Die Sendung, welche Sie gütig vermittelten, kam gerade noch im letzten günstigen Augenblick an. Den Korso unseres Reisenden habe ich ein wenig aus den Zeitungen kennen gelernt, lange nicht zur Genüge für freundschaftlichen Heißhunger. Ich habe recht lebhaften Drang, von Ihnen beiden näheres zu erfahren. Das Wiedersehen wird nötig, Briefe tun's nicht.

Daß Stosch die Reise mitgemacht u[nd] gute Eindrücke gesammelt, ist mir eine große Freude gewesen; nach jeder Rücksicht war es für ihn gut,

u[nd] ich hoffe auch, für unsere Zukunft. Nicht ganz so ungemischt ist meine Freude über dies Divertissement des Kronprinzen. Ich sehe nicht, soweit meine Beobachtungen reichen, daß solche Fahrt großen inneren Erwerb gibt. Die Menge flüchtiger Eindrücke wird sogar gefährlich. Man lernt dabei nichts recht kennen. Zuletzt aber ist für jeden Menschen dies die Hauptsache im Leben: für etwas Beruf empfinden. Der Tourist wird blasiert, der Reisende, welcher Steine sucht, oder auch nur Wanzenarten in der Wüste oder Quallen im Roten Meer sammelt, kommt reicher u[nd] kräftiger heim. Nun ist ja für einen künftigen König v[on] Deutschland im Orient auch allerlei zu lernen. Aber jedenfalls mehr daheim . . .

45.

Gustav Freytag an Albrecht v. Stosch.

Leipzig, 12. Januar 1870.

Lieber Freund!

Großen Dank für Brief u[nd] willkommene Sendung. Die Grünen[5]) sind sehr geschmeichelt durch den Vorzug, ihren kriegerischen Korrespondenten wieder in ihren Spalten zu finden. Der unersättliche Journalist hatte diesem angenehmen und nützlichen Artikel gegenüber nur den einen Wunsch, ausführlichere Beschreibung der Reise selbst, einige Abenteuer mit Löwen und Beduinen, Beschreibung der Pyramiden bei Mondschein, das Innere eines Harems, Tanz der ägyptischen Tänzerinnen vor Eugenie, Gefühle auf dem Libanon, Summa der Reisekosten. Kurz: viel. Unterdes ist die Dankbarkeit für das Übersandte nicht weniger groß. Einen Abdruck, den Sie im Heft übermorgen erhalten, lege ich unterdes bei. Ich habe mir nur die Freiheit genommen, die hübsche Geschichte von den zehn Ellen an das Ende zu versetzen, damit Steigerung u[nd] Knalleffekt nicht fehle, u[nd] habe hier u[nd] da noch ein wenig Qualm herumgemacht, um einen gewissen kriegerischen Lapidarstil des Freundes unkenntlicher zu machen. Ihr Bedenken wegen Verbreitung des Artikels ist nicht ohne Grund. Ich werde mich darauf beschränken, an die „Kölnische Zeitung" ein Exemplar zu senden, mit ihr stehen die „Grenzboten" in mancherlei freundschaftlichen Beziehungen. Außerdem an Geffcken, der die Hamburger Blätter besorgt. Die übrigen werden von selber ausziehen. Und so nochmals Dank, herzlichen Dank. Man muß, wenn man Sie ist, die kleine lustige Presse nicht ganz vernachlässigen u[nd] man muß, wenn man ich ist, große militärische Korrespondenten artig streicheln. Ich streichle.

Und jetzt, Herzensfreund, genug vom Offiziellen. Vertraulich bin ich der Ansicht, daß unser lieber Herr[**]) besser getan hätte, einige Wochen in Ostpreußen zu reisen oder die preußische Schulfrage zu studieren. Dergleichen Fahrten machen kleine Prinzen nur prinzlicher u[nd] blasierter. Und es ist doch eine Trauer u[nd] ein ungesunder Zustand, daß der Herr jetzt wieder müßig dasitzen soll u[nd] mit halbem Ohr wie aus der Ferne auf das Bau-

geknarr am neuen Staate hören. Ich glaube nicht, daß er mehr inneren Anteil an den Dingen aus der Fremde heimgebracht hat. Im Herzen so gut, in Gedanken so rein und doch in vielem so fertig u[nd] in vielem wie ein Kind. Suchen Sie doch bei den Gelegenheiten dieses Winters Friedberg[100]) näherzukommen. Er wird der [v. Saint-Paul-] Illaire, oder wie der Kabinettsrat des Königs sonst heißt, unter dem neuen Regiment werden. Minister werden will er nicht. Ich habe von einem wackeren Mann, Oberbürgermeister Hobrecht[101]) in Breslau, sehr viel Gutes von ihm gehört, u[nd] gerade solche Dinge, die mich zu dem Wunsch führen, daß Sie gut mit ihm stehen mögen. Lassen Sie sich durch gewisse subalterne Velleitäten nicht abschrecken. Der Kern soll gut sein, u[nd] er ist ehrlich, treu u[nd] liberal.

Grüßen Sie mir recht von Herzen Ihr liebes Gemahl. Bei uns geht's nicht schlecht, auch mein Verleger ist mit dem letzten Buch[102]) zufrieden u[nd] spricht von einer neuen Auflage. Ich fange in nächster Woche wieder mit Poeterei an. Bleiben Sie gut

Ihrem getreuen

Freytag.

46.

Leipzig, 18. Februar 1870.

Mein lieber Freund!

Sie haben mir in dieser Woche so reichlich gespendet, daß ich ganz voll von Dank bin. Ich sende heute Erhaltenes mit den wärmsten Empfindungen treuer Bundesgenossenschaft[103]) zurück. Es ist doch schade, daß die Briefe, oder doch ihr Inhalt, Geheimnis bleiben müssen. Selbstverständlich, aber schade.... In dem Bericht des Cohausen[97]) ist nur ein Meisterstück, das Abschnitzel von dem Trommelfell mit dem Namen Herzog, das aus den Hosen eines wackeren Musketiers in den weichen Lehm des Fundes gekommen, u[nd] von dem unglücklichen Archäologen Wieseler u[nd] — anfänglich wohl auch — von Cohausen als eine etwas ungestalte Urkunde des Helden Arminius aufgefaßt worden [war]. Was aber Berichterstatter in seinem ersten Aufsatz von histor[ischer] Weisheit kundgibt, ist durchaus konfus, unzuverlässig oder falsch. In dem Bericht über den Fund selbst erfreut die militärische Präzision u[nd] Klarheit....

Mir selbst waren die letzten Tage durch eine Geschäftssorge okkupiert; der Red[akteur Julius v.] Eckardt[104]) der „G[ren]zb[oten]" geht nach Hamburg, mit 3500 Talern Gehalt die Redaktion einer neuen Zeitung zu übernehmen, welche Geffcken[38]), [347]) aus dem alten „Hamb[urgischen] Korrespondenten" u[nd] der „Börsenhalle" herrichtet; er muß schon 1. April antreten und ich mich wieder ein wenig um die Grünen sorgen. Eckardt war eine Spezialität gegen Rußland, als Deutscher der russ[ischen] Ostseeprovinzen u[nd] der russischen Sprache mächtig, sehr wertvoll für Kenntnis der dortigen Zustände; ich hatte ihn vor drei Jahren von Riga hergezogen, weil ich annahm, daß

es früher oder später mit Rußl[and] losgehen werde, u[nd] uns die Verbindung mit dort fehlte, uns, d. h. der liberalen deutschen Presse. Er hat in dieser Kenntnis der Verhältnisse auch schnell großen Einfluß gewonnen, einige patriotische Bücher geschrieben u[nd] sich als Korrespondent mehrer[er] Zeitungen für seine deutsche Heimat gerührt. Auch Bismarck, mit dessen Frau er flüchtig bekannt, hatte ihn durch Keudell[105]) ersuchen lassen, ihm regelmäßig zu berichten. Und mit meiner Einwilligung war er für russische Angelegenheiten in Verbindung mit dem pp. Keudell gewesen, u[nd] in vorigem Herbst, wo Bismarck Krieg mit Rußland erwartete, nach Lemberg u[nd] der Bukowina gereist, um über die russischen Intrigen u[nd] die Sachlage dort zu berichten. — Da er ein hochherziger, durchaus gentiler Junge ist und der Zweck dieser Verbindung mit dem Ausw[ärtigen] Amt durchaus patriotisch war, so hatte ich keinen genügenden Grund, ihn davon abzuziehen, obwohl er selbst, in seinen Gesinnungen Grenzbote, das Schwierige dieser Beziehungen lebhaft empfand. Bevor für ihn die Veranlassung kam, sich wegen Divergenz seines Blattes von den Berlinern zurückzuziehen, löste ihn die neue Offerte von mir. Es ist wieder ein Verlust. Er paßte nicht ganz für die „Grenzb[oten]" u[nd] er war der Stellung vielleicht nicht nach jeder Richtung gewachsen; aber ich verliere an ihm einen sehr treuen u[nd] anhänglichen Mann. Und der Abschied wird mir schwer. Ich selbst habe ihm die neue Stellung anbieten müssen, denn er hat fünf Kinder u[nd] eine liebe gescheite Frau, u[nd] die große Familie saß zu geniert auf der kleinen grünen Insel. Jetzt suche ich. Wenn man 22 Jahre Journalist war, hat man wirklich das Recht, sich etwas Sammlung zu gönnen, u[nd] ich möchte gern diese Feder in jüngere Hände legen. Aber das wird schwer halten. Denn es ist merkwürdig, wie wenig journalistische Kraft seit dem Jahr 1848 heraufgekommen ist. Wer heutzutage so viel Kultur hat, um einen erträglichen Leitartikel zu schreiben, kann mit 25 Jahren 1500—2000 Taler haben; gewinnt er dazu etwas Takt u[nd] Routine, so wird er mit 3000 gesucht. Es fehlt aber an Leuten, die mehr sind als Korrespondenten oder für das Fach Bellmaus.... Wenn man in dem Geheimbuch der Grünen auf die Herren alle zurücksieht, die unsere Farben getragen haben oder in der grünen Schule gewesen sind, ich versichere Sie, es ist eine lange und bunte Reihe, und manche der besten darunter. Auch große Martissöhne. Aber am wenigsten Pastoren. Dies Geheimbuch kennt niemand als ich, denn es ist nur im treuen Gedächtnis vorhanden.

Doch genug von mir. Wenn der Reichstag sich gegen sein Ende neigt u[nd] Forckenbeck[243]) wieder da ist, komme ich nach Berlin. Aber, lieber Herzensfreund, wäre es nicht möglich, daß Sie bis dahin einmal das Sächs[ische] Bundeskorps inspizierten? Man ist wirklich recht schlottrig hier, die Zucht fehlt, die Wachen ziehen nicht vor fremden Offizieren an, die Schuppen brennen zum Schaden des Bundes weg. Es wäre wirklich recht nötig, daß Sie einmal zum Rechten sähen. Dafür ist Leipzig wunder-

schön. Ich habe jetzt im Hotel Hauffe, ganz in meiner Nähe, einer eleganten Anlage mit guter Küche, mir Gastzimmer ausgemacht, u[nd] ich wäre froh wie ein Kiebitz, wenn ich Sie wieder einmal in Frieden unter dem Einfluß hiesigen mäßigen Orgiasmus sehen, haben, genießen könnte. Überlegen Sie sich's. Kommen Sie, es gilt, das Vaterland vor Verlusten zu bewahren. Auch in Angelegenheiten hiesiger Kaserne ist wirklich Inspektion nötig. Ihrem lieben Gemahl küsse ich in treuer Verehrung die Hand, Sie bitte ich liebzubehalten

Ihren treuen

Freytag.

47.

Leipzig, Ostersonntag 1870.
[17. April.]

Liebster Freund!

... Der Reichstag gibt mir keine Veranlassung, nach Berlin zu reisen. Die Dummheiten meiner Nationalen im Autorengesetz[106]) und die Schwäche und Ermüdung, welche auf der ganzen Partei liegt, ist nicht ermutigend. Es werden sich wahrscheinlich bei der nächsten Massenwahl die Wirkungen des Wahlgesetzes bereits kundgeben. Entweder Junker oder Demokrat, und die Zwischenleute werden, nicht ohne eigene Schuld, an Zahl und Einfluß verlieren. Dazu kommt, daß Bism[arck] sich in Fülle seiner Kraft fühlt, emsiger als je die Presse und öffentliche Meinung behandelt; er hat jetzt das kleine Scheusal Busch[107]) in seine Nähe gezogen und bläst in dieses abgelegte Kleid der „Grenzboten" seinen Rauch.

Was Sie mir über die Kaiseridee des Bism[arck] schreiben,[108]) hat mich peinlich berührt. Und ich hoffe, Sie werden meine Auffassung dieser Frage nicht mißbilligen. Seit dem Jahre 1848 kämpfe ich dagegen. Zuerst aus persönlicher Loyalität und Dankbarkeit gegen unser Königshaus. Ich möchte diesem providentiellen Fürstengeschlecht seine Jugend bewahren und den Fluch von den Häuptern desselben fernhalten, welchen die Kaiserkrone mit einer fatalistischen Notwendigkeit um die Familien der Herrscher legt. Und dieser Fluch [er]scheint nicht dadurch vermindert, daß sich seit Iturbide und Napoleon neben der Ehre auch eine satirische Empfindung der Zeitgenossen gegen die neuen Kaiserkronen regt. Es ist aber nicht Aberglaube, der mich schreckt, sondern sehr greifbare Erwägungen. Die Annahme der Kaiserwürde durch die Hohenzollern setzt nicht nur gewisse Kompromisse mit den Großmächten und Höfen Europas, sondern ebensolche Kompromisse mit den regierenden Familien Deutschl[ands] voraus, selbst wenn letztere in nichts bestehen sollten als in gesteigerter Konnivenz gegen die Familientraditionen und souveränen Verwaltungswünsche derselben.

Darüber wäre mit der Zeit wegzukommen. Dauernd aber wäre eine Einführung unseres Fürstengeschlechts in einen falschen Idealismus. Ein Kaisertum verlangt einen Kaiserhof. An Stelle einer jetzt bereits schädlichen

Bevorzugung des hoffähigen Junkertums würde ein vornehmes Werben um eine weit schlechtere und abgeneigtere Aristokratie treten, um die regierenden Häuser, die Ebenbürtigen und so weiter. Ich halte für einen Grundfehler der Idee, daß man durch den neuen Reif den Haß und die Abneigung der alten Familien in Ehrerbietung und Willfährigkeit zu verwandeln hofft. Diese Familien kokettieren jetzt mit habsburgischen Erinnerungen, weil diese ihnen ein poetisches Nichts geworden sind; sie würden sich gegen reale Zumutungen auch eines Kaisers von Wien geradeso sträuben, wie jetzt gegen Berliner. Und der übrige Adel außerhalb dem alten Preußen? Der katholische bleibt ultramontan, der protestantische provinziell auffätzig, soweit er nicht von der neuen Würde Auszeichnungen für sich erwartet. Es wird also wenig dort gewonnen. Und welche politische Bedeutung hat der Reichsadel? Hat er die Talente, hat er das Geld? — Nur den Nachteil würden die Hohenzollern empfinden: eine notwendige Steigerung der Hofkreise, eine große Zahl untauglicher oder unzuverlässiger kleiner Planeten, welche ihre ohnedies sehr zersplitterte Zeit, Aufmerksamkeit und Interessen in Anspruch nehmen. Alles, was gegenwärtig eine Vermehrung des höfischen Elementes, der Repräsentation und der Familienrücksichten bringt, ist ein Unglück für unser Königshaus. Ihm würde vielmehr in nächster Zukunft die Aufgabe gestellt sein, mit Schonung der alten, zum Teil guten und würdigen Formen die Standesprivilegien im Hof und so weiter leise zu beseitigen, d. h. sich freier und gesünder zum Volk zu stellen. Dazu paßt die Kaiserkrone durchaus nicht.

Aber gar nicht zu der großen politischen Aufgabe unseres Fürstengeschlechts. Diese Aufgabe ist vielmehr, allmählich das ganze Wesen der Macht in Deutschland zu erhalten ohne die alten abgelebten und vielen verhaßten Formen. Durch unsere Zeit geht ein starker republikanischer Zug. Die Einwirkung Amerikas, die Herrschaft der Intelligenz und der arbeitenden Kapitalbesitzer werden in den nächsten Jahrzehnten diese Richtung stärker und trotziger machen. Zuerst in den Massen, bald auch in der Literatur. Möge man sich vor allem hüten, diese Ideen gegen die Hohenzollern herauszufordern. Ihre Königswürde, altherkömmlich durch tüchtige Arbeit bereitet, fest behauptet, ist für die alten Provinzen, ja für das gesamte Ausland wie ein wohlverdientes, würdiges Ehrenamt, ihr persönlicher Vorzug, daß sie wie höchste Beamte ihres Staates anders und viel moderner gearbeitet, exerziert, in Akten gelesen haben, als die meisten anderen Herrscher. Auch die Gegner achten widerwillig diese historische, wohlerworbene Größe. Die Kaiserkrone aber zerstört diesen Nimbus sofort. Auch sie sind der Eitelkeit, dem hohlen Schein, dem selbstgefälligen Spiel mit selbsterfundenem Flitterkram verfallen. An dem Tage, wo wir einen Kaiser erhalten, erhalten wir auch eine republikanische politische Partei, nicht nur süddeutsche Volksschreier und verrannte Theoretiker, sondern ernsthafte Leute, welche mit Mißvergnügen auf die Stärkung des Aristokratism[us] und mit Mißachtung auf die Wiederbelebung toten Würdenkrams blicken. Im Volke lebt durchaus kein Verständnis und

keine Sehnsucht nach einem Kaiser, auch die Kyffhäusersage wird fast nur durch unsere Altertümler gepflegt.

Jetzt hat der Zufall und die Klugheit gemacht, daß die Hohenzollern in einer ganz einzigen, vortrefflichen und dominierenden Stellung zu allen Parteien und Wünschen leben. In Preußen treu geliebt als Könige, den regierenden Familien in Würde gleich, und doch als Bundesfeldherren, wenn sie wollen, höchste Gebietiger, den verschiedenen deutschen Stämmen und Parteien, Liberalen und Demokraten gegenüber einfache Präsidenten. Dies Vieldeutige, Unbestimmte und Dehnbare einer ganz namenlosen Obergewalt ist ja der unbezahlbare Vorzug ihrer Stellung, die beste, ja einzige Bürgschaft für einen unaufhaltsamen Fortschritt. Der König von Württemberg würde — im Fall sein Eintritt in den Bund notwendig würde — viel lieber einem Bundesfeldherrn nachgeben als einem neuen Kaiser, der Feldherr ist eine praktische Funktion, die viel weniger die königliche Selbstgenügsamkeit verletzt. Die Stimmung in den Ver[einigten] Staaten ist nicht zufällig so freundlich, es ist ein angenehmes Gefühl, daß der Präs[ident] mit dem Präsid[enten] verkehrt. Endlich, die Hohenzollern haben gar keine Ahnung von dem unermeßlichen Vorteil, den sie in ihren Fürstenwirkungen erhalten können, wenn sie bei passender Gelegenheit mit Bundesbrüdern und Süddeutschen den schwarzen Frack anziehen und mit größter moderner Einfachheit ihren Präsidenten dem Hoftrödel der kleineren Höfe gegenüberstellen. Diese Wirkung, richtig ausgenutzt, hat zehnmal so viel reale Vorteile, als ein neuer Samtmantel und Ankauf eines Kaiserdiamanten.

Doch ich finde kein Ende und hätte noch viel zu sagen. Kommen Sie, Herzensfreund; sagen Sie Ihrem lieben Gemahl meine treuesten Huldigungen, behalten Sie lieb

Ihren treuen

Freytag.

48.

Siebleben, 15. Juli 1870.

Mein geliebter Freund!

Ob dieser Gruß Sie noch in Borkum findet, wo Sie unter Möwengeschrei die große Aufregung der Politik durchzumachen haben? Ich wollte, ich wäre jetzt bei Ihnen. Bevor ich von uns schreibe, muß ich Ihnen mein Herz über die Franzosen ausschütten, denn alles verschlingt der Gedanke an die schwere Möglichkeit eines nahen Krieges.

Die Veranlassung ist abgeschmackt u[nd] sie ist hinfällig geworden. Die Aufregung in Frankreich, so brüsk von der Regierung erregt, mag ruhiger Erwägung weichen, eine gültige Veranlassung zu einem so großartigen Kampfe ist nicht ersichtlich u[nd] der Verstand u[nd] das Ruhebedürfnis der Völker sind weit mächtiger, als in irgendeiner früheren Zeit unserer Geschichte. Ja, es ist gar nicht recht abzusehen, wie diese franz[ösische] Leidenschaftlichkeit vor der ernsten Beleuchtung durch die Presse Europas u[nd] die Noten der

Neutralen jetzt noch einen Krieg durchsetzen will. Und doch ist die Lage für Erhaltung des Friedens hoffnungslos. Gar nicht zu vergleichen mit 1867. Damals war die franz[ösische] Empfindlichkeit weit offener u[nd] erklärlicher, es war Nachweh des großen Krieges, u[nd] wir wußten, warum Frankreich zögern mußte, Ernst zu machen. Jetzt haben wir durch vier Jahre am Main die stille Demütigung ertragen. Denn es war doch nur Frankreich, welches jene halben Verhältnisse zu konservieren zwang. Und was ist die Folge? Eine weit grimmigere Verbissenheit, ein Auftoben entfesselter Leidenschaftlichkeit, das ärger ist wie vor drei Jahren.

Es gibt eine Logik auch in den Leidenschaften der Völker. Wie der heftige Mann krank wird, wenn er seinen Zorn niederkämpfen muß, so auch ein Volk. Wir haben durch vorsichtige Haltung die Franzosen durch diese Jahre gezwungen, gedemütigten Hochmut und Groll hinunterzuwürgen; jetzt plötzlich explodierte die Wut und verlangt zu hauen. Dies tierische u[nd] doch folgerichtige Gebaren scheint mir ein Phänomen zu sein, welches alle Staatsklugheit klein machen wird. Und die Politik wird schwerlich mehr vermögen, als einen Vorwand von verständigem Schein für die brutale Notwendigkeit zu erfinden.

Dazu kommt, daß der Krieg einer Partei nötig ist, die zwar immer hinter den Kulissen steht, wo es gegen das protest[antische] Preußen gilt, diesmal aber einen sehr triftigen Grund hat, allgemeinen Trubel zu wünschen. Die Unfehlbarkeit hat, sobald sie ausgesprochen ist, nichts mehr zu fürchten als die Maßregeln der Regierungen, vielleicht gemeinsame. Und nichts muß ihr erwünschter sein als ein großer Spektakel, welcher die Staaten u[nd] Völker anderweitig okkupiert. Da ist wohl keine müßige Konjektur, daß die Jesuitenpartei durch die Kaiserin [Eugenie] alles aufbietet, um sich für die große heilige Frage freien Weg zu bahnen. Und diese stille Einwirkung vermag auch auf das französ[ische] Volk noch weit mehr, als wir anzunehmen lieben. Dort ist Sorge um die „Ehre Frankreichs“, welche der dummen Regierung für Loyalität gilt. — Soeben verbreitet das hies[ige] Tageblatt die Nachr[icht] v[on der] Kriegserklärung Frankreichs. Ob nun dieser akute Verlauf sofort zum Kriege führt, ob sich wieder u[nd] wieder Friedensversuche geltend machen — für Sie, lieber Freund, ist noch einmal die Zeit gekommen, das Schwerste als Helfer für Deutschland durchsetzen zu helfen. Möchte dieser Gruß Sie recht frisch u[nd] tatlustig finden! Der Anteil, den Sie an den nächsten Ereignissen der Weltgeschichte haben mögen, beschäftigt mich fortwährend. Mir ist auch um Ihretwillen sehr ernsthaft zumute, denn Ihre Arbeit fordert einen Einsatz von Kraft u[nd] Leben. Das ist etwas ganz anderes als ein Buch schreiben. Aber ich habe Vertrauen zu Ihrem guten Stern. Es lohnt nicht, Ihnen jetzt von meinen kleinen Geschäften u[nd] Sorgen zu schreiben, u[nd] was mich in den letzten Wochen so schweigsam gemacht hat. Nur das sollen Sie wissen, daß ich immer Ihrer in treuer Freundschaft gedacht habe. Grüßen Sie herzlich Ihr liebes

Gemahl, ich kann mir ihre Empfindungen wohl denken. Schreiben Sie mir in einer Zeile, wo Sie jetzt sind. Können Sie mich irgendwie brauchen, wenn's zum Ernst kommt? Roman schreiben kann ich dann doch nicht. Bleiben Sie gut

Ihrem getreuen

Freytag.

49.

Siebleben, 20. Juli 1870.

Mein geliebter Freund!

Welche Zeit, die mit uns wirtschaftet wie die Pflugschar mit einem Ameisenhaufen! Unter allen schweren Neuigkeiten aber war mir am mißfälligsten die eine, daß Sie nicht den Kronpr[inzen] begleiten werden. Um unsertwillen, für ihn u[nd] für Sie selbst. Nur das muß ein Irrtum sein, daß man Sie unter Blumenthal stellen wollte. Wie mir Normann schreibt, hat der Kronprinz Sie angelegentlich als Chef des Stabes gefordert, u[nd] dies Gesuch sei ihm verweigert worden, weil Sie unentbehrlich seien. Ach, auch die guten Dinge, die der Mensch getan, gewinnen eine Macht über ihn, die ihn grimmig machen kann.

Daß Sie so viel von Ihren Ideen u[nd] Ihrer Energie in diese Intendantur gewirtschaftet, das, glaube ich wohl, hat Sie zum unbeschränkten Gebieter eines weiten Terrains gemacht. Und das mag wohl dem König die Ansicht gegeben haben, daß Ihre Zukunft auf diesem Wege liegt. Wenn Sie Generalintendant der Armee[109]) werden, so sind Sie der Kriegsminister der Zukunft. Ein würdiges Ziel für männlichen Ehrgeiz. Und doch, mein Freund, für Sie ist es nicht das richtige, denn die eigentümliche Wucht Ihres Wesens ist für den Tag einer Schlacht.

Jetzt aber gilt es nicht zu bedauern, sondern klug zu lenken. Es muß möglich sein, daß Sie doch noch einen Anteil an der Ausführung durchsetzen. Sollte das nicht bei der Nordarmee unter dem Großherzog [110]) möglich sein? Oder im Verlauf des Feldzuges? Sie hatten mir einmal den Wunsch geäußert, die Seeverteidigung zu leiten. Wir haben diesmal mit einem Feind zu tun, der das Gegenteil von österreichischer Bedächtigkeit besitzt, er wird uns listig Überraschungen bereiten. Ich glaube wohl, daß er es nicht vorzugsweise auf die Nordsee, sondern auf die Ostsee abgesehen hat. Dort findet er die Dänen u[nd] allerlei indirekte Unterstützung bei diesen Neutralen, er verletzt nicht so scharf die Interessen der Engländer u[nd] schärfer die der Altpreußen. Zuletzt ist für franz[ösische] Eitelkeit ein „Zug gegen Berlin" lockend, wie dumm der Gedanke auch sei.

In dieser Zeit, wo das Privatleben ganz aufgeht in einem großen Gedanken, ist mir immer wieder auffallend der Unterschied in der Stimmung gegen 1866, den man an anderen u[nd] sich selbst bemerkt. Bei aller Bewegung doch weit ruhiger, heiterer, männlicher. Jeder weiß, daß der Kampf

wahrscheinlich ungeheurer wird als der frühere, daß es ein schlauer, starker, energischer Feind ist, daß der Sieg teurer erkauft werden muß. Und doch überall Vertrauen. Das tut doch im Grunde Ihre Arbeit, die der Leiter des Krieges von 1866. Unser Volk ist ein schönes u[nd] gutes Volk. Das ist deutsches Gemüt.

Normann frug an, ob ich Preßberichte aus dem Hauptquartier des Kronprinzen übernehmen möchte. Fände ich Sie beide dort, so wäre das das größte Glück meines Lebens, u[nd] jede Stellung, Schreiber, Troß mir recht. Ohne Sie beide ist die Aufgabe für mich ohne Freude, und ich würde weit lieber zu Ihnen in den Rücken der Armee kommen und in müßigen Stunden bei Ihnen sitzen, sonst Berichte schreiben. Denn unter fremden Offizieren ist die Stellung eines Zivilisten gar keine, d. h. er wird überall als lästig empfunden, u[nd] seine Wirksamkeit beargwöhnt u[nd] erschwert. Ich habe Normann kurz geschrieben, wie ich mir die Tätigkeit eines politischen Bureaus für Presse u[nd] Verbindung mit den südd[eutschen] Parteileuten denke, und ich müßte ja diese Pflicht übernehmen, wenn sie an mich tritt. Aber ein solches Kabinett für Presse kann der Kronprinz schwerlich ohne Bismarck einrichten, u[nd] Bism[arck] wird darauf bestehen, daß jemand von seinen Getreuen hingesetzt würde, ich würde wahrscheinlich der letzte sein, dem er solche Arbeit überließe.

Auch meine ich, daß das sehr, sehr wenige, was ich in solcher Zeit mit der Feder nützen kann, ebensogut irgendwo geschrieben werden kann, als hinter der Armee. Nur sehen möchte ich einmal die Geschichte, und wenn irgend Ihnen die Sache nicht unangenehm ist, suche ich Sie auf und gucke von da auf die Franzosen.

Diese heruntergekommenen Lügenhunde. Ich habe niemals viel von ihnen gehalten, aber solche zynische Scheußlichkeit einer ruchlosen Freiheit von Moral ist doch in unserer Zeit politisch ohne Beispiel. Ich wollte, die Leichen dieses Krieges würden sämtlich über dem Kaiser u[nd] seiner Bande zuhauf getragen u[nd] diese Bösewichter unter solchem Totenhügel begraben.

Lieber Freund. Man raucht noch ein wenig u[nd] schreibt ein wenig, aber es ist keine Freude dabei, immer wieder faßt man nach der Karte, sucht Saarlouis und sieht ungeduldig nach dem Zeitungsboten. Seien Sie von Herzen gegrüßt u[nd] behalten Sie lieb

Ihren treuen

Freytag.

50.

Vaucouleurs, 22. August 1870.

Lieber Freund!

Erst vor drei Tagen erhielt ich Ihren lieben Brief vom 1. Aug[ust], er war mir von Siebl[eben] nachgeschickt worden, seit gestern weiß ich durch den Kronpr[inzen], daß Sie in der Nähe weilen, vielleicht ganz in unsere nächste

Nähe übersiedeln werden. Daß Sie mich hier treffen, ist wunderlich, recht verständig ist es nicht. Durch Normann war mir nach Siebl[eben], wie ich Ihnen geschrieben, der Antrag gemacht, im H[au]ptq[uartier] mitzugehen, Presse im allgemeinen; ich hatte Bedenken erhoben. Der Antrag wurde erneut, ich nahm an in der Ansicht, daß man sich solchem Ruf nicht entschlagen dürfe, wenn man auch nur ein wenig nützen könne. Zu Hause ist man jetzt doch ganz untätig, u[nd] die Seele hängt an den Schlachtfeldern. Am Abend erhielt ich meine Legi[ti]m[ation], in der Nacht reiste ich ab, traf in Speyer zum Hauptquartier, wurde vom Kr[onprinzen] gütig, von seiner Umgebung freundlich, vom Generalstab verwundert u[nd] mißtrauisch aufgenommen. Man hatte dort einen offiziellen Berichterstatter für den Staatsanzeiger u[nd] fand mich überflüssig, wahrscheinlich kompromittierend. Ich erklärte, für keine Zeitung, nur für das Kabinett des Kronpr[inzen] in Berlin berichten zu wollen, u[nd] befinde mich also hier in unklarer Stellung. Dazu Zivilist unter Uniformen und militärischen Ansprüchen. Wären Sie hier, dann wär's eine Freude.

Das sind die Schattenseiten, auch das Licht fehlt nicht. Merkwürdiges u[nd] Großes in der Nähe, einige gute Gesellen. Aber zu viel Bummelei. Was dem Soldaten, der sein Alles einsetzt, den Krieg lustig macht, das läßt den Schreiber, der nichts einzusetzen hat, unbefriedigt. Man ist nicht nützlich genug.

Den Kronprinzen traf ich, vom Koburger [Herzog] zu dem Ihnen bekannten Memoire veranlaßt; Roggenbach, der einen Tag hier war, hatte ebenfalls dazu gesteuert; zuletzt galt es, was nicht zu hindern war, wenigstens elastisch zu machen. Von der Aufnahme durch B[ismarck] weiß ich, auch daß [der] Kr[onprinz] sich dabei Ihrer Vermittlung bedient, um eine Exaspiration B[ismarck]s zu dämpfen. In Wahrheit ist der Inhalt nirgends Herzenssache; nur das wird dringend gewünscht, bei den Friedensverhandlungen nicht zur Seite zu stehen. Wie es den Anschein hat, wird sich diese Furcht stillen, wenn das Große Hauptquartier hierher verlegt wird. Ein Feldbrief ist nicht ganz der Ort, Diskretes mitzuteilen, ich spare mir also Personalien auf, bis mir die Freude wird, Sie zu sehen. Wir leiden hier an einem Übelstand, der recht groß ist, wir haben die Karlchen Mießnicks der regierenden Familien. Zwar hat Eulenburg[111]) eine zweite Staffel für sie angelegt; aber Zötus B. drängt sich doch überall herein. Unter diesem Sortiment aus unseren Herrenfamilien zeichnet sich ein P[rin]z Eug[en] von Württemberg[112]) vorteilhaft aus, am einflußreichsten ist „mein" Herzog; gestern ist zum Überfluß noch in bayr[ischer] Generalsuniform der Augustenburger angekommen. Nach seiner Erklärung an die Schlesw[ig]-Holsteiner ist dies doch über die Puppen. Bei solcher Besetzung des Tages und unablässigem Andringen von Kleinigkeiten wird die Repräsentationsrolle, welche der Kronp[rinz] hier als Feldherr zu spielen hat, sehr erschwert. Ihm fehlt die Sammlung. Die letzten großen Verluste haben auch ihn sehr weich

gemacht. Der Krieg mit Österreich hatte verwöhnt. Dies ist eine andere Sorte Viehzeug, u[nd] verlangt stärkere Kraftmittel. Ich möchte demütig die Schlachtengötter beschwören, nur diesmal noch unsere Hof-, Prinzen-, Johanniter- und anderweitige Bummelwirtschaft uns zu vergeben u[nd] nicht durch Niederlagen zu strafen. Aber daß hier gründlich aufgeräumt werden muß, mit eherner Faust, wenn unsere schöne Armee zu ihrer vollen Geltung kommen soll, das ist mir sehr deutlich geworden.

Daß der Bonapartismus in Frankreich die erste Erschütterung und die Enttäuschung des Volkes überstanden hat und sich mit einem gewissen patriotischen Zorn der Nation gegen die Fremden zu furnieren vermag, zieht den Krieg einige Wochen länger hin. Ich glaube aber nicht an große todesmutige Bürgertugend im heutigen Frankreich, am wenigsten in dem verdorbenen Paris, u[nd] ich hoffe, daß der Kampf bei Châlons, wenn die Franzosen dort stehen, der entscheidende u[nd] letzte sein wird...

Was nach dem Krieg werden soll, ist für den nachdenklichen Menschenfreund schwer erkennbar. Der süddeutsche Patriotismus aus sehr unpatriotischem Separatismus ist eine ganz einzige Erscheinung, u[nd] v. d. Tann sagte mir das geradezu: „Wir gehen mit, weil wir Bayern bleiben wollen." — Wenn nur der Elsaß für uns gerettet werden könnte. Das Landvolk dort hat mir sehr wohl gefallen.

Wann kann ich Sie sehen? Alles Große u[nd] Traurige schütte ich lieber dem Freunde mündlich aus dem Herzen als im Briefe. Ich möchte noch über Châlons, wenn dort etwas Ernstes los ist, beim Heere bleiben, dann mich heimschlagen,[113]) denn ich meine, ich kann dort durch Schreiberei etwas mehr wirken. Freilich ist jetzt die Presse ganz einer Meinung in allen Hauptsachen.

Leben Sie wohl, Herzensfreund, wenn Sie eine gute Wurst sehen u[nd] einen Topf Milch, so grüßen Sie diese kulinarischen Genüsse von mir, auch unser ehrliches Schwarzbrot. Die Franzosen sind eine unvernünftige Nation, nur ihre Betten sind gut, Wanzen bisher zurückhaltend.

Guten Tag, behalten Sie lieb

Ihren getreuen

Freytag.

51.

Leipzig, 1. November 1870.

Lieber kriegerischer Freund!

Die Erwerbung von Metz[114]) hat die Stimmung in Deutschl[and] wieder auf einige Tage hochgehoben. Sie war trotz aller Siegesnachrichten in den letzten Wochen so weit gesunken, daß ein gewisses kleinliches Mißbehagen in Presse u[nd] Gespräch sichtbar wurde. Diese kindische Ungeduld — denn im Grunde war nur sie der Grund, weit weniger die Verluste für Gemüt u[nd] Börse — ist nicht schön; aber sie ist die natürliche Folge einer so unerhörten

Steigerung patriotischer Empfindungen durch unerhörte Erfolge. Die Menschen haben sich so sehr gewöhnt von Telegrammen zu leben, daß sie jetzt alle Tage das Ungeheure vernehmen möchten, gerade wie die Zuschauer in einem französischen Melodrama bei jedem Akt etwas Neues verlangen, was die Haare sträubt, die doch solcher Funktion sich nicht gern u[nd] nicht auf lange widmen. Und es würde sich kaum lohnen, über solche Volksstimmung Betrachtungen anzustellen, wenn die Sache nicht einen ernsten Schweif von Konsequenzen noch nach sich ziehen müßte.

Die Deutschen sind jetzt ganz bereit, den wenigen Männern, welche die Geschäfte machen, zu vertrauen. Nächst den am häufigsten genannten Feldherren ist G[ra]f Bismarck jetzt obenauf. Ein völliges, hingebendes Vertrauen, „unser Bismarck wird's schon machen", sagen bayrische Blätter u[nd] die Leipziger Allg[emeine] Zeitung. Ob Metz behalten werden soll oder nicht, ob Distrikte in Nordschleswig den Dänen als Preis für ihre Neutralität gegeben werden müssen oder nicht, das wird jetzt mit einer Leidenschaftlichkeit behandelt, die seit Jahren unter uns unerhört war. Dennoch, wenn G[ra]f Bismarck so oder so will, wird man's bereitwillig akzeptieren, das Murren wird zu leisem Flüstern. Und er könnte sich jetzt viel erlauben. Aber es wäre doch ein Irrtum zu glauben, daß das anhalten wird. Eine Nation erträgt nicht lange, ihr gesamtes Wollen in wenigen Personen oder gar in einer verkörpert zu sehen. Die leidenschaftliche Bewegung dieses Jahres wird unsere gesamte Presse, das politische Parteileben fortan steigern, auf Jahre. Der Vertrauensseligkeit wird schnell neue Begehrlichkeit der Parteien, herber Zank und grobe Verurteilung folgen. Und der Nachklang der großen einmütigen Bewegung wird in der Politik sein Steigerung aller Forderungen, also heftiger Unfrieden. Das wird eine gute Folge sein, denn wir dürfen nicht einschlafen. Aber sie wird die Regierung schwierig machen, das Los der Regenten nicht beneidenswert, u[nd] sie wird von dem Leiter der Bundespolitik eine Geduld u[nd] Unbefangenheit verlangen, die über seine Kräfte gehen dürfte. Er wird wahrscheinlich daran sich zerreiben. Das Heer hat der Nation den Aufschwung gegeben, das wird der Armee zugute kommen, auch die Gefahren werden nicht ausbleiben: übergroßer Zudrang junger Volkskraft zum Militär, starkes Selbstbehagen und Befestigung mäßiger Talente oder Talentloser unter den höheren Offizieren. Diese u[nd] andere Folgen abzuparieren, wird Ihre Sorge sein ...

... Ich wollte, Sie wären heim. Dies Paris wird unsauberer Aufenthalt. Wir dachten Krieg mit einer zivilisierten Nation zu führen, und wir sind unter Neger geraten. Wir schlagen sie tot u[nd] sperren sie ein, in solchen Massen, daß die Arme matt werden und alle unsere Brummställe übervoll, was nützt's? Sie kümmern sich nicht um ihr fehlendes Gesindel und tanzen ihre verrückten Kriegstänze lustig fort, beten zu ihren Götzen u[nd] ohrfeigen sie gleich darauf. Und die gefangenen Swinegel müssen wir noch füttern und auskurieren ...

... Wozu die gute preuß[ische] Tradition aufgeben u[nd] zwei Marschälle aus dem Königshaus[115]) machen? Der Kronprinz braucht's nicht, u[nd] der andere[3]) ... Das ist Schein, nicht mehr ehrliches Wesen. Ich fürchte, es wird ein Anfang neuer Zeit, in welche unsere Hohenzollern dem Fürstenlose zu verfallen in Gefahr sind wie andere auch. Und ihre Getreuen erhalten jetzt neue Aufgaben.

Da war's quer, daß ich die kleinen „Grenzboten" nicht zu kaufen vermochte. Ich bot dem Verleger für seine Hälfte 13200 Taler, er ließ das Blatt nicht.[116]) Von Neujahr scheide ich mit den Freunden aus u[nd] muß das alte liebe Blatt den Pietisten u[nd] kindischen Experimenten überlassen, welche Hans Blum — mein Nachfolger! — anstellen wird. Dafür gründet Hirzel eine neue Zeitschrift, welche vom 1. Jan[uar] erscheint. Es ist in dieser großen Zeit ein kleines Leid; ich fühle es doch, daß ich den letzten Akt der Journalisten noch selber durchleben muß.

Oft denke ich Ihrer, täglich. Und ich habe an dem Tod Ihres Schwagers[117]) herzlichen Anteil genommen. Ihre Silberhochzeit aber feiern wir nach Ihrer Rückkehr, ich war auf dem Sprunge, dazu nach Berlin zu kommen am 18., aber ein Telegramm der Gemahlin bändigte den Drang. Wann sehen wir uns wieder? u[nd] wie? im Kaiserreich? Mir ist förmlich Angst vor dieser Zeit, wo ein Gespenst aus alter Zeit einen langen Schweif von anderen Schatten u[nd] Nichtigkeiten in unser preußisches Leben führen wird.[118])

Die deutsche Literatur steht ziemlich still. Am meisten Aufsehen macht „Krieg oder Frieden?" Von Strauß an Renan. Sehr wahr, nicht gerade bedeutend. Strauß hat die Unbarmherzigkeit gehabt, wie ein alter Korpsbursch einen Fuchs, das arme, liebe Waschweib Renan, auf die Mensur zu fordern u[nd] dann mit Hieben zuzudecken. — Ich sende Ihnen das Büchel doch, es ist leicht auszulesen. — Dann hat Sybel den ersten Band seiner Fortsetzung der Revolutionsgeschichte drucken lassen. Sonst nicht viel Neues. Die illustrierten Kriegsberichte u[nd] Kriegslieder nehmen breiten Raum ein, zum Teil schauderhaft gemachtes Zeug, preußische Ulanenlanzen mit dicken Knöpfen unter der Spitze u[nd] andere Phantasia nach alten Mustern, zuweilen hübsche Sachen. Die Maler lernen bei der Gelegenheit, Menschen in heftiger Bewegung darstellen. Was immerhin ein Fortschritt ist.

Alle Welt liest jetzt am liebsten Zeitungen. Obgleich die Leute auch schon so blasiert sind, daß sie das ganze Blatt voller Telegramme verlangen. Die Frauen u[nd] Mädchen stricken Strümpfe; da aber die distinguierten Vorsteherinnen der Vereine nicht verstehen, was gute Wolle ist, u[nd] elendes Zeug liefern, bestehen die Strümpfe schlecht. Dann wird gesammelt, wofür alles: Liebesgaben für das u[nd] das Bataillon, für einzelne Witwen, für die gesamte Witwenschaft, für das Dach u[nd den] Ausbau des Straßburger Münsters, für die Bibliothek in Straßburg, für die Armen in Straßburg, für Volksbibliotheken im Elsaß ... (Schluß fehlt.)

52.

Leipzig, 21. November 1870.

Lieber Freund!

Heut erhielt ich Ihren lieben Brief, dankbar für seinen Inhalt. Die Stimmen des Zivilismus haben im Rat der Feldherren keinen kräftigen Klang; aber ich möchte doch nicht verhehlen, daß überall die Überzeugung laut wird, daß ein starker Kanonendonner gegen Paris unentbehrlich ist, vielleicht nicht, jetzt Friedenssehnsucht dort in die Höhe zu bringen, wohl aber, um dies verlogene Gesindel wirklich zu schrecken u[nd] zu demütigen. Übergeben sie sich ohne Waffenschreck, so bleiben sie nach ihrer Überzeugung die Unbesiegten, die nur einem elementaren Bedürfnis der Menschheit unterlegen sind. „Bindet Bismarcken drei Tage die Hosen zu," werden sie schreien, „und seht zu, ob er dann noch der trotzige Racker sein wird! Gegen die Natur kann auch der Tapferste nicht aufkommen!" — Darum wäre wirklich ein ruhiges, strammes Bombardement in guter Stunde mit möglichster Schonung unserer Jungen eine verdienstliche Arbeit.

Da Größeres nicht vorliegt, so zerpflückt die Presse fortwährend v. d. Tanns Rückzug. In Dresden, selbst in Berlin behauptet man, es sei das alles von Bismarck arrangiert, um die Bayern zu demütigen; einige dumme Korrespondenzen haben zu diesem Unsinn verleitet. Noch mehr eine gewisse kindliche Annahme, daß Moltke als eine Art Obergott alles am Schnürchen halte u[nd] daß ein tief verborgener Plan hinter allem stecke. Mir scheint es keine scharfe Arbeit gewesen zu sein, wenn einer von 10 bis 5 Uhr in sieben Stunden gegen ein stärkeres Heer von z[irka] 14000 nur etwa 650 Mann verliert[119]) . . .

Im ganzen macht dieser Krieg uns, in der Heimat, alle dumm. Man beschäftigt sich den ganzen Tag mit Affären, die man nicht recht kennt u[nd] nicht gehörig versteht. Alles andere bleibt liegen. Würdige Professoren regen sich über Bourget u[nd] Coulmiers auf, daß sie um ihren Schlaf kommen, und schüchterne Hausfrauen zanken sich mit Lazarettvorständen zugunsten gespendeter Vespersemmeln bis aufs Blut. Wir sind dumme Teufel, wir Deutschen. Möge der Verstand uns nicht ausgehen, wo wir ihn nötig brauchen werden. Nach dem Frieden. Es wäre für die dramatische Wirkung in Europa recht gut, wenn Prinz Friedrich Karl noch etwas dreinzuschlagen den Witz hätte. Aber freilich, wenn jetzt nicht ganze Armeen gefangen werden, zieht's nicht mehr. 10000 Mann sind für unsere Bankpolitiker nur wie ein Frühstück, das Appetit auf mehr macht.

Die gefangenen Offiziere hier u[nd] wo anders sind der großen Nation würdig geblieben. Sie sind ganz obenauf und von dem endlichen Siege ihrer Landsleute durchdrungen. Aber bei alledem, lieber Freund, ist in diesem Hochmut etwas, was uns nachdenklich machen kann. Franzose u[nd] Französin werden sich so nicht wegwerfen, wie hier Männer u[nd] Frauen mit

skandalöser Frechheit wagen; hier wenige, in Dresden aber war der Jubel über das, was man v. d. Tanns Niederlage nannte, gar nicht vereinzelt. Warum? Der Deutsche versteht nicht, solche Schufte zu dämpfen. Möchte dieser Krieg uns größere patriotische Intoleranz geben!...

Von den kleinen Grünen u[nd] der Krisis, in die sie gekommen, habe ich Ihnen wohl geschrieben.[120]) Ich scheide zum Ende des Jahres und beginne sogleich ein neues Blatt, es heißt: „Im neuen Reich." Gute Gesellen sind dabei, die ganze Elite geht von den Grenzboten dahin über. Wenn Sie zu Weihnacht nach Hause kommen, lege ich's Ihnen wieder auf den Tisch. Ich halte für eine Pflicht, daß den Deutschen ein solches Blatt, welches die Politik u[nd] soziale Fragen gesammelter behandelt, als die Tagespresse vermag, und welches in Wissenschaft und Kunst anständige Gesichtspunkte gibt, nicht fehlen darf. Ich habe in Dr. Dove, einem Sohn des Berliner Professors, einen guten Redakteur gewonnen.[121]) Die armen Grenzboten werden wohl unter der Red[aktion] des Hans Blum zum Teufel gehen.

Wenn Bayern seine eigene Militärhoheit behält, wird die nationale Partei im Reichstag Lust haben, den Vertrag anzufechten. Die Meinung ist hier weit verbreitet, daß die Bayern besser draußen bleiben, als den Bund zum Schatten machen.

Die Invalidendifferenz[122]) hat überall einen sehr peinlichen Eindruck gemacht. Die Augsb[urger] Allg[emeine] Zeitung hat einen Artikel darüber gebracht. Natürlich ist in unseren Kreisen, auch im Süden, alles auf seiten des Kronprinzen...

Das Abzugpflaster, welches durch die russische Erklärung[123]) dem Einmischungseifer der Neutralen appliziert ist, kam Bismarcken ja so wundervoll gelegen, daß man versucht ist, das Wunder dabei zu leugnen. Mag sich jetzt die orientalische Frage erheben: ehe die Türken verjagt werden, dauert's doch noch Jahr u[nd] Tag; bis dahin sind wir fertig. Und wir könnten der Teufelei ruhig zusehen, welche der Anfang vom Ende für das große Slawenreich wird, wenn nicht eins uns sehr nahe anginge. Der Zerfall der Türkei zieht die Auflösung Österreichs nach sich. — Wenn ich's noch erlebte, daß wir den Tschechen ihre Tschamarka auszögen, die ihnen ein deutscher Schneider erfunden hat!

53.

Leipzig, 6. Januar 1871.

Lieber Freund!

Gutes Glück im neuen Jahr und was wir wünschen werde wahr. Die Zeitungen melden Ihre Rückkehr nach Versailles, u[nd] mein Brief hat die Aussicht, Sie in wichtigen Tagen zu erreichen. Ihren Geist habe ich mit stolzer Freude aus den Kämpfen von Orleans[110]) erkannt, und ich hoffe, daß dieselben Ihre Stellung unter den großen Generälen um den Thron gesichert haben, wenn dies noch nötig war.

Es wird Ihnen das erste Heft der neuen Zeitschrift zugegangen sein, die ich vom 1. Januar herausgeben helfe, da ich die Grünen nicht behalten konnte.[116]) Finden Sie Muße, darin das Gedicht die Kaiserkrone[124]) zu lesen, so schreiben Sie mir bei Gelegenheit wohl, ob Ihnen der Inhalt zweckmäßig erscheint, d. h. was ich so nennen muß. Ich habe mich der Teilnahme an dem neuen Unternehmen nicht entzogen, obgleich alles in meinen Privatstimmungen dagegen sprach, weil ich die Überzeugung habe, daß ein Blatt, wie die „Grünen" waren, den Deutschen für ihr geistiges Leben nicht fehlen darf. Die Wirkung solcher Zeitschr[ift] überschätze ich wahrhaftig nicht, aber ich kenne sie. Und ich komme dafür auch Ihnen mit einer Bitte. Bleiben Sie dem „Neuen Reich" ein vertrauter Korrespondent. Vielleicht kommt Ihnen eine Zeit der Muße, wo Sie selbst schreiben können; es ist sicher genug, denn ich bin der einzige, der darum zu wissen braucht. Unterdes aber, wo ich die Berichte über den Feldzug zu machen habe, gönnen Sie mir in jeder Ihnen passend erscheinenden Form Ihre Mitteilungen, ich werde sie diskret zu verwerten suchen. Es handelt sich hier um Direktion der Ansichten weit mehr als um die Neuigkeiten der Telegramme.

Das alte Deutschland lauert jetzt auf das Bombardement. Jede Nachricht davon wird mit einer Befriedigung aufgenommen, die um so größer ist, je weniger die Hörer von den Schwierigkeiten unterrichtet sind. Man erwartet davon ein schnelleres Ende des Krieges; denn die Friedenssehnsucht ist groß. Für die große Politik sind jetzt bei uns Ferien. Der „Kaiser"[118]) ist ohne jede Wärme, man darf sagen, leidend aufgenommen worden; daß er mit dem dummen Vertrage Bayerns zusammentraf, hat ihn vollends um den Kredit gebracht, u[nd] das Wort eines ehrlichen Fabrikanten hier: „Schade um die Hohenzollern, sie sind auch nicht besser als die anderen" wird oft zu hören sein. Es war für diesen Höhenpunkt offenbar noch nicht die Zeit, die Ungeduld hat hier einen politischen Fehler begangen. Es ist auch nicht wahr, daß der Titel in Süddeutschland wesentlich nützen wird. Dafür sind die älteren Altliberalen, die im Grunde für alles sind, was geschehen ist, und das untilgbare Bedürfnis haben, auch den Teufel rosafarben anzustreichen.

Aber die Stimmung im ganzen ist vorwiegend loyal und ergeben. Die Machthaber haben dem eigenen Volke gründlich imponiert, die Mehrzahl ist so glücklich, einmal stolz sein zu können, und ist dankbar dafür, und König Wilhelm u[nd] Bismarck können viele Orden stiften und bedenkliche Worte reden, ehe ihnen ein lauter Widerstand lästig werden wird. Dennoch glaube ich nicht an eine ruhige politische Zukunft. Es ist eine Aufregung ins Volk gekommen, welche sich überall geltend machen wird. Auch die heimkehrenden Soldaten bringen viel Unzufriedenheit mit. In einiger Zeit wird eine nicht starke, aber weitgehende Reaktion eintreten gegen die kriegerische Loyalität. Es ist unwahrscheinlich, daß die Junker den Patriotismus, den sie jetzt bewiesen, mit Bescheidenheit geltend machen werden, wenn es sich um Lohn u[nd] Anerkennung handelt; gegen sie, als Johanniter, Etappiers, Generäle

und Zivilbeamte wird's wohl zuerst losgehen. Außerdem wird die Konfusion in Kirchensachen neue Händel aufregen. An dauernden Frieden glaubt auch niemand. Im ganzen sind die Deutschen jetzt in einiger Gefahr wie Leute, die schnell berühmt geworden sind, sich hochmütig u[nd] widerwärtig gegen Anverwandte zu gebärden. Dabei lassen sie sich aber gefallen, daß die fran[zö-sischen] Gefangenen in den Restaurationen das große Wort führen u[nd] Plakate abreißen. Im Geben aber zeigt sich der Deutsche jetzt als guter Gesell. Die Basare u[nd] Christbescherungen für Soldaten u[nd] ihre Familien hatten oft etwas Großes u[nd] Rührendes. Hier in Leipzig kamen für Weihnachten armer Soldatenkinder so viel zusammen, daß die Geldbeträge gar nicht mehr für Sachen verwandt werden konnten, u[nd] jede der Mütter Geld auf Miete davon erhielt, und es waren doch in der mäßig großen Stadt über 800 arme Kinder, deren Väter draußen standen. —

Das Privatleben wird ganz beiläufig in dieser Zeit. Man tut auch gerade nur, was man muß, und steckt mit seinen Gedanken fortwährend im Winterschnee Frankreichs. Wenn K[önig] Wilhelm telegr[aphiert:] —9°, herrliches Winterwetter ohne Schnee, so erregt das im ganzen Lande vergleichende Betrachtungen; wir hatten einmal —22° u[nd] viel Schnee, u[nd] sahen mit Erbarmen auf die neuen Militärzüge. Es ist hier ein barbarischer Winter, überall fehlen die Kohlen. Aber im Handel u[nd] Verkehr ist der Krieg wenig zu merken, Geld ist flüssig, die meisten Geschäfte gehen gut, auch manche Luxussachen. In den Familien ist zwar überall Sorge u[nd] Trauer, aber in Erwerb usw. hat wohl noch nie ein Land den großen Krieg so gut durchgemacht, dank dem Heere. Diese Empfindung ist allgemein. Denn man war auf Schlimmeres gefaßt. Nur in Preußen erscheint die letzte Einstellung der alten Landwehren als eine furchtbare Maßregel, es werden auch sehr malkontente Soldaten sein. Aber es ist merkwürdig, wie gut sich in den Neuländern die wohlhabenden Familien dareinfinden, ihre Söhne im Felde zu verlieren. Je größer die Opfer, um so wärmer die Treue.

Für Sie, lieber Freund, ersehne ich eine glückliche Heimkehr. Ihnen hat der Krieg trotz allem doch gebracht, was ich Ihnen von Herzen wünschte: Große Tätigkeit, eine große Stellung . . .

54.

Leipzig, 9. Februar 1871.

Mein allerliebster Freund!

Gestern abend erhielt ich Ihren Brief u[nd] danke Ihnen herzlich dafür, für Ihre Freundschaft u[nd] für die lehrreichen Neuigkeiten. Es ist sehr brav, daß Sie treu fortfahren, dem Neuen Reich[116]) als stiller Patron günstig zu sein. Nämlich, Sie sind ja fortwährend geheimer Mitarbeiter. Jener Artikel in Nr. 1, den Ihnen Geffcken gesandt haben soll, war ja gar nicht von Geffcken, sondern von mir. Ich besorge alles, was unter dem Zeichen ♀ und dem Titel „der Feldzug“ erscheint. Von Geffcken war auf demselben Bogen nur

die kleine Korrespondenz „von der Nordsee". Seitdem haben Sie schon manchmal Anschauungen gebend geholfen, die Rubrik ercheint fast sregelmäßig u[nd] Sie können genau erkennen, wenn ein Brief von Ihnen bei mir eintraf. Hoffe auch, daß Sie niemals die nötige Diskretion vermißt haben. Verlassen Sie sich darin ruhig auf die Sorge des Freundes, der weit ängstlicher für Sie denkt, als für sich selbst u[nd] als Sie selber sorgen. — Die Zeitschrift sende ich regelmäßig an Sie, Sie erhalten sie doch? — Sie macht sich gut, hat nach fünf Nummern bereits dieselbe Verbreitung, welche einst die Grenzboten hatten, und wird hoffentlich — da das erste Jahr immer das des schnellsten Wachstums ist — weit höher kommen. Sie hat einen guten u[nd] gewählten Leserkreis gewonnen, der Redakteur Dove[121]) macht sich sehr gut, die Sache geht vortrefflich, u[nd] ich bin sehr froh, daß den Deutschen ein nach unseren Verhältnissen gutes Blatt gesichert ist.

In Nr. 6 habe ich — die Nummer wird Ihnen kurz nach diesem Briefe zugehen — einen Artikel an das Heer, „Retten und Rollen", geschrieben.[125]) Ich bitte Sie, ihn zu lesen u[nd] zu sehen, ob es nicht möglich wäre, über den Übelstand, der in dem letzten Teil des Art[ikels] besprochen wird, einen Armeebefehl hervorzurufen. Denn die Sache ist sehr ernst. Der Militär im Felde sieht dergleichen „kleine" Übergriffe, die sich wie von selbst machen, ganz anders an, als das Publikum daheim. Aber das Publikum hat hier die richtigere Empfindung. Es ist in Berlin eine gewisse Bestürzung über Kisten u[nd] Packe, welche vom Heer einlaufen. Leider zumeist von den Führern. General Kirchbach soll eine ganze Wagenladung nach Hause befördert haben, sogar der Kronprinz soll eine Sendung Sèvresporzellan abgesandt haben. Ohne Zweifel hat weder der Leiter jener Fabrik das Recht, gerettetes Porzellan auszuteilen, noch der König-Kaiser das Recht, die Annahme solcher Geschenke zu bewilligen. Ebensogut könnte er ja Bilder u[nd] Statuen der Sammlungen u[nd] wertvolle Bücher der öffentlichen Bibliotheken verschenken. Wir haben seit Beginn des Krieges durch ganz Deutschland sorgfältig nachgespürt, was die Franzosen früher aus unseren Sammlungen gemaust haben, um dies zu reklamieren. Mit welchem Recht, wenn die Franzosen nur getan haben, was wir auch tun?

Diese Sache hat einen politischen Hintergrund. Das beste Recht der Monarchie liegt gegenüber der Republik für uns Deutsche darin, daß die sichere Kontinuität verfassungsmäßiger Herrschaft unseren Herren eine reine u[nd] edle Moral in der Kardinalfrage um mein u[nd] dein möglich macht. Sie sollen enthoben sein aller Versuchung, zu erwerben u[nd] zu gewinnen. Sie vermögen uns weder durch Wissen noch Können zu imponieren, aber sie sollen strenge u[nd] sichere Hüter der nationalen Redlichkeit u[nd] Ehre sein. Jeder auftauchende Zweifel, ob sie das ihren Neigungen nach vermögen, ist ein Zweifel der Opportunität u[nd] Dauer der Monarchie. Wenn sie aufhören, in dem Anstandsgefühl u[nd] dem ehrlichen Sinn des Volkes das Vertrauen u[nd] Bundesgenossenschaft zu finden, so ist ihr Untergang nur eine Frage der Zeit.

Es ist nicht zu verkennen, daß nach dieser Richtung auch die Hohenzollern in der letzten Zeit Blößen gegeben haben. Eine gewisse mattherzige Nachsicht u[nd] ein stumpfes Gefühl gegenüber den Treuen waren nicht selten empfindlich. Jetzt ist die Gefahr, daß unsere Offiziere unter Konnivenz ihrer Führer vor Europa als Freibeuter denunziert werden. Die Sache kann nicht verborgen bleiben, die Franzosen werden laut genug darüber schreien. Bei uns werden Bücher u[nd] Trümmer von wertvollen Handschriften, die aus der Umgegend von Paris zur Zeit hierher gelaufen sind, aufbewahrt, um nach dem Frieden den Eigentümern, jedenfalls nach Frankreich zurückgesandt zu werden. Und es ist eine Freude zu sehen, wie allgemein dies Gefühl in den bürgerlichen Kreisen des Publikums ist. Sehen Sie zu, Herzensfreund, ob sich gegen die erwähnte Gefahr etwas tun läßt, was unsere oberste Heeresleitung exkulpiert. Sie werden vorsichtig sein müssen, denn es ist eine delikate Geschichte; aber sie ist der Mühe sehr wert. Wenn ich denn überhaupt Ihnen gern die Rolle zuteilen würde, daß Sie, Herzensfreund, Ihrem ehrlichen Gemüt in all diesen Dingen einen besonders strengen und bärbeißigen Ausdruck geben. Es wird unter den Versuchungen und allerlei Verlockungen, welche eine opulentere Gegenwart den Offizieren unseres Heeres nach einem ruhmvollen Frieden bieten wird, und bei der milden Persönlichkeit des Kronprinzen recht nötig, daß ein Bild strenger Ehre und Sauberkeit sich wirksam zeigt, nicht nur als Bild, sondern auch als donnernder Gott.

Ich war zwei Tage in Berlin. Dort habe ich Ihr liebes Gemahl ein wenig gesehen, auch das Töchterlein. Ich fand Frau Rosa wohl auf, sie lebt ganz in dem Gedanken an Sie, [eine] liebe, brave Frau, die zu sehn eine Freude ist. Ich war viel bei den gastfreien Normanns, sprach ihn leider weniger allein, als mir nach der Rückkehr recht war. Über Ihre Orleanstaten[119]) sprach er mit recht inniger Freude, wie ein guter Freund soll. Im [kronprinzlichen] Palais Scharpie zupfen, „Neues Reich", ein wenig Kritik über Bismarck, ehrliches Wesen. Wenn diese hochgesinnte Frau imstande wäre, etwas für den Schein zu tun, so wäre es besser für ihre Popularität. Aber man darf ihr das nicht raten, denn sie würde sich dadurch gedemütigt fühlen. Zuletzt hat doch gemeinsame Sorge die Schwiegermutter u[nd] Schwiegertochter zu erträglichem Verhältnis gebracht. Die ungleichsten Frauen der Erde.

Im ganzen war Berlin in den Tagen der Kapitulation[126]) wie ein recht satter Spießbürger, der noch eine Schnepfe aufgesetzt bekommt. Freilich nur auf den Straßen. Denn diese Stadt, welche nie das Herz Deutschlands werden wird, wohl aber Kopf und Pudenda, enthält so Verschiedenartiges in ihrem weiten Raum, das Größte und Dümmste, daß es schwer wird, von einer Physiognomie zu reden. Im Grunde ist's doch ein respektables Wesen, das märkische.

Die Ehrendiplome für Moltke u[nd] Bismarck häufen sich. Ob die Popularität des letzteren so lange dauert als sein Leben? Neid der Götter galt den Alten für die größte Gefahr des Menschen. Denn die Götter verstanden am besten, Beine zu stellen, über die einer fallen mußte ...

55.

G. Freytag an Frau v. Stosch.

Leipzig, 24. März 1871.

Liebe, verehrte Freundin!

Aus vollem Herzen wünsche ich Ihnen, u[nd] zuerst Ihnen, Glück zu — Seiner — Heimkehr. Es geschah auch im Gedanken an Sie u[nd] das Haus, daß ich unternahm, seinen letzten Brief[127]) mit kleinen Weglassungen in der neuen Zeitschrift abzudrucken. Der Brief war ein so liebes, herzerfreuendes Zeichen seines ehrlichen deutschen Gemütes, daß ich mir u[nd] anderen den Einblick in solches Wesen unserer Kriegshelden durch den Abdruck nicht versagen wollte. Die Welt wird nicht wissen, wer so geschrieben hat; wir aber, die seinem Herzen nahestehen, werden uns freuen, wenn andere solche Gesinnung als eine ehrenhafte deutsche und als maßgebend für unser Heer preisen.

Beifolgender Separatabzug ist für Sie gemacht.

Dem Gemahl selbst schreibe ich noch heut. Unterdes alle Liebe u[nd] Treue Ihnen u[nd] dem Hausherrn von Ihrem

treuen Verehrer

Freytag.

56.

G. Freytag an A. v. Stosch.

2. April 1871.

Mein lieber, lieber Freund!

Die Heimat hat Sie wieder umsponnen, zu dem langentbehrten Genuß des Hauses ist auch langgewöhnte Pflicht in ihrer Alltäglichkeit gekommen, und der goldene Sonnenschein der ersten Freude u[nd] Erhebung ist bereits mit dem sanften Grau temperiert, welches in dem Farbekasten eines tätigen Deutschen die häufige Tagesfarbe ist. Das ist gut u[nd] gesund. Und ich wünsche nur, daß Ihnen die gehoffte Erlösung von der ermüdenden Aktenarbeit[128]) wirklich gekommen sei. Lassen Sie mich vor allem wissen, welche Tätigkeit Ihnen zunächst beschieden sein soll. Denn darein denke ich mich gern hinein.

Es wäre hübsch, wenn Sie noch unter der Herrschaft frischer Eindrücke die Zeit gewönnen, Erlebtes u[nd] Urteile niederzuschreiben. Wenn das für die Deutschen möglich wäre, so wäre es ein gutes Werk, u[nd] das Neue Reich[116]) empföhle sich. Aber nicht weniger lockend denke ich mir, Vertrauliches für die persönlich Attachierten oder für den K[ron]prinzen niederzuschreiben. In jeder Seele reflektiert sich das Geschehene anders, u[nd], wer mit energischem Urteil und reifer Einsicht darüber berichtet, der gibt denen, die so etwas lesen, auch etwas von seinem Geiste ab, was in den anderen wohl fruchtbar fortwirken kann.

Oft habe ich Ihre Ansichten als mannhaft, fest und tüchtig respektiert, aber selten haben Sie mir so aus der Seele geurteilt, als über die Friedensbedingungen. Der glänzende Unsinn der fünf Milliarden, die Frankreich nicht bezahlen wird, nimmt die allgemeine Aufmerksamkeit noch viel zu sehr gefangen. Erhielten wir's, es wäre kein Glück für uns, denn es wäre ein Exploitieren fremder Schwäche, wie die Engländer in Indien getrieben haben, und würde unsere ehrliche knappe Wirtschaft unliebsam in eine dumme Zeit von „heidenmäßig viel" Geld[129]) verwandeln. Noch schlimmer aber ist die falsche Stellung unserer Soldaten in dem besetzten Terrain. Es ist nur bis zu einem gewissen Grad möglich, die Disziplin in den Gekränkten zu erhalten, u[nd] solches Behandeln der Sieger, wie die Franzosen wagen, verlangt täglich Haue, oder es macht die Leute verbissen und schlecht. Jeder Tag kann irgendwo eine Explosion unseres konzentrierten Grimms bringen u[nd] das ist nicht gut. Wir sind auf Zufälle gestellt.

Die soziale Aufstellung der romanischen Völker ist zuletzt doch eine Folge der eigentümlichen Bildung, welche der Katholizismus aufprägt. Und wir haben jetzt Grund, dankbar an Luther zu denken, der uns gezwungen hat, selbständiger zu werden, wahrer u[nd] fester in eigenen Schuhen. Freilich wäre bei den Romanen ein Luther auch damals nicht möglich gewesen. Für uns Zivile geht jetzt der Kampf mit dem Pfaffenvolk los; es ist hohe Zeit, daß wir uns auf die Hinterbeine stellen, denn das schwarze Gesindel ist gefährlich frech geworden.

Man spricht gern klug, wenn man an erfahrene Leute schreibt. Im Grund aber fühle ich mich lustig u[nd] dumm. Loyal wie eine Wachtel und immerfort vergnügt über diesen Erfolg. Wir sind ganz fürchterliche Grasteufel, wir sind so berühmt geworden, daß die anderen vor Neid mit Steinen werfen. Die Furcht, welche die Menschheit hat, wenn wir nur die Backen aufblasen, ist der reine Schüttelfrost bei allen. Wenn wir nur recht ehrliche Kerlchen bleiben und uns nicht überheben. Die Stimmung in Deutschland ist im ganzen wundervoll gut, der Partikularismus ist z. B. in Sachsen keineswegs geschwunden, aber er fühlt sich jetzt ohnmächtig u[nd] auf Abwarten gestellt. Dies ist die Zeit, um in militärischen Dingen das Eisen zu schmieden. Es wäre Torheit zu vertrauen, daß die bayrischen Soldaten, welche jetzt als gute Deutsche nach Hause kommen, in Jahr und Tag ebenso meinen werden. Sie alle verfallen dem Einfluß der Weiber u[nd] Pfaffen. Durch die Beichte und die Pönitenz für Mauserei u[nd] anderes, was ihr Gewissen belastet. Es mag sein, daß wir nicht imstande sind, die Organis[ation] des bayr[ischen] Heeres zu den vielen Forderungen, welche an uns gestellt werden, uns aufzuladen. Aber könnte nicht für die Hauptsache: größere Bildung ihres Offizierkorps durch uns, etwas Wesentliches geschehen? Zunächst durch Abkommandieren der Bayern zu unseren Regimentern, dann durch Eröffnung unserer Kadettenhäuser u[nd] Unterrichtsanstalten, auch der Kriegsschule. Wenn wir damit den Bayern entgegenkämen, so wäre ihnen schwer gegenüber der Öffentlichkeit, zu widerstehen ...

Mit der neuen Wochenschrift[116]) geht es gut, sie hat bereits 300 Abonnent[en] mehr als die armen „Grünen" in ihrem besten Jahr, u[nd] die Zahl steigt jede Woche um 30—40 Exempl[are]. Geht das so fort, so wird sie bald eine kleine Macht. Mir persönlich gedeiht das stille, fleißige Leben, ich denke jetzt an eine größere Arbeit,[130]) die im Kriege liegen blieb, u[nd] revidiere die „Bilder" für neuen Druck. Bleiben Sie gut u[nd] sagen Sie dem lieben Gemahl treue Huldigungen von

Ihrem

Freytag.

57.

Leipzig, 8. April 1871.

Lieber Freund!

Das letzte Heft des Neuen Reichs mußte wegen der Feiertage eher beendigt werden, ich habe deshalb und weil die Pariser Affären in der Schwebe stehen, die durch liebe Hand erhaltenen Winke für einen Feiertagsartikel zurechtgelegt, u[nd] ich möchte dafür Ihnen noch einige Fragen an das Herz legen.

1. Wie groß ist die Truppenzahl unserer Armeen, welche noch außerhalb der neuerworbenen Provinzen nach den Friedenspräliminarien in Frankreich stehen und bis nach Zahlung der ersten, respektive späteren Raten stehenbleiben sollen? Die Sache ist kein Geheimnis, die Truppen sind ja bekannt, ich weiß nur die Zahl nicht zu schätzen.

2. Welche Änderungen sind jetzt in der Verpflegung eingetreten? Es wäre sehr gut, wenn man das Publikum darüber beruhigen könnte. Denn die Lage unserer Soldaten war bis jetzt nach den massenhaft einlaufenden Briefen[131]) schauderhaft. Man denke die Stimmung der Leute! Die Liebesgaben haben aufgehört, die Post nimmt keine Pakete mehr an, das Traktement reicht nicht aus, bei den nach Ihrer Abreise plötzlich verschlechterten Lebensmitteln eine kräftige Existenz, noch weniger Behagen zu erhalten, die Franzosen brutalisieren u[nd] behandeln unsere Leute nicht überall, aber in vielen Gegenden infam. Dazu kommt, daß die Offiziere, um in den mäßigen und mißvergnügten Leuten Disziplin zu erhalten, keinen anderen Rat wissen, als sie fleißig exerzieren u[nd] mit Gepäck marschieren zu lassen. Nun denke man sich die Stimmung der ehrlichen Jungen, welche neun Monate Unerhörtes getan u[nd] geduldet haben, jetzt in den Zeitungen von dem Jubel und Empfange ihrer Führer usw. lesen, und selbst unter Entbehrungen unter feindlicher Bevölkerung noch einmal wie Rekruten gedrillt werden müssen. Das alles war sicher zum großen Teil unvermeidlich, aber es ist ein Übelstand. Und es ist nicht die richtige Politik, welche solchen Übelstand ins Ungewisse hinaus fortdauern läßt. Seien Sie gut u[nd] schreiben Sie mir womöglich umgehend darüber. Ich will recht sanft u[nd] patriotisch vorsichtig diese Schwierigkeiten andeuten, was zur Beruhigung gesagt werden

kann, sagen; aber etwas muß gesagt werden, denn im Publikum wird durch die zum Teil wahrhaft verzweifelten Feldbriefe eine unangenehme Stimmung wach.

Und ich fürchte, Prinz Friedrich Karl[*]) ist auch nicht der Mann, nach dieser Richtung das Richtige zu treffen.

Die beste Hilfe wäre, die ich Ihnen nicht gönne, wenn Sie selbst mit ausgedehnten Vollmachten nach Metz usw. gingen.

Im übrigen ist bei uns hier die Stimmung vortrefflich, und die Freude Mensch zu sein dauert fort.

Also auch eine Kaiserkrönung. [Der] Kronpr[inz] hatte mir versprochen, daß er daran nicht denke. Seitdem ist freilich viel Zeit vergangen u[nd] ein falscher Schritt führt zum anderen. Der arme Herr! Wenn er nur die Natur hätte, solche Liebhaberei zu überwinden ...

58.

Leipzig, 18. April 1871.

... Die Agitation der gebildeten Katholiken gegen die Pfaffen ist eine Sache, unserer wärmsten Teilnahme wert. Nur ist der Kampf ungleich, bei den liberaleren Katholiken halbes Wesen gegen dicke Stupidität, den zweitausendjährigen Bodensatz deutschen Gemütslebens. Was da aufgerührt werden wird, wer mag's sagen. Und doch müssen wir an ein Ausspülen der alten Bottiche gehen, denn wenn so fortgewirtschaftet wird wie bisher, haben wir in einigen Jahren deutschen Religionskrawall in Stadt u[nd] Land. Wenn nur diese Bischöfe nicht so ungeheure Erbärmlichkeiten wären; nur eine frische Kraft, die Salböl machen kann! Aber wer in unserer Zeit noch Salböl machen kann, kann eben keine frische Kraft sein, das ist der Fluch abgelebter u[nd] überwundener Bildungen. In diesem Circulus vitiosus dreht sich die katholische Frage seit Menschenaltern u[nd] wird sich noch lange drehen. Wir haben die Aufgabe, sie für den Staat so unschädlich als möglich zu machen. Nicht durch Freiheit der Kirche, sondern vorerst durch Feststellung dessen, was Kirche und was feindliche Partei gegen den Staat ist. Erst einengen, dann freigeben ...

59.

Leipzig, 18. Mai 1871.

Lieber Freund!

Endlich desinfiziert u[nd] dem Verkehr mit Menschen wiedergegeben. Die verlorenen drei Wochen tun weh, wenn es auch nur eine Kinderkrankheit war. Ich rate dringend zum Impfen.[132]) Ich hatte mich und die Meinen auch revakzinieren lassen, bei mir kamen die Impfpocken nicht, es war zu spät, ich war bereits angesteckt, die Meinen wurden dadurch salviert. Während der Krankheit half eine Diakonissin. Die Kräfte kommen langsam.

Unterdes ist Ihr letzter guter Brief bisher nicht in gebührender Weise verwertet, es soll aber in der nächsten Woche geschehen, wo ich wieder tätig werde. Was sagen Sie zu dem neuen Frieden?[133]) Ist's ein Friede? Es friedelt sich so langsam vorwärts. Aber mir erscheint doch als ein Grundübel bei den leitenden Ideen, daß wir uns so ganz von den Erfolgen der Versailler gegen Paris abhängig machen, und demungeachtet den Versaillern den Erfolg allzu unsicher machen, indem wir ihnen die Zahl der Soldaten limitieren. Wenn sie nun mit 80000 Mann nicht Paris gewinnen oder, was noch schwerer sein wird, dort nicht dreißig Tage die Ruhe erhalten können, was dann? Dann findet nicht Zahlung, nicht Rückmarsch statt, und wir bezahlen die Zeche. Darin liegt ein innerer Widerspruch.

Die Kommune freilich tut das ihre, dem abzuhelfen. Denn trotz der Energie einzelner Schufte naht das Bummelwesen doch seinem Untergange. Aber was dann?

Es ist recht charakteristisch für die guten, warmherzigen Deutschen, daß die Popularität Bismarcks eine Höhe erreicht hat wie wohl nie die eines deutschen Mannes. Unaufhörlich beschäftigten sich die Leute mit diesem Charakter. Auch ganz Gescheuten, Gebildeten gilt er für einen merkwürdig offenherzigen, knorrigen Patrioten. Alles Edle und Große wird ihm zugetraut u[nd] als selbstverständlich aus innerem Herzensbedürfnis in sein Wesen gelegt. Man merkt, es liegt den Menschen weniger daran, einen Charakter genau zu verstehen, als dem Drange, zu lieben u[nd] zu verehren, ein Objekt zu schaffen. Ja, es stört u[nd] verletzt die Menschen, wenn man ihrem verklärten Idealbild das wirkliche Wesen entgegenhält. Das ist so deutsch, so dumm u[nd] so kindsköpfig rührend. Es ist ein uralter Zug, unsere eingeborenste Schwäche u[nd] zugleich ein Zeichen unserer unverminderten Jugend. Wir sind einem Individuum gegenüber lange kritisch u[nd] tadeln an ihm herum; haben wir uns aber einmal gründlich von ihm imponieren lassen, so schlägt die Kritik in ungemessene Bewunderung um. Solchen Zuständen u[nd] Stimmungen gegenüber kommt man sich manchmal vor wie ein Nüchterner unter Trunkenen. Wie lange wird der Rausch dauern?

Daß ich neulich Ihre und Ihres lieben Gemahls Einladung auf mein Krankenbett legen mußte, tut mir noch heut leid. Ich habe den lebhaften Wunsch, einmal ruhig mit Ihnen über den Krieg u[nd] die Zukunft zu plaudern u[nd] mich Ihrer zu freuen. Vielleicht läßt sich noch machen, bevor ich nach Siebleben gehe, was Ende des Monats geschehen soll, daß ich auf einen Sprung herüberkomme. Mich hindert nur, daß ich liebe Bekannte aus so verschiedenen Kreisen habe.

Ich habe mich in der letzten Woche geringer Arbeitskraft wieder einmal mit den ältesten Zuständen meines Heimatlandes Schlesien beschäftigt und werde in einer der nächsten N[ummern] des Neuen Reichs einen Aufsatz über

das Waldleben der ältesten deutschen Kolonisten bringen, wofür ich prächtige Quellen habe, die zur Zeit noch ganz unbenutzt sind.

Dann wieder an größere Arbeit.[130])

Leben Sie wohl, Herzensfreund, sagen Sie Ihrem Gemahl meine herzlichen Huldigungen, behalten Sie lieb

Ihren treuen

Freytag.

60.

Leipzig, 10. Juni 1871.

Mein lieber Freund!

Wo sind Sie? Hat mein letzter Brief — Antwort auf den Ihrigen — Sie getroffen?

Der Kronprinz hat mir zum Einzug einen Platz am Fenster seines Palais angeboten u[nd] ich möchte nach Berlin kommen, das anzusehen, was ich nicht im Jahr 66 geschaut habe. Ich will den Mittwoch nach Potsdam reisen, den Donnerstag[134]) nach Berlin kommen, wo ich im Fall[, daß] anderes Unterkommen nicht zu haben ist, durch die Güte von Professor Dove in der Kriegsschule Herberge finde . . .

61.

Leipzig, 11. Juni 1871.

Liebster Freund!

Soeben schreibt mir Normann, daß Sie selbst mich aufnehmen wollen. Das ist prächtig u[nd] kann mir nichts Lieberes passieren, ich schreibe sogleich bei Dove ab, den Ort meines Etablissements verschweigend. Auf diese Art wird mir die Freude vollständig, u[nd] ich danke Ihnen von Herzen. Würde also Donnerstag[134]) mich zu irgendeiner Zeit einfinden. Wenn Sie die Güte haben wollen, im Fall Ihrer Abwesenheit hinterlassen, daß man mich einläßt u[nd] wann Sie heimkehren, so ist alles besorgt. Sonst brauche ich nur ein paar Stühle, eventuell ein Sofa, da die Aktion und die Reise militärischen Charakter hat . . .

62.

Siebleben, 26. Juli 1871.

Lieber Freund!

Aus der Heimat frohe Grüße. Die Zeitungen haben Ihre Übernahme der neuen Stellung[135]) gemeldet, regelmäßig Sie dabei zum Grafen gemacht. Och dat noch! Das Neue Reich aber fühlt sich stolz auf den deutschen Häuptling unter dem Volk der Froschesser. . .

Unsere Monarchien, die gegen die Pfaffen eine alte hasenherzige Schwäche haben, sind äußerst verlegen u[nd] widerwillig, ihnen etwas zuleide zu tun. Und mit einiger Mäßigung könnte die Bande vieles durchsetzen u[nd] sich

noch lange ausbreiten. Aber die Verblendung in Rom und unter den klugen Jesuiten ist so groß geworden, daß sie ihren Witz in Torheit verkehrt hat. Sie täuschen sich völlig über ihre Machtmittel und über die Lebenskraft ihrer Gegner. Daß sie uns nicht mehr verstehen u[nd] nicht mehr übersehen, das wird ihr Verderben. Die Organisation des Reichs, wie dürftig sie auch sonst sein mag, bietet doch durch den Reichstag dem Kanzler so gute Gelegenheit zu Abwehr u[nd] zum Angriff, daß mich wundern sollte, wenn er nicht durch irgendeine kühne Interpretation der reichstäglichen Machtbefugnisse versuchen sollte, die ganze Kriegführung mit der Reichsverfassung zu machen. Das wäre jedenfalls ein großer Fortschritt, der beste, den wir haben könnten. Wenn den Pfaffen die Zivilstandsregister, die Herrschaft über Eheschließungen und die Schule genommen werden und das Verbot geheimer Gesellschaften mit auswärtigen Obern auf sie angewandt wird, dann mögen sie ferner sich gebärden, wie sie wollen, sie sind dann wenigstens nicht mehr staatsgefährlich. Im übrigen wandelt Deutschland jetzt guter Laune in seine Gebirge; eine wahre Völkerflucht aus den größeren Städten hat begonnen, es wird still auf den Straßen, auch in den Geschäften. Wären nicht noch die Franzosen, alles schliefe siegesvergnügt ein. Aber Herr Rhetor Thiers hält noch ein wenig die Augen der Leute offen. Seine letzte Rede, wieder ein Meisterstück reineckischer Achselträgerei, ist hier kriegerisch gedeutet worden. Es ist ganz egal, was u[nd] wieviel er sagt, was er möchte, wissen wir alle, auch was er nicht kann. Der ehrlichste Kerl ist noch Jules Favre, u[nd] den werden sie wohl jetzt beseitigen.

Unser Kronprinz hat in München wieder seine Wirkungen vor dankbarem Publikum geübt; den Bayern ist diese Art unbefangener Gemütlichkeit so neu, daß sie in ihrer Freude ganz verblüfft waren, dem König [Ludwig II.] aber wurde es am letzten Tage zuviel, und er lief weg. Die Interpellationen im englischen Parlament wegen schlechter Aufnahme der deutschen Herrschaften[136]) haben zwar dem vor der Öffentlichkeit zitternden Hofe Angst gemacht, aber das innere Verhältnis zwischen der Kronprinzeß und ihren Verwandten haben sie nicht befestigt, und das kann für die liebe Dame ein Glück werden. Nur daß bei dieser Art Vögel alle solche Lehren nicht haften, sie zanken sich untereinander nach Herzenslust u[nd] fliegen in der nächsten Stunde doch wieder miteinander in den Hirse; denn ihnen ist zuletzt doch der Schwarm ihresgleichen unentbehrlich.

Ein Artikel in der nächsten Nummer der Wochenschrift: „Allgemeine Dienstpflicht in Elsaß-Lothringen" wird voraussichtlich Aufsehen machen, er fällt jetzt gerade wie eine Bombe in die fahnenflüchtige Bande. Ich empfehle ihn dankbar nachsichtiger Beurteilung.

Dies Blatt hat in den neuen Landen einige Verbreitung, wie ich aus Zuschriften von dort merke. Einiges über das Eintreten der Elsässer in den Reichstag, was noch zu sagen wäre, habe ich für spätere Behandlung zurückbehalten. Bin der Meinung, daß man damit sich nicht übereilen sollte. Das

neue Land hat wenig politische Männer, es wird natürlich oppositionell, d. h. solche wählen, welche es aus der Franzosenzeit kennt. Diesen Leuten muß man den Übergang möglich machen. Läßt man sie jetzt wählen, wo sie noch ganz unter Herrschaft ihrer eigenen Vergangenheit stehen und ihre französischen Reden noch im Halse stecken haben, so gibt's nur Skandal. Man muß ihnen Zeit zu einem anständigen Übergang lassen u[nd] abwarten, bis sie sich ein wenig gewöhnt haben, nach Deutschl[and] zu hören, statt auf die Urteile des „Siècle" u[nd] „Gaulois". —

Lassen Sie sich's wohlgehen in Ihrem Schloß,[137]) denken Sie in Freundschaft

Ihres getreuen

Freytag.

63.

Siebleben, 3. September 1871.

Lieber Freund!

In den letzten Nummern des „N[euen] R[eichs]" werden Sie finden, was dankbar gerüstet wurde.[138]) In der früheren eine Korrektur des Generals M[anteuffel]; dadurch ist freilich für den Zweck eines früheren Artikels nichts gewonnen. Denn die Zuverlässigkeit des ersten Verteidigers ist vermindert. Wenn ein Liberaler, u[nd] so trat der Verfasser Holtz[endorff] doch auf, zu viel zugunsten eines Fremden behauptet, so erregt er Mißtrauen gegen die Wahrheit auch anderer Behauptungen, u[nd] sein Eifer wird verdächtig. Die größte Kunst des Journalisten ist immer, nach bestem Wissen die Wahrheit zu sagen.

Für Sie ist mir lieb, daß dieser Feldzug für M[anteuffel] beendigt ist. Denn, lieber Freund, was soll aus der Marine[139]) werden, die ja allein vom guten Willen u[nd] der Fürsprache B[ismarcks] abhängt? Es ist ganz unvermeidlich, daß dieser Genius bei seinen ausgebreiteten Preßspionagen eine Ahnung von der Tätigkeit für seinen Gegner [Manteuffel] gewinnt, vielleicht durch Arbeiter im Generalstabe selbst, und, wenn ihm nur entfernt wahrscheinlich wird, daß Sie sich für den anderen interessieren, so wird er schonungsloser Widersacher. Ich kann die Empfindung nicht los werden, daß diese Wochen sehr bedenklich waren. Keineswegs meine ich, daß man schweigend zusehen solle, wenn einem Dritten Unrecht geschieht. Aber von Ihrer Teilnahme durfte niemand erfahren, weder M[anteuffel] noch ein Abschreiber; es war ganz genug, wenn Sie Ihrem Vertrauten einen Wink gaben.

Was M[anteuffel] betrifft, so leidet er an zwei Übelständen: er ist zu sehr mit sich beschäftigt, denn er hat einen gezierten Stil, u[nd] ich halte ihn für politisch unproduktiv. Solche Männer sind für Fürsten hier u[nd] da geschickte kritische Ratgeber, aber sie sind für die Geschäfte ohne hervorragende Bedeutung. Er ist als Verbündeter nicht zu brauchen. Denn selbst gesetzt,

es gelänge ihm, unter König Wilhelm dem B[ismarck] ein Bein so zu stellen, daß dieser nicht in den Geschäften bleiben könnte, was wäre die Folge? Ein kurzes, unpopuläres Ministerium, das bald einer aufbäumenden Flut von unten Platz machen müßte, u[nd] durch die Maßregeln, zu denen es, durch die Gegner gereizt, getrieben würde, den Hohenzollern mehr Schaden zufügen könnte als der leidige Genius der Gegenwart. Wir können Straßenfüsiladen in Berlin nicht gut vertragen.

Unser Leidwesen ist ja klar. Wenn ein willenskräftiger, in der Wahl seiner Mittel wenig bedenklicher Mann einen kleinen Herrengeist zwingt, das Größte zu tun, so bezahlen solch unnatürliches Verhältnis alle Beteiligten, der eigentliche Regent, der Fürst, das benützte und behandelte Volk. Die Größe haben wir erreicht; jetzt werfen die Mittel, wodurch sie uns geworden, ihren Schatten über unsere Zukunft. Wir alle werden's noch bezahlen, daß Einer sich gewöhnt hat, selbstherrlich mit Puppen zu spielen. In solcher Zeit gibt es keine andere Hilfe für den Staat, als daß jeder, der berufen ist, in Geschäften u[nd] sonstwie auf die Öffentlichkeit zu wirken, in seinem Kreise unermüdlich arbeite, den Fluch, der an gewagter Tat hängt, klein zu machen. Und hier fällt Ihnen, mein Freund, eine große Aufgabe zu. Der Schaden, welcher durch unsere Siege in das Heer gebracht ist, wird fühlbar werden. Übermut u[nd] Ansprüche, Aufhören der alten Sparsamkeit, unnütze Regimenter und, was das schlimmste ist, eine Nichtachtung des Individuums auch da, wo es die höchste Rücksicht verdient. Sie haben tapfer für Zurückführung unserer Truppen plädiert, sie haben die barbarische Behandlung der Mannschaften bei dem Schauspiel des Einzugs nicht zu hindern vermocht. Es wird gut sein, wenn unser legitimes Königtum daran gewöhnt wird, daß das Volk nicht seinetwegen, sondern der König wegen des Volkes da ist. — Dafür hoffe ich auf Sie, daß Sie ein strenger, tapfrer Vertreter der Zeitbedürfnisse in der Armee werden, ein Reformator zu rechter Zeit ...

64.

Leipzig, 4./5. Dezember 1871.

Lieber Freund!

Alle guten Gewalten, welche Ihr Leben regieren, seien jetzt beschworen zu gutem Fortgange. Ich kann Sie versichern, daß ich seit Wochen eifrig Ihre Lebensaufgabe mit meinen Gedanken umkreise und Ihnen nach meinen schwachen Kräften dienen und helfen möchte, damit alles gut für das Land und ruhmvoll für Sie gedeihe.

Sie treten jetzt zum erstenmal in einem hohen verantwortlichen Amt selbständig dem Publikum und dem Reichstag gegenüber.[140]) Auch dies ist eine neue Aufgabe. Und sie wird dadurch schwieriger, daß über die Mißstände in der Marine allerlei unter die Leute gekommen ist und daß seit 1870/71 der großen Masse die Marine nicht mehr ganz die alte Bedeutung

hat. Lassen Sie mich plaudern, wie ich mir denke, daß Sie mit der öffentlichen Meinung fertig werden können und für das Gute, das Sie tun, Popularität gewinnen. Denn nur nach dieser Richtung kann ich von einiger Erfahrung sprechen.

1. Die Leitung der M[arine] muß freundlich und — soweit der Dienst erlaubt — mitteilend gegen die Nation sein. Die Leute wollen für das Geld, das sie diesem großen Interesse zahlen, auch hübsch reichlich und regelmäßig von demselben erfahren. Es wird später vielleicht nötig werden, daß nicht Sie selbst, aber ein vertrauter Offizier einen sichern Journalisten instruiere. Zunächst stelle ich das „N[eue] Reich“ zu Ihrer Disposition und bin bereit und freudig, in Ihrem und der Branche Interesse alle Artikel zu schreiben, die irgend wünschenswert werden. Auch das Blatt von Hamburg: „Korrespondent“ nebst „Börsenhalle“ [141]) zu instruieren und sonst zu vermitteln, wo ich vermag. Können Sie mir wie sonst Privatmitteilungen machen, oder meiner Diskretion Einsicht in das Laufende verschaffen, so würde nach dieser Richtung das Nötigste wohl besorgt werden.

Dann aber möchte ich gern, daß Sie auch an den Reichstag und die Personen dächten, die dort Einfluß haben. Es würde sehr nützlich sein, wenn Sie Bekanntschaft und Verkehr mit dieser Klasse von Wettermachern hielten. Nenne zunächst nur folgende zwei:

v. Forckenbeck, der ja als Präs[ident] der Zweiten Kammer jetzt in Berlin ist. Er ist als östl[icher] Preuße sehr feurig für die Marine, hat immerhin den größten Einfluß unter den Nationalen, obgleich die Eifrigen in der letzten Budgetfrage ihm sein privates Transigieren mit Bismarck sehr übelgenommen haben. Er wäre deshalb wohl am besten durch freundlichen Verkehr ungezwungen ins Interesse zu ziehen. Auch als parlamentarischer Ratgeber unbedingt die beste Person.

v. Freeden,[142]) Direktor der Seewarte in Hamburg, ist als Reichstagsmitglied für Marinesachen die Autorität der Nationalen, gilt für einen ordentlichen Mann, führt die Ostfriesen, schreibt gut und kann als Anhänger sehr wichtig werden.

Droege,[142]) Gutsbesitzer auf Schrevenborn bei Kiel. Starker alter apoplektischer Herr, Kauz, der in Mexiko reich geworden, unscheinbar, aber ein goldenes Gemüt und ein wunderbar praktischer Blick für Seemännisches. Sein Haus gastfrei den Seeoffizieren, auf seinem Terrain die neue Schanze, sein kleiner Dampfer „Thusnelda“ mußte im letzten Kriege aushelfen. Großartiger Patriot, sehr zu gebrauchen bei etwaigen englischen Geschäften als früherer Kaufmann, noch jetzt Chef der Handlung W. Droege & Komp. in Hamburg. Auch gut, um durch ihn zu erfahren, was nicht direkt dienstlich.

J. J. Meier in Bremen,[143]) bekannt. Die letzten beiden nicht im Reichstag.

*

2. Es wird Ihnen, Herzensmann, zuweilen große Überwindung kosten, eine milde und tolerante Miene gegen die klugen Leute vom Reichstag zu bewahren. Dennoch hängt davon fast alles ab. Wenn Sie mit den Mitgliedern gut auskommen, so werden Sie der Regierung bequem, dem Reichskanzler ehrwürdig, und durch die Reichstagsritzen verbreitet sich Ihr Renommee über das Land. Wichtiger fast als das Plenum sind die Kommissionssitzungen. Wage für diese die ehrlichste Offenheit und würdevolle Freundlichkeit zu empfehlen, die meisten sind wohlmeinend und verständig. Aber ein parlament[arischer] Körper leidet an Unpäßlichkeiten, die man Herdenkrankheiten nennen kann. Irgendeine Idee, ein Eindruck borniert plötzlich auch die Verständigen oder steigert eine ganz irrationale Empfindung ins Gefährliche. Da die Aufgabe Ihrer Branche nicht ist, den Reichstag zu beherrschen, so empfiehlt sich in solchem Fall ein zuvorkommendes Ausweichen und gemütliches Behandeln auch momentaner Verkehrtheit, denn im ganzen sind's doch gescheite und patriotische Männer. Jachmann[144]) hat in den letzten Kommissionssitzungen gröblich verstimmt; es ist wohl möglich, daß [der] Reichstag mit einem gewissen Argwohn bei Ihnen militärische Rauheit voraussetzt. Täuschen Sie diese Besorgnisse gründlich, und Sie werden bald die Herzen gewinnen.

Das Notwendigste ist jetzt, den Deutschen von Ihnen und von Ihrer Wahl zum M[arine]chef zu erzählen, damit das Vorurteil gegen [den] General nicht aufkomme. Von Ihnen traue ich mich mit der unentbehrlichen Kühle und Objektivität allenfalls zu schreiben; aber es wäre gut, wenn Sie über die Reformen usw., was Sie jetzt als Information für wünschenswert halten, einiges mitteilten.

Man erzählt, daß Jachmann mit englischen Bestellungen[145]) sich kompromittiert habe, und nicht nur sein Urteil kompromittiert, und daß so etwas die Ursache seiner Quieszierung sei. Das braucht die Öffentlichkeit nicht zu wissen, ich frage privatim. Und wollen Sie mir noch auf folgende Fragen antworten, so wäre das schön, aber dazu setzen, wo Stillschweigen nötig ist: privatim.

1. Weshalb werden die „Elisabeth", „Augusta" und die Panzerfregatten in Dienst gestellt?

2. Wie haben Sie Wilhelmshav[en] gefunden? Ist wahr, daß das Bassin für „Wilhelm" zu geringe Tiefe hat?

3. Wird der Flottengründungsplan im ganzen beibehalten?

4. Und wenn, in welcher Größe sollen etwa die Panzer gebaut werden?

5. Ist Gedanke, den Nordostseekanal jetzt zu schaffen?

*

Jetzt aber, lieber Freund, genug vom Geschäft. Sehen Sie in meinen Zeilen nur den Freundeswunsch, Ihnen zu dienen. Sie werden jetzt gewiß tief in Arbeit stecken, aber ich hoffe, es ist solche, welche nicht nur müde, auch froh macht. Ihre Muße in Nancy, in welche Hartmann[146]) gefallen,

hat mich mit einem alten Plan wieder zusammengeführt, in irgendeiner freien Zukunft meine Auffassung irdischer Stellung und menschlicher Pflicht niederzuschreiben. Hartmann ist ein geistreicher Dilettant in allem: er war Artillerieoffizier, ist jetzt kontrakt und fährt im Rollstuhl, schreibt Dramen, Ästhetisches, Naturwissenschaftl[iches]. Daß er als Philosoph eine Bedeutung gewonnen, mögen Sie als ein Zeichen betrachten, daß jetzt für die Philosophie keine große Autorität existiert. Wer jetzt über Gott und Menschheit gut schreiben will, muß zwei Eigenschaften haben: 1. starke Freude an pflichtvollem Leben, 2. genaue Kenntnis von den großen Entdeckungen der Naturwissenschaften. Nr. 1 fehlt dem Hartmann. Denn die Aufgabe des Philosophen ist: das letzte Rätsel des Lebens auf der Grundlage des gesamten Wissens seiner Zeit nach den ethischen Bedürfnissen seines Volkes zu deuten. Darum hat jede Zeit ihre Philosophie. Unsere braucht einen tapferen Kerl, der den Egoisten verkündet, daß der Mann für die Nation da ist, die Nation für die Menschheit, die Menschheit aber unter anderem auch dazu, das Leben ihrer Erde zu konservieren und zweckvoll für sich umzubilden. Zum letzten gehört Glaube, ein moderner Glaube, den wir kühn den pessimistischen Gedanken unserer Naturforscher über das allmähliche Veralten des Erdballs entgegensetzen dürfen. Doch darüber einmal mündlich.

Ich stecke jetzt in einem Roman,[147]) nicht ohne Freude und trotz mancher Störungen. Und so Ihnen, lieber Freund, ein herzliches Glückauf, Ihrem lieben Gemahl meine treuen Huldigungen.

Bleiben Sie gut

Ihrem getreuen

Freytag.

Schreiben Sie mir Ihre neue Wohnungsnummer.

65.

Leipzig, 13. Dezember 1871.

Lieber Freund!

Mit Sehnsucht erwarte ich Nachricht über Ihre definitive Ernennung, um auf Grund lieber Mitteilungen einen Introduktionsartikel zu machen. Haben Sie die Güte, mir, sobald die Entscheidung erfolgt ist, Nachricht zu geben, auch über Titel, Umfang usw. Ich fürchte, Roon wird sich schwer entschließen, die Geschichte ganz aus der Hand zu lassen.

Beifolgender, aus der „Weser-Zeitung" abgenommener Passus[148]) macht sehr wünschenswert, dem Publ[ikum] darüber etwas Sicheres mitzuteilen. Die Bestellung dieser Schiffe in Engl[and][149]) scheint dem Admir[al] Jachmann die bereits erwähnten Nachreden zugezogen zu haben. Jedenfalls ist hier ein fauler Fleck, wenn auch keinen einzelnen eine Schuld trifft. Vor drei Jahren wurde in Kiel mit großem Geschrei eine Gesellschaft gegründet, welche unter anderem die Herstellung von Panzerplatten betreiben sollte. Die Frist war doch für die Vorbereitungen lang genug. Die Östreicher haben sich

längst ihre Panzerung selbst zu machen gelernt. — Diesen Reflexionen zu begegnen, wäre sehr gut.

Auch wäre nützlich zu sagen, nach welchem System und in welcher Stärke etwa die beiden Schiffe gebaut werden sollen.

Ferner, was von Schiffen jetzt auf unseren Werften in Arbeit ist.

Ob Panzer? Und wann fertig nach Anschlag?

„Friedrich II.“?

„Großer Kurfürst“?

„Hansa“?

Ob Korvetten?

Ist „Ariadne“ im Dienst oder doch fertig?

Ist „Elisabeth“ fertig?

Zürnen Sie nicht diesen Fragen. Es ist ja nicht Neugier, sondern im allgemeinen Interesse, ich möchte Ihnen gern durch einen braven und lehrreichen Art[ikel] nützlich werden.

Das Mitgeteilte ist sehr gut und wird dankbare Verwendung finden. Möchte nur bescheiden eins dazu bemerken.

Wenn wir im Falle eines neuen Krieges nicht in unserer Handelsmarine wieder eine tiefe Depression und gerechtes Mißvergnügen erfahren wollen, und wenn wir allmählich andere Seemächte von der Notwendigkeit und Humanität des Prinzips: Privatgut zur See darf mit Ausnahme des Kriegsmaterials nicht gekapert oder mit Beschlag belegt werden, überzeugen wollen, so wird nicht genügen, daß wir unsere Küsten durch Batterien und Torpedos schützen, sondern wir werden selbst Schiffe ausrüsten müssen, welche eine Blockade brechen, in Flotte oder einzeln zum Schutz unserer Kauffahrer kreuzen. Es ist darum nicht nötig, daß wir eine Schiffszahl halten, welche den Franzosen gewachsen ist — auch eine kleine Flotte vermag in unseren Meeren und einzelne Bulldoggs vermögen in der Fremde den Feind zu beunruhigen und den Kauffahrern Hilfe zu bringen.

Für solche Kreuzer, welche gepanzert sein müssen, wäre wohl ein anderes Modell als „K[önig] Wilhelm“ möglich: fest, mit Sturmbock, schnell, mit geringem Tiefgang. Einen solchen Typus zu erfinden, wäre dankbare Aufgabe; sie müßten behender werden als die Riesen, und stark genug sein, die Flanken einzustoßen. Doch das ist nicht meines Amtes.

Die letzte Woche des Reichstags hat tiefe Verstimmung zurückgelassen, die Opposition kommt allmählich herauf. Die Art, in welcher Delbrück den Mohren entließ, nachdem er seine Schuldigkeit getan, war doch zu hochfahrend. Ich fürchte, daß Fürst B[ismarck] sich beim nächsten Reichstag von widerwilligen Leuten umgeben sieht. Und die Zivilgesetzgebung wird nicht durchgesetzt. Die leichtsinnige Weise, nach welcher die Preußen in die Minorität gesetzt und der bundesrätlichen Konspiration der anderen überliefert sind, wird sich rächen.

Unterdes eilen „wir“ Sachsen, den Preußen zuvorzukommen. Nicht nur die hiesige Universität ist größer als die Berliner geworden — schauderhaft —, auch auf vielen anderen Gebieten stellt sich Sachsen geräuschlos auf die Seite nützlicher Reformen. Und wenn jetzt noch K[önig] Johann ein wenig durch seinen Katholizism[us] und seinen Souveränitätsdünkel ärgert, unser Feldmarschall [Albert] von Sachsen wird den Kriegszug noch ganz anders gegen das Reich führen. Es ist gefährlich, weil er ohne Vorurteile, maßvoll, verständig wirtschaften wird. Und er hat leichte Arbeit. Die Zunahme des Wohlstandes und der Menschenzahl ist hier sehr groß. Leipzig hat in drei Jahren um ein Fünftel seiner Bevölkerung zugenommen, und andere Städte scheinen annähernd ähnlichen Fortschritt zu zeigen. Auf Dummheiten der Kleinen darf man nicht viel hoffen.

Crowe[1]) soll weg von hier, wahrscheinlich nach Düsseldorf. Das ist mir sehr leid, denn er war ein guter und treuer Mann, und man verliert, wenn man über die Fünfzig kommt, schneller gute Kameraden, als man sie gewinnt.

Wissen Sie bereits die Namen Ihrer Kanonenboote erster Klasse? „Blitz“, „Basilisk“, „Komet“ usw., ich kann damit dienen. Jetzt wird im Journalismus der Militärpaletot abgelegt und eine blaue Jacke angezogen. Und somit das Vorstagsegel durch die Speigatten steckend und das Kielschwein mit der Kombüse bedeckend, empfehle ich Sie allen Nixen und anderen Wassergeistern zu geneigter Förderung, mich Ihrem lieben Gemahl und Ihrer Freundschaft als

Ihr alter maritimer

Freytag.

66.

Leipzig, 30. Januar/10. Februar 1872.

Mein lieber teurer Freund!

Einige Wochen habe ich Ihnen, dem Vielbeschäftigten, nicht die Zeit durch meine Expektorationen stören wollen, nehme an, daß Sie viel u[nd] nicht nur in Marine zu tun haben. Überlege ich, wie alles gekommen ist, so bin ich doch in Ihrer Seele vergnügt, daß Sie in diesen Hafen eingelaufen sind. Ein großes Ressort, in dem Sie als Herr, verhältnismäßig wenig geniert, walten, ein weites Gebiet für neues Schaffen, Berlin, Teilnahme an der großen Politik. Es ist, wie ich meine, nicht das Höchste, aber es ist doch etwas Hohes, das Sie erreicht haben, und in dieser Zeit des Abwartens ist es immerhin günstig, daß Sie gerade da stehen, wo junge Kraft am meisten nottut. Zeitgemäß sein u[nd] in solcher Stellung führen ist überall die Hauptsache.

Dieser angefangene Brief wurde durch Ihre Zeilen u[nd] eine Augenaffektion unterbrochen, die mich einige Tage zwang, nur dictando zu operieren. Heute setze ich vergnügt den Gruß fort ...

Also Staatsminister. Da haben Sie ja spezielle Veranlassung, sich mit dem famosen Kampf gegen die Ultramontanen zu befassen. Es ist gut, daß die Unvernunft der ultramontanen Partei unsere Halbheit zu den Waffen zwingt. Die schüchterne Halbheit des neuen Gesetzes zwar wird nichts helfen: es ist nur gut, um zu reizen, also politisch nicht gut. Das darf ein Einsiedler aus dem Herzogtum Gotha mit gutem Recht tadeln. Wir haben das Schlachten von trichinösem Schweinefleisch kriminell gemacht, u[nd] wir haben die Schule brevi von der Kirche gelöst und, da die Ortskommission, in welcher der Pastor respektive Pfarrer sitzt, keine Garantie gibt, den Schwerpunkt der Aufsicht in wandernde Schulinspektoren gelegt. Das hat sich vortrefflich bewährt. Dazu jedem Schullehrer als Minimum 200 Reichstaler dekretiert. — Solange man nicht den Willen hat, die Schulfrage in so großem Stil zur Hand zu nehmen, wird's nichts mit den Katzbalgereien. Und es ist gerade die höchste Zeit in Preußen. Sie wissen, das ist mein altes Geschrei.

Liebes Herz. Ich möchte wieder einen Marineartikel machen, u[nd] ein wenig sicherer unterrichtet sein über die Einzelheiten als neulich. Haben Sie nicht etwas, das ich durchlesen könnte? Oder einen zuverlässigen Mann, der mich, wenn Sie nicht Zeit hätten, au courant hielte? Man muß etwas für die See tun.

Da hat mir ein hiesiger guter Kerl, Büchsenmacher, beifolgendes Skriptum für Sie supplicando überreicht, in unbestimmter Annahme vom Kriege her, daß ich militärische Bekanntschaften habe. Das Mittel, das er gefunden haben will, ist Petroleum mit einem Zusatz, wahrscheinlich nichts Neues. Können Sie ihm eine freundliche Zeile schreiben lassen, so wäre es sehr gut. Er will weiter nichts. Seine Effekte, die er durch das Mittel erzielt, scheinen nach vorgezeigten Proben energisch [zu sein]. Ich danke Gott in Ihrer Seele, daß ich nicht Erfinder bin, sonst würde ich Ihnen Schiffsrümpfe schneiden.

Hier ist's still. Meine Arbeit ist diesmal wie Gummi, sie zieht sich immer länger u[nd] ist eklig. Und kommt sie, wird's die Maus aus dem Berge sein. Aber auch dies wird beendet, dann gehe ich zum Theater.[146]) Unterdes, lieber Freund, gute Fastnacht, Ihrem verehrten Gemahl, Frau Staatsministerin, Generalin, Exzellenzin meine herzlichsten Huldigungen mit Handkuß, Ihnen alle Liebe u[nd] Treue

Ihres

Freytag.

67.

Leipzig, 21. November 1872.

Mein lieber Freund!

Heute schreibe ich an einem der wenigen Tage stiller Zufriedenheit, welche dem Schriftsteller vergönnt sind. Wenn ein Buch[147]) fertig ist und die Seele ausruht, dann fühlt der Mensch die Wonne der Faulheit. Ich

sitze ganz still, rauche eine gute Zigarre und lese ein wenig, schreibe ein wenig, bin ganz vergnügt bei mir selbst. Sie werden das Buch eine Woche später erhalten als die Buchhandlungen, das ist nicht zu ändern, obgleich es mir eklig ist, weil der Einband vor Weihnachten aufhält. Über die Wirkung mache ich mir keine Illusionen. Es ist diesmal eine kleine Enttäuschung fleißiger Leser nicht zu vermeiden gewesen. Die alten fremdartigen Zeiten, die veränderte Behandlung und der akkommodierte Stil werden die Erwartung vieler nicht befriedigen. Dennoch habe ich die Empfindung, daß ich in neuer Richtung nach dem Maß meiner gegenwärtigen Kraft gearbeitet habe, und damit will ich mich begnügen. Mein Verleger hat eine große Auflage gedruckt, 8000 Ex[em]p[lare], und ist jetzt bei der Versendung, ich wünsche ihm Gutes, aber ich glaube nicht, daß er denselben Erfolg haben wird wie wohl bei früheren Romanen. Wenn ich noch hinzufüge, daß ich mich recht wohl fühle und kräftig zu neuer Arbeit, die ich mir noch gar nicht wünsche, so ist von mir alles gesagt. Eine neue Wohnung — Königstraße 17 — habe ich auch bezogen, und wenn mir einmal die Freude wird, Sie in der großen Seestadt Leipzig zu begrüßen, so werden Sie mich in etwas besserem Gelaß finden.

In dieser ganzen Zeit der Schreiberei habe ich treulich Ihrer gedacht und Ihre Geschäftsreisen in den Zeitungen studiert. Nach Westpreußen hatte mich das Komitee eingeladen; ich meine klug getan zu haben, daß ich abschrieb, obgleich mir lockend war, bei der Gelegenheit mit Ihnen zusammenzutreffen. Daß Sie allmählich an Ihrem Amt Freude und durch Ihre Leistungen innere Befriedigung finden würden, davon war ich überzeugt. Und ich wünsche der Marine nichts Besseres, als daß Sie durch mehrere Jahre ihr Chef bleiben möchten. Dennoch halte ich die alte Ansicht fest, daß das Schlachtfeld der Boden ist, auf dem das Höchste und Mächtigste Ihrer Natur zur vollen Geltung kommt. Und ich würde recht unglücklich sein, wenn ein Krieg Sie außerhalb des Heeres finden sollte. Denn solange Sie leben, werden Ihrem gebietenden Wesen die Kompromisse mit Rivalen, Regenten und Volksvertretern schwer werden, und was noch lästiger für Sie und uns ist, das Kompromittieren, kollegiale Sitzen und Aktenlesen greift Sie mehr an als das Heer. Sie stehen in voller Kraft, aber immer ist mir's traurig, wenn ich lese, daß Sie Grund haben, über Ermüdung zu klagen. Und ich sage mir, als Führer eines Armeekorps wären Sie mehr zu Pferde und fröhlicher in freier Luft.

Die politische Krisis, welche durch das Schlagwort „Reform des Herrenhauses" bezeichnet wird, vermag ich weder mit Hoffnungen noch Besorgnissen zu betrachten. Es ist eine elende Kriselei, und schwächlich und halb wie der Widerstand wird auch die sogenannte Reform sein. Das ganze Herrenhaus ist nach meiner Ansicht, die wir schon vor Jahren einmal besprachen, nichts als ein politischer Unsinn, und jede Erste Kammer, die einer Zweiten koordiniert läuft, ist ein Unsinn. Die Erfindung stammt aus der Zeit, wo jeder englische Baron seine 100 bis 1000 Schwerter hinter sich hatte.

Jetzt will man ein völlig unbrauchbares Institut dadurch bessern, daß man z[irka] 50 neue, großenteils unpolitische und darum unbrauchbare Individuen in eine ungesunde Stellung versetzt. Bei der nächsten kritischen Frage mögen diese 50 ebenso steifbeinig gegen die Regierung stehen wie jetzt die Junker. Meint man denn, daß ein Industrieller mehr Zeit hat, in Berlin zu sitzen, als ein Gutsbesitzer?

Eine Besserung ist nur zu hoffen, wenn das Herrenhaus gezwungen wird, durch massenhaften Pairsschub von Totengräbern, sich selbst zu streichen. An seine Stelle hat ein Landes- oder Staatsrat zu treten, der zur Hälfte aus juristischen und administrativen respektive militärischen Intelligenzen besteht, welche die Krone ernennt, zur Hälfte aus Vertretern der Provinzen, höchstens z[irka] fünf bis sechs für die Provinz, das ganze Institut muß sowenig als möglich Individuen enthalten und einen Teil der Funktionen übernehmen, welche jetzt der Bundesrat hat, die vorbereiteten Gesetzentwürfe vor dem Abgeordnetenhause begutachten, die äußere Stellung so vornehm als möglich. Das Abgeordnetenhaus aber und die Regierung sollen fortan allein die Last der öffentlichen Kompromisse tragen ...

Empfehlen Sie mich herzlichst Ihrem lieben Gemahl und dem Töchterlein, behalten Sie lieb

Ihren getreuen

Freytag.

68.

Leipzig, 28. November 1872.

Mein geliebter Held!

Nehmen Sie freundlich beifolgendes Ex[emplar] des Buches[147]) auf. Es hat lange gedauert, bevor der Buchbinder mir die Einbände lieferte u[nd] sie sind gar nicht so schön ausgefallen, daß ich wagen darf, es der lieben Freundin auf den Weihnachtstisch zu legen. Doch sende ich's zu beliebiger Verwendung. Ich fordere gar nicht, daß Sie es lesen. Soll ich Ihnen aber meine stille Absicht dabei gestehen, so war es die, ein Lesebuch zu schreiben, das einst unserer Jugend die Art unseres Volkes wert machen soll, u[nd] es wird mich besonders freuen, wenn das junge Geschlecht sich dafür erwärmen kann. Der Absatz läßt sich besser an, als ich dachte, die erste Auflage von 8000 wird in den nächsten Tagen verkauft sein, morgen beginnt der Druck der zweiten Auflage.

Der Kronprinz will sich an die Spitze der Sammlungen für die Überschwemmten stellen. Habe ihm gestern geschrieben, daß die Hauptsache bei der Hilfe sei, daß sie rasch komme. Denn jeder Tag, den die Fischer usw. ohne ihr Handwerkszeug zubringen, macht sie schwächer, schlechter, bedürftiger. Warum kann der Staat nicht mit einer Million sogleich zu Hilfe kommen? Dafür ist ja Indemnität sicher zu erwarten. Vierzehn Tage nach dem Unglück mußte der Schaden geschätzt, das Geld verteilt sein. Jetzt ergehen allein

aus Berlin Aufrufe dreier Koterien. Wo ist die vielbesprochene Konzentration der Wohltätigkeitsanstalten geblieben? Ein Protektorat, was bloß die Privatsammlungen unter das kronprinzl[iche] Banner nimmt, ist doch nicht das Richtige. Nicht daß sein Name auch dabei genannt werde, sondern daß er energisch einspringe, ist die Hauptsache.

Behalten Sie mich lieb, sagen Sie Ihrem lieben Gemahl u[nd] Töchterlein von mir alles Herzliche. Ich sitze mitten im Verpacken als

Ihr getreuer

Freytag.

69 a.

Leipzig, 4. Januar 1873.

Mein lieber teurer Freund!

Gruß und Glückwunsch zum neuen Jahr und alte Freundschaft auf dem neuen Kontoblatt, welches uns von dem Ministerpräsidenten im Himmel, der wahrscheinlich auch ein ausrangierter Erzengel ist, angelegt wurde. Also haben Sie doch wieder Roon[150]) zum Vorsitzenden bekommen. Das heißt doch jemand die Treppe hinaufwerfen. Gemeinem Menschenverstand ist leider unbegreiflich, wie Fürst B[ismarck] jetzt bequemer u[nd] mit geringerer Reibung regieren will, wo er sich einen anspruchsvollen, dem König immerhin bequemen u[nd] vertrauten Mann zum Mittler zwischen sich u[nd] seinem schwierigen Herrn gemacht hat. Meint er denn des neuen Feldmarschalls sicher zu sein in der deutschen Frage, selbst gegen die Pfaffen? Es ist doch nur dann ein gewisser Sinn in solcher neuen Künstelei und Bastelei, wenn der Fürst seine Operationsweise in Reichsangelegenheiten gänzlich ändern u[nd] das Preußentum in der Reichsverwaltung heraufbringen will. Und meint er, daß durch solche neue Schlauheiten der ungeheure Leichtsinn, welcher vor zwei Jahren den Preußen im Bundesrat nur 17 Stimmen gab, gutgemacht werden kann? Man darf wohl neugierig sein auf das Christbescherfel von Ausbau der Reichsverfassung u[nd] Verwaltung, welche offiziöse Federn bereits angekündigt haben. Wenn noch etwas daraus wird! Denn wir sind bereits in ähnlicher Lage wie 1868. Freilich nach außen unvergleichlich stärker. Aber für die Gesetzgebung u[nd] das Zusammenschmelzen der Teile sind ähnliche reagierende Hindernisse mächtig geworden. Die Abneigung, ja der Haß gegen das Reich in den regier[enden] Fürstengeschlechtern ist zu merkwürdiger Höhe gestiegen, und jeder Versuch, die Kompetenz des Reiches selbst nur innerhalb der verfassungsmäßigen Grenzen auszudehnen, wird auf verbitterten Widerstand stoßen. Jedenfalls weiß Bism[arck] das.

Da ist nun die Frage, ob eine verbesserte Organisation der Reichsverwaltung indirekt helfen kann. Warum können nicht die preußischen Minister — Selchow[151]) ausgenommen — sämtlich Reichsminister werden u[nd] neben den preuß[ischen] Geschäften ihres Ressorts die bezüglichen Reichsgeschäfte innerhalb der Reichskompetenz besorgen?

Dafür aber wäre ja gerade Vorbedingung, daß der Reichskanzler zugleich Ministerpräsident sei. Jetzt ist die Trennung zwischen preuß[ischer] u[nd] Reichsverwaltung nur größer geworden.

Ich bescheide mich, die Intentionen Bism[arcks] nicht zu verstehen; ich darf nur sagen, daß seine Methode, temporäre Hindernisse aus dem Wege zu räumen, mir durchaus unpraktisch und eine ungesunde Künstelei erscheint. Die Mischung von seltsamen Einfällen u[nd] Leichtsinn, welche einen lästigen Teufel durch einen größeren austreibt u[nd] diesen, wenn er widerwärtig wird, wieder durch einen neuzitierten, und diese Genügsamkeit, welche immer von der Hand in den Mund lebt u[nd] sich auf künftige Einfälle u[nd] Inspirationen verläßt, hat bei aller Größe der Intentionen u[nd] bei allem Scharfblick etwas so Krankhaftes, daß ich aus der Ferne ohne Kenntnis des Details mich ganz resignieren muß, einen festen Plan zu erkennen. Mir scheint, daß Bism[arcks] Unglück und Verhängnis gerade seine Fruchtbarkeit an Auskunftsmitteln und die damit verbundene Freude an gewagten u[nd] krummen Wegen, an Überraschungen u[nd] großen Funden sein wird.

Doch es ist schwer, ein Ende zu finden, wenn man mit diesem Genius zu zanken beginnt.

Möchte Ihnen, lieber Freund, das neue Jahr eine rechte Freude an Ihrem speziellen Beruf bringen. Wäre denn nicht Gelegenheit, für das „Neue Reich" wieder einen hübschen Marineartikel zu schreiben? Mir geht es gut, ich bin stillvergnügter Wiederkäuer, den „Ingo" habe ich hinter mir u[nd] sehe wieder nüchtern vorwärts, bis das neue Einspinnen kommt.

Behalten Sie mich lieb als

Ihren treuen

Freytag.

Die Beilage Ihrem lieben Gemahl.

69 b.

G. Freytag an Frau v. Stosch.

Leipzig, 4. Januar 1873.

Liebe verehrte Freundin!

Gestatten Sie mir, Ihnen zum neuen Jahr mit meinen treuen Huldigungen beifolgendes Artefakt hiesiger Buchbinder in die Hand zu legen. Es war längst Ihnen zugedacht, und Sie haben eine gewisse Verpflichtung, meine Bücher von mir anzunehmen, denn wir sind von alter Zeit her auch literarische Bundesgenossen, und ich denke noch mit Stolz an die guten Tage, wo ich Ihre liebe Handschrift mit geheimnisvoller Vorsicht den Setzern auf die Seele band. Ach, Exzellenz, damals war's doch schön, als Hochdieselben noch journalistisch zu wirken geruhten! Das ist jetzt ein überwundener Standpunkt. Bleiben Sie mir gütig und treu gesinnt, im neuen Jahr

wie im alten, unter der Flagge, wie unter den grünen Papierfahnen. Ich denke in treuer Verehrung und mit herzlichem Gruß Ihrer und der Hausgenossen als Ihr

unbedingter Verehrer und Freund

Freytag.

70.

G. Freytag an A. v. Stosch.

Leipzig, 24./25. Februar 1873.

Liebster Freund!

Der Schluß Ihres Briefes macht mich so froh, daß ich Ihnen sogleich schreiben muß. Es wäre sehr schön, wenn Sie kämen, mir eine ungeheure Freude und ein prächtiges Stilleben bei kühlem Trunk und klugem Männergespräch. Ich wäre längst gekommen, aber ich bin noch durch unvollkommene Einrichtung meines Haushalts festgehalten, welche mir zwar die Tage zu freier Verfügung stellt, aber die nächtliche Sorge um eine teure Kranke[152]) auf mich legt. Und dies kann ich zurzeit nicht ändern, ohne meine nächste Lebenspflicht zu kränken. Also ist's möglich, so machen Sie mir die große Freude. Geht's nicht, so treffe ich doch Anstalt, wenigstens eine Nacht auszubleiben. Denn ich fühle lebhaft das Bedürfnis, Sie zu sehen und mit Ihnen zu sprechen über alles, was uns am Herzen liegt. Daß Sie die Tyrannei und [die] krummen Wege des großen Despoten mit Mißvergnügen beobachten, ist in der Ordnung; daß Sie nicht gut mit ihm stehen, beunruhigt mich um Ihretwillen. Sie drücken das Verhältnis der Kräfte im gegenwärtigen Staat wahr und fein aus. Aber wie hoch auch die Macht der Krone gestiegen ist, der Kaiser wird auf die Dauer keinen halten, den Bism[arck] ernsthaft beseitigen will. Deshalb ist doch die wesentliche Frage: Gibt Ihnen Ihr Ministerium die Überzeugung, daß Sie darin mehr als ein anderer Gutes schaffen können, und gibt Ihnen die Tätigkeit darin die Befriedigung, welche jedem Arbeiter, sofern er männlich denkt, nötig ist? Ist dies der Fall, so würde ich an Ihrer Stelle mich dadurch zu behaupten suchen, daß ich mit B[ismarck] Frieden machte. Ob dies möglich ist, weiß ich ja nicht. Ich denke nur, das nächste Mittel wäre, daß Sie sich ganz auf Ihr Departement zurückzögen und dem Treiben im Staatsministerium philosophisch zusehen.

Wie gern wollte ich es sehen, wenn Sie, der Amtslast entledigt, mehr sich selbst und den Ihrigen leben könnten, zu denen Sie mich auch rechnen müssen. Aber Sie selbst sind gar nicht der Mann, Tatlosigkeit zu ertragen. Sie würden nach wenig Wochen sich nicht glücklich fühlen. Selbst wenn Ihre Ruhe nur ein Abwarten wäre. Worauf? Freilich, ein Krieg würde Sie schnell in starke Arbeit setzen. Aber ich meine, wir behalten Frieden. Und dauert dieser, so wissen Sie ja, daß es weit schwerer ist, wieder ein Terrain zu gewinnen als zu behaupten.

Dürfte ich wagen, von Marinesachen zu reden, so möchte ich fordern, daß Sie dem Völkchen oben und unten Ihre Emsigkeit und Einsicht recht reichlich bemerkbar machen. Wäre dazu nicht ein Mittel, viele Schiffe zu bauen? Wir brauchen doch in jedem Fall für die Friedensaufgaben und die Küstenverteidigung noch eine Anzahl hölzerner und verhältnism[äßig] billiger, weil kleinerer Schiffe. Nehmen Sie diese sofort in Angriff und spannen Sie dafür die vorhandenen Kräfte auf das äußerste! Sieht das Volk die Frucht, so wird es erkenntlich. Für den bevorstehenden Reichstag werden Sie doch ein Memoire ausarbeiten. Bitte, achten Sie ein wenig darauf, daß dies auch dem Laienverstand wohlschmeckend sei. Es gibt auch hier einen gewissen Rhythmus und eine Weise der Anordnung, welche anmutig und imponierend wirken.[153]) Können Sie mich für diese redaktionelle Arbeit irgend brauchen, so disponieren Sie über mich. Ich würde mich sehr freuen, wenn ich meinem Helden als stiller Gehilfe bei der journalistischen Regie etwas nützen könnte.

Doch mehr, wie ich hoffe, mündlich. Sagen Sie Ihrem lieben Gemahl meine herzlichen Huldigungen und behalten Sie lieb

Ihren treuen

Freytag.

71.

Siebleben, Montag, 19. Mai 1873.

Lieber Freund!

Schnell sende ich einige Worte, mit denen Sie als Redakteur schalten sollen. Könnten sie Ihnen nur irgend dienen.

Nach meinen Erfahrungen wage ich den Rat, daß Sie sich die Toaste[154]) groß und deutlich niederschreiben und sich gar nichts daraus machen, dieselben abzulesen. Doch wie Sie das auch halten, da die Worte vor großer Gesellschaft gesprochen werden, so ist unbedingt nötig, daß Sie dieselben vorher sich recht laut mit gehobenster Stimme und Ausdruck allein wiederholt vorlesen und rezitieren. Nur dadurch erhält die Stimme die richtige Energie und den Fall. Wenden Sie den letzten Tag in Muße auf dies dramatische Studium. Die Abschriften geben Sie nachher dem Reporter oder sonstwie in die Presse.

Gute Fahrt, mein liebes Herz, seien Sie lustig und seduzieren Sie die Abgeordneten durch recht schöne Erklärungen.

Ich schreibe Ihnen nach Ihrer Rückkehr, bin nach Siebl[eben] übergesiedelt und arbeite an einem Marineartikel.

Der Freundin meine herzlichen Huldigungen, Ihnen alle Liebe

Ihres treuen

Freytag.

Den Toast Bremen sende ich zu morgen früh, unterdes rennt Wilhelmshaven zur Post.

72.

Leipzig, 14./17. Dezember 1873.
Dresdner Straße 19, 2 Treppen.

Mein lieber Freund!

Die erste ruhige Stunde, die ich nach Beendigung des Buches[155]) u[nd] Herrichtung eines neuen Quartiers finde, sei einem Gruße an Sie gewidmet. Nehmen Sie das beifolgende Buch freundlich auf! Es wird nicht den Erfolg haben wie der frühere Band, denn nach übergroßem Sukzeß stellt sich immer eine Reaktion ein, und den meisten Lesern wird es mit der alten Zeit zu viel. Dennoch mögen meine Deutschen sich auch diese Ware gefallen lassen, u[nd] ich hoffe, sie werden es zuletzt knurrend tun. Ich habe sie zuweilen auf meinem Gebiete überwunden, weil ich niemals ihr Diener war...

Der neue König, dessen sich die Sachsen erfreuen,[156]) erweist sich geradeso, wie sich erwarten ließ. Er ist ein Wettiner, also unwillig, einem Königshause zu gehorchen, das er für seinesgleichen hält, u[nd] er wird in manchem gefährlicher sein, als sein Vater war. Denn dieser trug das Bewußtsein eines falschen Schrittes mit sich herum. Albertus hat seine Gesinnung mehrfach an hiesige Leute ausgesprochen. Der Stadt Leipzig nach Kräften wohltun, Universität u[nd] Landeskultur mit Anspannung aller Staatsmittel heben: „das sind ja die einzigen Gebiete, welche uns geblieben sind". Dabei eine Umgebung, welche die Abneigung gegen alles preuß[ische] Wesen fortwährend nährt, und eine Rivalität gegen unseren Kronprinzen, die für die Zukunft unbequem werden kann. Daß seine erste Regierungsmaßregel die Berufung Mommsens sein konnte, hat mir sehr leid getan. Mir haben die Leipziger Freunde erst von der Sache gesagt, als M[ommsen] angenommen hatte, und es hat auch Mommsen gegen mich geschwiegen, obgleich ich ihn gerade in jener Zeit sah. Die Einwendungen, welche ihm der alte Kamerad in der Stille u[nd] zu rechter Zeit gemacht hätte, muß er jetzt von Fremden hören, wo es zu spät ist, einen unklugen Schritt zurückzutun.

Von Ihrem Mißvergnügen mit Kirchengesetz u[nd] dem Kampf gegen die Ultramontanen habe ich Andeutungen erhalten. Das hat mich in bezug auf frühere Auseinandersetzungen nicht befremdet, aber auch nicht gefreut. Sehen Sie in die Fremde! Mit Ausnahme Frankreichs ist jeder Staat in ähnlicher Lage, das Papsttum mit seinen gesteigerten Prätensionen ist unverträglich geworden mit moderner Staatsordnung. Aber wir vermögen den Kampf nicht durchzuführen? Warum nicht. Wir haben nur nötig, größere Energie zu zeigen, als seither geschehen. Wir wollen ja weiter nichts erreichen, als was das kleine Baden bereits völlig hat. Dort hat Jolly[83]) die Sache mit ruhiger Festigkeit gemacht. Allerdings hat er beizeiten verstanden, den Einfluß der Geistlichen auf die Gemeinden durch Befreiung der Schule zu brechen. Warum sollen wir nicht dasselbe durchsetzen? Aber in

Berlin hat man den Fehler, brüsk und geräuschvoll anzufangen, ohne ein richtiges Bild von Kraft und Mitteln der Gegner zu besitzen. Das hat auch bei uns verdorben, doch nicht so viel, daß der Schaden nicht noch gutzumachen wäre.

Ich sehne mich sehr danach, mündlich mit Ihnen abzusprechen, was uns auf dem Leben liegt. Wäre ich hier nicht als Hausdoktor nötig, so wäre ich schon gekommen. Die Hoffnung, Sie hier zu sehen, ist jetzt eine meiner liebsten Aussichten. Bleiben Sie gut

Ihrem treuen

Freytag.

Ich habe gewartet, bis ich das Ex[emplar][156]) für die Gemahlin erhalte. Seien Sie artig und überreichen Sie es ihr in meinem Namen mit herzlichen Grüßen u[nd] Huldigungen.

73.

Leipzig, 15. Januar 1874.

... Die neuen Wahlen[157]) sind ein furchtbares Memento mori für den Reichstag u[nd] die Verfassung des Reiches. Nicht nur wegen der neuen Sitze, welche Ultramontane und Sozialisten gewonnen haben; noch mehr wegen der großen Minoritäten an den meisten Stellen, auf welchen sie geschlagen wurden. Es mag diesmal noch vielleicht gelingen, eine Majorität für Bismarck festzuhalten — vielleicht. Aber wenn das Wachstum der Reichsfeinde in diesen drei Jahren nach demselben Verhältnis zunimmt, ist diese Periode die letzte, in welcher noch parlamentarisches Verhandeln möglich wird. Sachsen ist völlig unterwühlt, in einem Bezirk ist dem Sozialisten nicht einmal ein Gegenkandidat aufgestellt worden.

Selbst eine verzweifelte Maßregel, die Änderung des allgemeinen Wahlrechts nach den Normen von 48/49,[158]) würde zwar einen Teil der Sozialisten, nicht die beweibten Ultramontanen aussperren. Und solche Maßregel ist doch nur nach einer großen Krisis als ein Rettungsmittel der Gesellschaft möglich.

Eine andere naheliegende Erwägung ist das massenhafte Eindringen der zerstörenden Elemente in das Heer. Daß Sie keine Unteroffiziere erhalten, hängt auch mit der sozialen Bewegung zusammen. Es gilt unter den jungen Leuten geradezu für eine Unehre, wenn einer sich nach der Dienstzeit zur Kapitulation verpflichtet. „An dem Kerl ist nichts." Die Freiheit u[nd] der höhere Lohn, die Aussichten auf eine behagliche Existenz dem Drill zu opfern, ist gegen den Korpsgeist, der mit jedem Jahre mehr die Arbeiter bindet, bereits auch die ländlichen.

Solche Erscheinungen stören ja in jedem Volk zeitweise die Entwicklung, und uns steht bessere Kraft zur Seite, dagegen siegreich anzukämpfen, als jedem anderen Volk. Aber Bismarck ist nicht der Mann für diese Fragen.

Und die Zeit ist gekommen, wo wir über ihn hinweg nach anderer Hilfe sehen müssen. Sie kam schneller, als man vermuten durfte.

Herzlichen Gruß u[nd] Empfehlungen Ihrem Hause. Ihnen, lieber Freund, alle Liebe u[nd] Treue

Ihres

Freytag.

74.

Berlin [verschrieben für Leipzig], 1. März 1874.

Mein lieber, teurer Freund!

Sie urteilen zu nachsichtig über die Zeilen, welche ich wegen der Oberseebehörde verfaßte. Denn es ist wahr, ich selbst predige dem jüngeren Völkchen zuweilen, daß ein echter Journalist über alles muß schreiben können. Und wenn von ihm verlangt wird, daß er über den Logarithmus schreibe, so soll er, auch wenn er das Wort nie gehört u[nd] über diese arithmetische Erfindung völlig im dunkeln ist, sofort einen Artikel abzufassen vermögen, welcher angenehm und durchaus sachgemäß erscheint. Gleichwohl hat auch seine Fähigkeit, zu wirken, in solchem Fall gewisse Grenzen. Er schreibt, aber trotz aller Begeisterung für den unbekannten Begriff fehlt ihm die Fülle der Worte, falls er nicht in seiner Verzweiflung ganz Fremdartiges, z. B. die Erschaffung der Welt oder die Zahlbretter der Chinesen, hineinzieht. So erging es diesmal auch mir. Mein Logarithmus war die Reichsoberseebehörde. Ich hatte keine Ahnung, was mit diesem wohltönenden Namen für eine Tätigkeit verbunden sein könne, und obgleich ich auf Ihren Wunsch eine heiße Sehnsucht nach dieser Erfindung fühlte, so vermochte ich mir doch keineswegs klarzumachen, was sie eigentlich zum Heil Germaniens zu tun haben sollte. Nun hätte ich Sie danach fragen können. Aber ich fürchtete, daß Ihre lakonische Auskunft, wenn ich dieselbe benutzte, dem Artikel seine kleine Wirksamkeit nehmen würde, weil sie ihn als inspiriert verraten könnte. So hielt ich für besser, diesen Traum deutscher Zukunft nach meinem eigenen Witz zusammenzuweben.

Es mag auch danach geworden sein. Nun, künftig machen wir's besser! Eigentlich aber bin ich ernsthaft. Ich habe in dem Professor Haupt[159]) einen alten, treuen Freund verloren. Er war ein Hauptkerl, Furcht und Schrecken aller Hohlköpfe und leeren Eitelkeiten, dazu ein Preuße im größten Stil, nicht zuletzt deshalb, weil er aus Sachsen kam.

Ja, wir Sachsen. Der neue König[156]) versteht sein Volk. Er war acht Tage hier, um seine Bürger, Beamten, Professoren zu besuchen u[nd] zu traktieren. Überraschend war mir, daß auch ich eine Einladung erhielt u[nd] vollen Anteil an höchster Beachtung. Es war recht gemütliche Unterhaltung; aber während wir das arme „Nest der Zaunkönige“[155]) artig begutachteten, schwebte doch immer eine kleine Flugschrift[23]), die ich im J[ahre] 66 verfaßt [hatt]e, unsichtbar über uns. Ich war offenbar als Ennemi geladen, damit

an mir Hochsinn erwiesen werde. Ich hoffe, mich so stolz gehalten zu haben, wie einem Preußen unter diesem Völkchen zukommt. Ein General Krug v. Nidda[160]) war da, gebildet und nett. Wer aber ist Generalleutnant v. Hausmann, Artillerie in Posen? Er hat mir wegen des letzten Buches einen Schreibebrief gesandt, den ich aus dem letzten Rest von Bescheidenheit, über den ich noch verfüge, vor meinen Freunden verstecken muß. Aber ich weiß schon, bei Generälen habe ich Glück. Allerdings auch bei Großherzögen. Was würden Sie an meiner Stelle tun, wenn Ihnen Weimar ohne jede Veranlassung von meiner (Ihrer) Seite das Ritterkreuz des Falkenordens mit einem artigen Briefe zu übersenden die Huld hätte? Auf Beleidigungen zu antworten ist bisweilen bequemer als auf Huldbeweise. Aber schreiben Sie mir gelegentlich Ihre Ansicht, damit ich, was ich, was ich für richtig gehalten, damit vergleichen kann.

Sobald der Marineetat mit seinen Beilagen für den Reichstag fertig ist, bitte ich Sie, mir die Drucksachen zugehen zu lassen. Es läßt sich vielleicht etwas Nützliches darüber sagen ...

75.

Leipzig, 19. April 1874.

Lieber Freund!

Empfangen Sie zu Ihrem Geburtstage die herzlichen Glückwünsche Ihres alten Freundes. Sie verleben ihn diesmal im Vollgefühl Ihrer Kraft, in großartigem Wirkungskreise, in der Hoffnung auf neuen Zuwachs der Familie. Zur liebenswerten Schwiegertochter kommt ein tüchtiger u[nd] mannhafter Schwiegersohn, und der Herr Staatsminister wird allmählich mit dem Gedanken vertraut gemacht, in die würdige Stellung eines Großvaters befördert zu werden. Das alles ist gute Jahresrechnung, und ich hoffe, auch das Amt trägt dazu bei, Ihnen ein frohes Selbstgefühl zu geben. So denke ich, Sie werden am 20. mit souveräner Heiterkeit am Familientisch sitzen, und wenn Holtzendorff Ihre Gesundheit ausbringt — ich nehme an, daß er diese sonst von mir usurpierte Funktion sich vindizieren wird —, so werde ich unsichtbar und geisterhaft mitschreien. Gedenken auch Sie in Freundschaft des Entfernten.

Für die Gastfreundschaft, mit welcher Sie mich beherbergten, bewahre ich Ihnen und Ihrem lieben Gemahl innigen Dank. Seit jenem Ausflug habe ich still vor mich hingelebt und mich mit den nächsten Aufgaben meines literarischen Lebens beschäftigt. Es ist mir darüber zum erstenmal seit vielen Jahren begegnet, daß ich in einer großen politischen Frage[161]) mich des journalistischen Geschreis enthalten habe. Und ich fühle das als ein Unrecht. Aber, ehrlich gesagt, ich fühlte mich in der Frage des Militärgesetzes mehr zornig als wohlunterrichtet. Die Politik der nationalen Partei war so abgeschmackt als möglich, denn der Wunsch einer Abminderung der sog[enannten] Kriegslast lag doch zuletzt allen Minimalziffern zugrunde. Auch die In-

kompetenzerklärung des gegenwärtigen Ausgleichs hat etwas Klägliches, es ist ein neues Hinausschieben des Streites in die Zukunft, u[nd] wer's erlebt, wird in sieben Jahren die unerfreuliche Katzbalgerei wieder durchkosten müssen. Im letzten Grunde wird der Kampf bestehen, solange das neue Deutschland besteht. Unablässig wird die politische Vernunft zu starker Wehrhaftigkeit mahnen, u[nd] ebenso wird der Egoismus u[nd] die Selbstsucht unablässig dagegen aufstauen. Je größer die politische Einsicht wird, um so größer u[nd] mächtiger werden auch die störenden Einflüsse des Luxus, der Bequemlichkeit, der Leichtigkeit, sich durch Auswanderung der „Last" zu entziehen, dagegen reagieren. Und mir scheint, daß diese Frage für alle Zukunft der Barometer sein wird, an welchem wir Fortschritt u[nd] Sinken unserer Staatskraft u[nd] Bildung erkennen. Auch für die Militärleitung liegt in dieser Aussicht ein Antrieb, unablässig das Gute zeitgemäß zu erhalten.

Doch es ist töricht, Sie zum Feste mit dergleichen Reflexionen zu divertieren. Seien Sie recht vergnügt, bleiben Sie mir gut und grüßen Sie von mir recht sehr Ihr liebes Gemahl, die Kinder u[nd] die Freunde des Hauses.

Gute Freundschaft u[nd] frohes Wiedersehen im neuen Lebensjahr!

Ihr getreuer

Freytag.

76.

Siebleben, 30. Juni 1874.

Lieber Freund!

Seit Sie mir nach Ihrem Geburtstag einen lieben Brief sandten, sind viele Wochen vergangen, für Sie in Hochzeitsfeier und Arbeit, für mich in stiller Pflege und Arbeit. Beide haben wir in der schönsten Zeit des Jahres empfunden, daß das beste Glück des Mannes ist, für andere zu leben, und daß für eine Nation zu schaffen der beste Stolz ist. Wenn man älter wird, beobachtet man so allerlei an sich selber. Das Gemüt wird weicher, die Familiengefühle gewinnen eine größere Macht, u[nd] man verweilt mit Gedanken u[nd] Phantasie mehr auf dem Gebiet der nächsten Lebenspflichten. Das ist, was man bei den Äpfeln die Nachreife nennt.

Jetzt höre ich, daß Sie sich einige Wochen Ruhe gönnen wollen, und ich schicke Ihnen noch schnell diesen Gruß ins Haus, damit er Sie vor der Abfahrt treffe, in treuer Gesinnung u[nd] in Freude darüber, daß wir Sie auf der Heimkehr hier sehen können.

Es war doch das richtige, daß Sie über die Marine gekommen sind. Wenn Sie jetzt ein Armeekorps kommandierten, so könnten Sie ja auch formen u[nd] neuschaffen, aber doch in weit höherem Grade beschränkt durch alte Routine u[nd] fremdes Belieben. Jetzt aber arbeiten Sie in der Hauptsache doch wie ein Kolonist auf neuem Grunde, und alle mannhaften Qualitäten, auch die allerbeste: die Erfindungskraft, vermögen sich zu entfalten,

reich zu wirken u[nd] Ihren Ruf in der Geschichte zu begründen. Ich muß Ihnen immer wieder sagen, daß es für mich eine sehr wohltuende Beobachtung ist, wie Sie gerade durch Ihre schöpferische Tätigkeit immer fester in den Beruf hineinwachsen. Die Sache wird gut werden. Gern bleibe auch ich in fortlaufender Kenntnis von dem, was Sie gerade beschäftigt u[nd] als Aufgabe Ihrer Tätigkeit sich so allmählich zubereitet. Ihre Briefe vermögen darüber nicht zu orientieren, selbst wenn Sie die Muße u[nd] Lust hätten, wie Sie [sie] gar nicht haben können; Sie würden mir gar nicht alles mitteilen können, was ich als Laie zum Verständnis brauche. Die Zeitungen bringen auch nur einzelnes. Deshalb frage ich, gibt es eine Zeitschrift in der Marine, die mich nach dieser Richtung orientieren kann? Nennen Sie mir dieselbe, damit ich darauf abonniere. Denn man will auch da mit seinen Freunden leben, wo ihr bestes Teil ist.

Ich habe um so weniger zu besorgen, daß mich das zerstreuen wird, da seit Jahr und Tag Militärisches meine liebste Lektüre ist, fast möchte ich sagen, meine einzige freiwillige. Neue Romane kann ich gar nicht lesen, auch die Kunst der meisten Historiker, zumal unserer deutschen, regt mir Unruhe u[nd] Kritik auf, die Franzosen sind mir unausstehlich, von Thiers bis zu meiner alten Freundin Sand. Das Militärische spannt mich angenehm. Es müssen aber Erfolge unserer Waffen sein. Da mein Verständnis doch nur mangelhaft ist, so hat diese Vorliebe etwas Kindisches. Aber sie ist einmal da. Vielleicht ist es das eminent Praktische u[nd] Zweckvolle, welches in militärischen Operationen zutage kommt, was mich, dem das stille Leben die Willenskraft nur sehr einseitig übte, immer wieder anzieht. Das Buch von Löhlein[162]) über Werders Korps, eine an sich mäßige Arbeit, habe ich wohl schon fünfmal gelesen, und ich empfinde vor Villersexel u[nd] Montbeliard immer dieselbe epische Spannung. Deshalb ließ mich auch wohl Verdys ideales Gefecht einer Infanteriedivision[163]) trotz allem Respekt vor seiner Erfindung kalt, es ist Willkür auf dem realen Boden, Terrain u[nd] Organisation aus Wirklichkeit, die Bewegungen zweckvoll erdacht ...

77.

Siebleben, 21. Juli 1874.

Mein geliebter Freund!

Nehmen Sie innigen Dank für Ihre guten Wünsche. Zu meiner Habe gehören auch Sie, und ich bitte, bewahren Sie mir diesen Teil meines Lebensgewinns. Wir erwarten Sie und Ihr liebes Gemahl mit großer Freude ...

Die Schießerei auf Bismarck[164]) halte ich für ein recht unheilvolles Ereignis. Es wird ihn noch mehr verdüstern und diesen alten Nervenschauer vor Attentaten, dem er bereits öfter unterlegen ist, gefährlich steigern. Nur wenigen ist vergönnt, so stahlhart und ruhig sich gegen die Kugel der

Meuchelmörder zu behaupten, wie Cromwell und Wilhelm von Oranien vermochten. Auch den politischen Vorteil, welchen das Attentat bringen konnte, hat der Reptilienfonds, die Dienstbeflissenheit der Journalisten u[nd] vor allem die grimmige Selbstsucht des Kanzlers verdorben. Seine Politik mußte sein, wie er auch über Ursprung und Verbindungen des Attentats dachte, sogleich die Untat als eine Nichtswürdigkeit einzelner darzustellen und die große Masse der katholischen Partei als treue Deutsche diesen einzelnen gegenüberzustellen. Wäre ihm möglich gewesen, in den ersten Tagen sich so zu äußern und sein Journalistenheer in diesem Sinne zu instruieren, so hätten Millionen von Katholiken, die sich in diesen Tagen unsicher und bedrückt fühlten, in ihrem Herzen ein versöhnendes und befreiendes Pochen empfunden.

Daß ihm dieser hochsinnige und kluge Kunstgriff nicht zu Gebote stand, ist doch charakteristisch. Jetzt wird durch das bittere und unablässige Denunzieren der liberalen Presse der gutmütige und ehrliche Katholik schärfer verbittert, und der Streit erhält eine Steigerung ins Bösartige, die nur schädlich sein wird ...

78.

Siebleben, 3. Dezember 1874.

Lieber Freund!

Die Darstellung der Operationen unter Ihrem Befehl habe ich am Montag früh erhalten, und — eines Augenleidens wegen — nicht in einem Tage durchlesen können. Ich habe mit einem ganz ungewöhnlichen Interesse gelesen, finde die Darstellung klar und ganz verständlich auch für den Laien, das Urteil des Schreibenden so, wie ich es schon kannte, in den Einzelheiten eine hübsche Anzahl ganz neuer u[nd], soviel ich weiß, nicht gekannter Momente. Die Bleistiftbemerkungen beziehen sich fast nur auf geringfügige stilistische Rauheiten, welche nicht immer, aber hier u[nd] da den Sinn undeutlich machen, wenigstens für flüchtige Leser.

Gefreut hat mich, daß der Feldmarschall F[riedrich] K[arl] wenigstens am Ende etwas abkriegt;[3]) es war schade, daß das Werk nicht möglich machte, gegen den Großherzog v[on] Mecklenburg K[önigliche] H[oheit][110]) offenherzig zu sein. Rachsucht gegen Prinzen, welche durch Konnexion Generäle werden, das Leben u[nd] die Ehre von Tausenden in ihre Hand bekommen u[nd] vielleicht das Schicksal ihrer Nation, soweit dies vom Kriege dependiert — Rachsucht gegen solche ist Tugend.

Mögen wir nicht noch einmal bezahlen müssen für unsere feurige Loyalität!

Heut kann ich noch nicht viel schreiben. Was mich plagt, ist nur sog[enannte] Zahnrose. In einigen Tagen gehe ich nach Leipzig, dort die letzten Bog[en] des Romans[165]) zu korrigieren, den ich Ihnen, sobald er sein braunes Röckel hat, senden werde.

Ich will mich freuen wie ein Spitz, wenn ich wieder faulenzen kann. Jetzt bin ich schon ordentlich krank vor Sehnsucht danach.

Meiner lieben Freundin halte ich längst gewünschtes „Soll u[nd] Haben“ im Einband bereit. Schicke alles zusammen.

Unterdes, bis ich Sie ordentlich anrufen kann, leben Sie herzlich wohl, schaffen Sie, bauen Sie, hauen Sie; — u[nd] behalten Sie lieb

Ihren

getreuen

Freytag.

79.

Siebleben, 19. Dezember 1874.

Lieber Freund!

Nehmen Sie freundlich das beifolgende Buch[165]) auf. Ihrem Ex[emplar] erlaube ich mir auf den Weihnachtstisch der Gemahlin ein zweites im Festkleide beizulegen u[nd] außerdem ein Ex[emplar] der neuen Aufl[age] von „Soll u[nd] Haben“. Leider ist das letzte kein schöner Druck, die Stereotypplatten sind abgenutzt und sollen im nächsten Jahr neu angefertigt werden, unterdes gab ich, so gut ich's hatte, und flehe die Freundin an, gütig vorlieb zu nehmen, bis wir Besseres bereitet haben.

Der neue Roman behandelt eine ungünstige Zeit, die ich gern vermieden hätte — das Schwinden der Kaisermacht unter Friedrich II., d[em] Hohenstaufen, u[nd] er behandelt eine sehr ungünstige Zeit für deutsche Kultur u[nd] Sitte — den ritterlichen Frauendienst. Beide deprimierenden Momente werfen ernste Schatten über Charaktere u[nd] Situationen, u[nd] werden dem Leser wahrscheinlich das Behagen vermindern. Für flüchtige Leser ist's gar ein Ritterroman u[nd] gar nicht nach Zeitgeschmack. Indes, wie er auch sei, ich genieße jetzt in vollen Zügen die Freude, fertig zu sein, u[nd] so wenig zu schreiben als irgend möglich, mit Ausnahme vergnügter Grüße an gute Leute. Auch mein Verleger ist in heiterer Laune, er hat die erste Auflage von ziemlich vielen Exemplaren bereits verkauft und druckt schon an der zweiten, bevor die erste in den Händen des Publikums ist. So gibt's für zwei Leipziger ein zufriedenes Fest.

Zwar sitze ich diesmal in Siebleben. Ich wollte meiner lieben Kranken die Aufregung der Übersiedlung ersparen, u[nd] es ist mir ganz recht, durch einige Wochen hier Versäumtes in aller Stille nachzulesen u[nd] zu schreiben. Im Januar gehe ich nach Leipzig, hier oder dort freue ich mich, Sie zu begrüßen. Denn, mein lieber Freund, es ist doch für unsereinen der beste Genuß, in gutem Wechselgespräch vertraulich zusammenzusitzen, u[nd] ich bin dem Schicksal recht dankbar, daß es mir die Freude verschafft hat, mit Ihnen ein freundschaftliches botokudisches Nasenreiben zu bewerkstelligen. Finde, daß gerade der Kontrast in Tätigkeit und Wesen eine recht hübsche Poesie in unser ehrliches Verhältnis trägt. Bleiben Sie mir gut.

Ich kann nicht sagen, daß der Prozeß Arnim[166]) meinen Respekt vor der Berliner Justiz gemehrt hat. Der geputzte Staatsanwalt, die frechen Verteidiger, der schwächliche Präsident, allen fehlte die Würde. Ist das die Würde? Ist das die Blüte preuß[ischer] Juristen? Gewonnen hat nur Bismarck, während der perfide Pflegesohn Henry Arnims glücklich in seiner Nichtigkeit dargestellt ist, wenn auch nicht in seiner ganzen. Unbegreiflich bleibt nur zweierlei, erstens, wie ein solcher Flachkopf, der schon während seines Aufenthalts in Rom den dort lebenden Deutschen recht verächtlich war, solche Karriere machen u[nd] zweitens, wie er einige der publizierten Berichte schreiben konnte. Gegen letzteren Zweifel hilft nur die Annahme, daß er sie eben nicht geschrieben hat. Es ist im Interesse öffentlicher Moral schade, daß der letzte und größte Vorwurf, der ihm gemacht werden muß, bei dem Prozesse gar nicht zutage kam.

In Sachsen hat der Artikel der Preuß[ischen] Jahrbücher: Die sächsische Politik, eine ganz ungeheure Aufregung in den Regierungskreisen usw. hervorgerufen. Er ist von einem Sachsen verfaßt, der den Geschäften nahestand, ohne mitten darin zu sein, ist deshalb in Einzelheiten herb u[nd] ungerecht, im ganzen hat er recht. Ob es richtig war, ihn jetzt zu publizieren, muß ich bezweifeln. Wenigstens hat er es in dem Tone versehen, in welchem er den jetzigen König behandelt. Denn obgleich dieser in mancher Beziehung schlimmer ist als sein Vater, so hat er doch gegenüber der sächsisch partikularistischen Ritterschaft mehr Selbständigkeit als der Verstorbene. Zuletzt überwächst das Reich alle diese lokalen Antipathien, welche schon deshalb schwächlich bleiben, weil der Verstand unablässig gegen sie reagiert. Denn das Reich ist ja zugleich die beste Lebensassekuranz der regierenden Familien . . .

80.

Leipzig, 24. Februar 1875.

. . . Für Ihre stillen Kämpfe [gegen Bismarck] ist das Schicksal als Verbündeter eingetreten. Der Akt eines Trauerspiels, welcher sich jetzt abspielt, mag lange währen, er wird doch mit einem halben u[nd] ungesunden Entschluß des Patienten endigen, und dann wird ihm wohl ein letzter nicht erspart bleiben, die Reue, das Mißbehagen, unglückliche Versuche, das Verlorene wiederzugewinnen. Lord Chatham. Ich habe ihn nie persönlich zu kennen gesucht, aber jetzt, wo er unglücklich u[nd] krank ist, fühle ich die Größe seines Wesens stärker als je. Und daß er selbst zum Teil seine innere Verdüsterung verschuldet hat — Reptilienfonds u. a. — macht dem Poeten sein Schicksal noch beweglicher.[167])

Unterdes leben wir andern zwischen Pflicht u[nd] Neigung. Sie mögen sich denken, daß ich alles, was auf Ihre Marine Bezug hat, mit warmem Eifer lese und bewahre, u[nd] mich freue, wenn ich recht stolz auf Sie sein kann. Die diesjährigen Marinedrucke vom Reichstag fehlen mir, ich kann sie mir

durch Forckenbeck[243]) besorgen lassen; macht es Ihnen keinerlei Mühe, so senden Sie mir die Drucke freundlichst nach Siebleben. Nur, wenn einfach Order an einen ihrer Expedienten genügt. Aus diesen Schriftstücken wird ja keinerlei Geheimnis gemacht, u[nd] der Präsident hat sie wenigstens sonst willig mitgeteilt.

In Breslau habe ich mit dem erwähnten Forckenbeck allerlei geplaudert — er erzählt gern. Auch aus dem Lager der Ultramontanen, mit denen er gute Fühlung bewahren muß. Mir war neu, daß in dieser Partei zwei ganz verschiedene, keineswegs untereinander einige Richtungen verbunden sind, von denen die eine gern ihren Frieden machen möchte u[nd] patriotischer Gesinnung nicht ganz entbehrt. Von anderer Seite wurde ein Geständnis erzählt, das einer der Ultram[ontanen] in vertraulicher Stimmung gemacht hatte, bittere Klage über den Tod des Mallinckrodt,[168]) der fanatisch gewesen, aber ein Preuße, während der frivole Windthorst die Partei benütze für seine Welfenintrigen. Daran mag Wahres sein.

Mir ist es in Schlesien gut gegangen, meine Breslauer haben hübsch mit mir getan, und in gelehrten Reden u[nd] Versen ihr Wohlwollen ausgesprochen. Die Sache drohte weitläufig zu werden, denn meine Landsleute freuen sich zuweilen, wenn sie ein Objekt finden, welches ihnen Essen, Trinken u[nd] Tischreden möglich macht, u[nd] ich fand angemessen, mich bei Zeiten zu entfernen. Diese Festessen machen den Menschen zum Heuchler, man schüttelt vielen die Hände, freut sich u[nd] erinnert sich, und es ist alles nicht wahr ...

81.

Siebleben, 18. April 1875.

Mein geliebter Freund!

Dieser Gruß soll Sie an dem festlichen Tage treffen, wo nach einer — mir durch keinen Beweis verbürgten — Tradition Sie den Kopf zuerst in diese Welt gesteckt haben. Damals war Ihnen schwerlich bewußt, daß diese Erdenwelt unter anderm aus Land und Wasser besteht, und daß Ihnen die Herrschaft über das Wasser zuteil werden sollte. Dies Element darf jedoch, obgleich es als Aufenthalt Ihrer Schiffe auf einige Achtung Anspruch hat, niemals als Getränk in Frage kommen, wenn ich Ihre Gesundheit — 20. April $^1/_2$1 Uhr — in Siebleben vor mir selbst in herzlicher Freude ausbringe. Es ist wahr, lieber Freund, wir werden mit den Jahren unrettbar älter, aber wir kommen auch zu was und erweisen der Nation, daß sie durch uns zu etwas kommt. Ich drücke Ihnen von Herzen die Hand und wünsche dabei mir Glück, daß ich Zuschauer und gewissermaßen ein Vertrauter Ihres Lebens und Ihres Schaffens geworden bin. Bewahren auch Sie mir Ihre Freundschaft, Sie wissen ja selbst, welchen Wert sie für mich gewonnen hat.

Anbei sende ich das Memoire zurück. Ich habe dasselbe — so unfertig manches darin ist — mit dem größten Interesse gelesen, und manche Stellen

haben einen Sturm von Gedanken, auch von Protesten, in mir erregt. Noch bin ich mit der inneren Verarbeitung dieser ganzen Auffassung nicht so weit im reinen, daß ich darüber schreiben könnte, selbst nicht zu Ihnen. Im ganzen darf ich nur sagen, daß der Verfasser mich nicht bekehrt hat. Oder genauer gesagt, daß ich die alte Form der Landokkupation nicht mehr für zeitgemäß halte. Doch darüber entgehen Sie einer längeren Auseinandersetzung nicht.

Am nächsten liegt mir bei dieser Frage der Gedanke an Sie persönlich und an die gegenwärtige Lage unserer Reichspolitik. Für Sie sehe ich in dem Erwerb von Stationen und Kolonien [169]) eine Gefahr, die in Ihren zarten Beziehungen zu Bismarck begründet ist. Da Sie nicht gerade das sind, was man gefügig nennt, und da er die Eigenschaft des Zettel im „Sommernachtstraum" hat, alle Rollen allein spielen zu wollen, so würde der erste Schritt zu einer Ausbreitung unserer Hoheit über die See hinüber zu Kompetenzkonflikten zwischen ihnen beiden führen, deren Opfer Sie werden müßten. Ich denke mir aber, daß wir Sie der Marine unter allen Umständen noch eine Reihe von Jahren erhalten müssen. Ferner unsere politische Lage. Die Franzosen haben sich durch ihre Heeresorganisation so hoch gespannt, daß sie daran zugrunde gehen oder in den nächsten Jahren losschlagen müssen. Ich glaube gar nicht, daß sie mannhaft den Krieg haben wollen, sondern daß sie leichtsinnig mit dem Gedanken spielen. Aber das erstere angenommen, so ist unsere beste Position gegenüber dem Neid der Neutralen, daß wir bis zur Entscheidung dieser franzö[sischen] Frage uns in der Politik ganz still auf der Defensive halten und alles vermeiden, was wie unruhige Vergrößerungssucht aussieht. Das tiefe Friedensbedürfnis der Völker macht jetzt auch die Regierungen zu einem Gegner von jedem, der Neigung zeigt, um sich zu greifen. Und es wäre doch unbequem, wenn wir für einige Inseln in der Südsee den Preis bezahlen müßten, daß die Seemächte — England — oder die katholischen Mächte einem Kriege der Franzosen gegen uns freundlich zulächelten. Das Übelwollen Englands würde den Franzosen Belgien öffnen, die zaudernde Feindseligkeit Östreichs einen Teil unseres Heeres festnageln. So meine ich, müßten wir die Frage, ob Kolonien, in jedem Fall aufschieben, bis unsere Stellung zu Frankreich klar gemacht ist, mit oder ohne Krieg.

Leben Sie hoch, liebes Geburtstagskind. Ihrem lieben Gemahl küsse ich die Hand. Bleiben Sie gut

Ihrem treuen

Freytag.

82.

Siebleben, 28. Juli 1875.

Lieber Freund!

Für Ihren treuen Gruß sage ich Ihnen spät meinen herzlichen Dank. Ich bin mir immer bewußt, welchen Wert Ihre Freundschaft für mich hat, und der Gedanke daran ist mir gerade jetzt oft ein Trost u[nd] eine Befreiung von beengenden Gefühlen. Denn ich kann den Gedanken nicht mehr

fern halten, daß in meinem Hause das Schicksal mich ärmer machen wird, ärmer an Liebe und ärmer an Pflichten, die mit meinem Leben verwachsen sind.[170]) . . .

In dieser Zeit, wo mir persönlich Bedürfnis ist, mich still zu zerstreuen, lese ich die dürren Zeitungen mit Aufmerksamkeit, wenn ich mich auch dazu zwingen muß. Irre ich nicht ganz, so stehen wir gerade jetzt vor Ereignissen, welche den Status Europas umformen u[nd] auch uns berühren werden. Es geht mit der Türkei zu Ende, und die Auflösung wird durch England nicht länger aufgehalten werden. Vielleicht war es bereits diese Frage, welche den Kanzler im Frühjahr wegen neuer Allianzen besorgt gemacht hat. Der alberne Größenwahn u[nd] die Verschwendung des Sultans, das türkische Großwerden u[nd] Arbeiten eines christenfeindlichen Elementes unter den von der Kultur beleckten türkischen Diplomaten, die hoffnungslose Finanzwirtschaft und das gesteigerte Selbstgefühl der feindseligen christlichen Elemente! Der Aufstand in der Herzegowina ist ein Symptom, und der zufällige oder prämeditierte Anfang der Katastrophe. Wer soll ihn bändigen? Die Türken doch schwerlich.

Wer sich vom J[ahr 18]48 erinnert, wie schnell in Serbien u[nd] Bosnien die Kriegslust aufflackert, und daß in Wahrheit nur die abwehrende u[nd] besänftigende Politik Östreichs die Völker an der Save im Zaume der Türken erhalten hat, dem wird auffallend, daß Franz Josef bei seiner dalmatinischen Reise den Fürsten v[on] Montenegro als Souverän behandelt hat u[nd] daß der Fürst jetzt vor allem in Wien melden ließ, er könne seine Leute [nicht zurückhalten. Solange Östreich auf Deutschl[and] spekulierte, war ihm die orientalische Frage unbequem. Seit [18]70 hat sich der Zug der Interessen dort geändert u[nd] sowohl Politik als [auch] die großartige Entwicklung des Handels durch die Eisenbahnen machen die Grenzlandschaften der Donau sehr wichtig. Bis zur Gründung des Deutschen Reiches waren Östr[eich] u[nd] England im ganzen für den Orient Verbündete; seitdem haben die Wege sich getrennt, sie sind Rivalen geworden.

Öst[er]reich, wie in Asien Rußland, als Landnachbar u[nd] junger Eroberer, England hier wie dort in der Defensive auf verhältnismäßig altem, schwer haltbarem Besitz.

Öst[er]reich auch Gegner von Rußland, soweit nämlich dieses die Pläne der Katharina u[nd] den Besitz der ganzen Balkanhalbinsel im Auge hat.

Wir aber, und fast ebensosehr Frankreich, haben freie Hand. Beide können wir der Partei zufallen, welche uns als Feind am meisten schaden kann oder als Freund am nützlichsten zu werden verspricht.

Aber der mit uns geht, muß ein Gegner Frankreichs sein wollen u[nd] können, u[nd] ebenso, wer Frankreich anwirbt, wird uns abgeneigt sein müssen.

Seit dem vorigen Jahrh[undert] gab es keine so verzwickte politische Situation u[nd] kein solches Jagdgebiet für höhere Diplomatie. Das aber

steht fest: seit Öst[er]reich keinen Grund mehr hat, durch seine Waffen die Südslawen im Gehorsam der Pforte zu halten, seitdem kann niemand den Türken drei Jahre europ[äischer] Existenz garantieren.

Und die Engländer sind bodenlos ungeschickt, daß sie das nicht einsehen.

Wann sehe ich Sie? Ich bin hier festgebunden. Nur herzlichen Gruß kann ich Ihnen u[nd] Ihrem lieben Gemahl senden, und die Bitte, lieb zu behalten

Ihren treuen

Freytag.

83.

Siebleben, 14. Oktober 1875.

Am 13. Oktober starb nach langem Leiden meine geliebte Gattin
Emilie Agnes Freytag, geb. Scholz.[170])

Siebleben, den 14. Oktober 1875.

Dr. Gustav Freytag.

Um stille Teilnahme wird gebeten.

Lieber Freund!

Als wir zuletzt miteinander von der lieben Kranken sprachen, war ich viel glücklicher als heut. Denken Sie mit treuem Herzen meiner.

Freytag.

84.

G. Freytag an Frau v. Stosch.

Siebleben, 28. November 1875.

Meine liebe Freundin!

Die feinen Züge einer teuren Hand, mir sehr wohlbekannt u[nd] vertraut aus den Jahren gemeinsam journalistischer Tätigkeit, haben mir auch jetzt in Wochen eines tiefen Schmerzes wohlzutun gewußt. Empfangen Sie den innigsten Dank eines Traurigen für Ihre liebevolle Teilnahme. Es ist ja alte und gute Freundschaft, die Sie mir jetzt wieder bewährt haben. Und ich fühle, während ein Verlust an Liebe und Pflichten mich ärmer gemacht hat, mit doppelter Wärme den Wert, welchen es für mich hat, Ihrem Herzen kein Fremder zu sein. Glauben Sie mir, ich bin mit meinen Gedanken oft bei den Stunden, die ich mit Ihnen u[nd] dem Gemahl am Teetisch verlebte. Fröhlich u[nd] angeregt saßen wir drei in kluger Unterhaltung zusammen. Und ich habe damals nicht nur einen Freund für mein stilles Leben gewonnen, ich habe auch das Herz u[nd] Gemüt einer treuen Hausfrau lieben gelernt, welche in dem Wert und der Ehre Ihres Gatten ihre irdische Seligkeit findet.

Jetzt ist's in Siebleben öde und kalt. Dennoch sitze ich hier still, ich versuche wieder zu arbeiten, u[nd] obgleich ich recht flügellahm bin, merke ich doch, daß die alte Tätigkeit meine beste Hilfe ist. Es wird mir freilich dies Jahr nicht vergönnt sein, ein neues Buch auf Ihren Weihnachtstisch zu legen, aber ich möchte doch in dem Winter zu Ende kommen.

Als der Gemahl das letztemal hier war, erbat ich durch ihn bei Ihnen Erlaubnis, ein Artefakt aus Gothas Fabriken einsenden zu dürfen. Es ist, ich kann es nicht leugnen, nichts als ein Schweinskopf, aber es ist das beste, was wir in diesem borstigen Genre zu verfertigen wissen. Wenn wir einmal ein Schiff S[einer] M[ajestät] erhalten, welches „Gotha" getauft wird, so muß jedenfalls ein Schweinskopf das Gallionbild werden, denn darin allein sind wir groß.

Möchte der Winter Ihnen und meinem Admiral nichts zuleide u[nd] vieles zuliebe tun. Dem Hausherrn schreibe ich demnächst, auch über das gefährliche Buch der Giftkröte Arnim.[171])

Grüßen Sie herzlich den Gemahl, empfehlen Sie mich gütig dem jungen Paar u[nd] behalten Sie lieb

Ihren getreuen

Freytag.

85.

G. Freytag an A. v. Stosch.

Siebleben, 30. April 1876.

Mein lieber Freund!

Es ist Sonntag im Kirchdorf, die warme Frühlingsluft weht durch das offene Fenster in die Stube eines Genesenden, die Vögel schreien und schleppen sich mit Strohhalmen u[nd] die Glocken läuten über dem Standlager des hiesigen Kriegervereins. Dies ist der Tag, wo Siebleben Ihren Geburtstag zu feiern gedenkt. An dem gewissen jüngstvergangenen Kalendertage[172]) war Glückwunsch u[nd] Feier in diesem Jahre durch die Tagespresse erschwert, wenigstens waren Sie für die Gratulationen der Freunde schwer zu erreichen. Denn die Nationalzeitung meldete Sie nach Österreich[173]) mit kurzem Urlaub verschwunden. Aha! Für den schärfer blickenden Politiker erhob sich die Frage, ob Sie nur in geheimen maritimen Geschäften den Östreichern etwas absehen wollten, vielleicht zu Tokay einen neuen umschmeißenden Torpedo, oder auf dem Plattensee die Kunst, ohne Wasser zu fahren, oder aber, ob Sie mit Andrássyn den Plan besprechen wollten, die Türken von der See aus zu umzingeln. Entschuldigen Sie sich nicht, versuchen Sie auch keine andere Erklärung Ihrer Reise, Sie sind durchschaut, aber wir wissen Geheimnisse zu bewahren.

Nehmen Sie also heut den herzlichen Glückwunsch Ihres alten Freundes. Ein Jahrring nach dem anderen wächst um das feste Holz unseres guten

Verhältnisses, es ist schon ein recht ansehnlicher Baum geworden, mögen wir noch lange seine Früchte genießen! Diesmal hat die Festzeit Ihnen wie uns auch politische Neuigkeiten gebracht. Sie haben nicht zu bedauern, daß Delbrück gegangen ist, aber ich fürchte, Sie werden bei seinem Nachfolger,[174]) der vorläufig ein dienstbeflissener Handlanger des Kanzlers sein wird, nicht größere Zuvorkommenheit finden. Es ist merkwürdig, wie großes Aufsehen der Abgang Delbrücks macht. Daß das Plackpferd endlich müde wird, will niemand annehmen u[nd] daß nach jahrelangem stillen Ärger über eine ungesunde Stellung zuletzt eine kleine Veranlassung ausreicht, um die Situation für die Empfindung der Betreffenden unerträglich zu machen, mit solchem Argument geben sich die Deutschen diesmal nicht zufrieden. Sie sind, was recht schlimm ist, gewöhnt, daß ihnen etwas vorgemacht wird u[nd] daß sie im günstigsten Fall vom Ministertisch halbe Wahrheit erhalten; daher hat es kein Ende mit schlauen Mutmaßungen und pessimistischen Erklärungen. Die Eisenbahnfrage[450]) wird nicht gelöst werden, wie die offiziöse Presse im Anfang verkündete — diese Stilübungen sind ein wahres Leiden für die Regierung geworden —; aber die Bewegung wird zunächst dahin führen, daß Preußen event[uell] das Reich einige widerwärtige Privatbahnen erwirbt, u[nd] da das allmähliche Wachstum auf diesem Gebiet das Gesunde ist, so wird sich nach u[nd] nach Weiteres anschließen. Das hätte man haben können ohne das alberne Gackern vor ungelegten Eiern. Still u[nd] fest heißt's in den Geschäften, zumal wo man kaufen will und eifersüchtige Gegner hat.

Der Wert eines Mannes wird zuletzt danach gemessen, ob und wieweit es ihm um die Sache selbst, ob u[nd] wieweit es ihm um die Wirkung zu tun ist, die er dadurch für sich erreicht. Da nach Menschennatur die zweite Triebfeder nach Tatkraft nicht ganz zu beseitigen ist, so wird billiges Urteil ihr einen gewissen Spielraum lassen. Aber sobald sie zum Hauptagens wird, geht der Mann zum Teufel u[nd] wird von der Nachwelt unbarmherzig u[nd] mit Recht verurteilt . . .

86.

Siebleben, 15. Mai 1876.

Lieber Freund!

Also ich bin ausersehen, an den geheimnisvollen Marinereisen nach Österreich[173]) teilzunehmen, über welche Publikus bereits den Kopf geschüttelt . . .

Für einige Tage komme ich mit Freuden, ganz so gut, wie Sie annehmen, steht es noch nicht mit mir. Ich blühe wie eine Rose, um mit Selbstachtung zu reden, habe den besten Appetit, darf auch leichten Wein trinken und zuweilen eine Zigarre rauchen. Aber der Husten ist noch nicht ganz geschwunden, und der Schaden in der Lunge noch nicht ganz beseitigt, ich habe noch jeden Abend, wenn ich mich lege, Beängstigung u[nd] Schmerzen. Seit einigen Wochen bin ich auch wieder am Schreibtisch. Meine diesmalige

Arbeit[175]) wird ein rechtes Schmerzenskind, zumeist darum, weil das Eintragen guter Laune u[nd] das nachträgliche Austiefen keine so fröhliche u[nd] schnelle Arbeit ist als das Frischbacken. Ich hätte längst was anderes gemacht, wenn's nicht die Fortsetzung einer einmal übernommenen Pflicht — vierter Band — wäre. So werfen die Taten der Vergangenheit, seien sie löblich oder übel, jedem ihre verengenden Schranken auf seine künftigen Wege voraus. Doch tröste ich mich zuletzt damit, die Racker werden's beim Lesen nicht merken. Ich bin so ziemlich über den Berg, u[nd] die Auffrischung in Ihrer Nähe wird mir guttun. Aber ich muß nach einigen Tagen Rheinschwelgerei zurück, um Hirzeln nicht traurig zu machen . . .

Es wäre hübsch, wenn unsere Panzer zu den Türken gingen.[176]) Ich habe so die Empfindung, daß die Deutschen diesen Entschluß ersehnen u[nd] hoffen. Dies ist eine von den Gelegenheiten, wo die Marine sich zeigen muß, u[nd] wenn's auch nur Repräsentationsschwindel wäre.

87.

Siebleben, 26. Mai 1876.

Mein allerliebster Admiral!

Dieser Zettel soll nur fragen: wann reisen Sie?

Motiv der Frage: Um mehrere in Aussicht gestellte Festbesuche und Aufforderungen anzunehmen oder abzuschreiben.

Da Sie wahrscheinlich die Nachrichten von der Flotte[176]) bis Kap Lizard werden abwarten wollen, und da der Kaiser erst den 7. [Juni] nach Ems geht, so bin ich geneigt anzunehmen, daß Ihre Abreise sich verzögern wird.

Sollte dies der Fall sein, so würde ich möglicherweise nicht mit Ihnen nach Östrich gehen, sondern Sie dort aufsuchen. Doch darüber schreibe ich noch. Zunächst genügt eine Zeile oder Telegramm, welches mich orientiert.

Ich möchte Ihnen noch persönlich als Germane für die stattliche und schnelle Sendung der Flotte danken. Sie kam zu rechter Zeit und erfüllt einen heißen Wunsch des Publici. Sie selbst heben sich dadurch bei den Landsleuten noch mehr ein, die Reise nach Wilhelmshaven, der Abschied, es war alles vortrefflich gelungen, und ich bin voll Freude. Wenn Sie jetzt als Militär das Höchste erreicht hätten und ein Korps kommandierten, würden Sie so rühmliche und ruchbare Gelegenheit haben, Ihre Tüchtigkeit vor den Leuten zu erweisen? Sicher nicht. Es war ein guter Tag, der Sie zum Souverän der langersehnten Seekraft Deutschlands gemacht hat. Denn in Wahrheit sind Sie hier wie ein Vater uud Schöpfer, und im ganzen redet Ihnen doch niemand hinein.

Lassen Sie schnell von sich hören, ich teile Ihnen später mit, warum mir daran liegt. Behalten Sie lieb

Ihren treuen

Freytag.

88.

Siebleben, 31. Mai 1876.

Lieber Freund!

Wenn sich bestätigt, daß dieser Abd ul Aziz zu Konstantinopel abgesetzt[177]) ist, so könnte Ihnen Ihre Frühlingsfahrt verdorben werden. Das ist derselbe Sultan, der damals[178]) unserem jungen Herrn so vornehm erschien und über Sie und andere wackere Preußen so hochmütig wegsah. Jetzt liegt der stolze Esel im Staube, und das sind die Folgen seines distinguierten Wesens. Nieder mit allen Feinden Brandenburgs!...

*

Über diesen Zettel erhalte ich Ihren lieben Brief. Ich danke Ihnen herzlich für Ihre treue Gesinnung. Also alles stimmt. Die Vögel singen, die Bäume blühen u[nd] die warme Luft füllt wohltuend auch die wunde Brust. Gutes Wiedersehen. Wir wollen uns beide die Empfänglichkeit bewahren, das Leben gut und auf seiner Schriftseite auch schön zu finden.

In Treue

Ihr

Freytag.

89.

Siebleben, 22. August 1876.

Lieber Freund!

Heut sehe ich aus meinem Leipziger Briefe, daß man auch Sie bei dem Manöverkongreß in Leipzig zu haben hofft. Nun werde ich selbst zwar wohl kaum in diesen Tagen nach L[eipzig] kommen, ich würde auch zuverlässig von Ihnen wenig oder gar nichts haben, u[nd] anderen Zweck hätte doch die Reise für mich nicht. Aber ich sehe mit Freuden, daß gute Geister still geschäftig sind, meinen lieben Freund in der Stadt meiner Wahl daran zu erinnern, daß er dort in den Herzen guter Gesellen eingebürgert ist, auch solcher, welche Sie nicht von Person kennen. Da ich Ihnen nicht als Wirt die Honneurs machen kann, hat mein lieber Wachsmuth,[450]) ohne mir vorher etwas davon zu sagen, sich die Ehre ausgebeten u[nd], falls Sie wirklich kommen, werden Sie bei ihm in Quartier gelegt werden. Ihnen wäre bei den Repräsentationsstrapazen des kurzen Aufenthalts wahrscheinlich am liebsten, gegen die fremden Wirtsleute gar keine Verpflichtungen zu haben, und ich habe auch an Wachsmuth, der bei mir anfrug, was er Ihnen recht Liebes erweisen könne, zurückgeschrieben: leichten Rheingauer, ein freundlich Gesicht und zeitige Abendruhe. Doch da Sie der herzlichen Ergebenheit Ihrer unbekannten Verehrer nicht werden ausweichen können, so erlaube ich mir, Ihnen vorher ein Signalement der Familie zu schicken, wie es sich einem alten und nahen Freunde des Hausherrn darstellt.

Also Ihr Wirt in spe, Wachsmuth, Direktor der Deutschen Kreditanstalt, Präsident der Handelskammer, von Haus aus Jurist, Sohn des bekannten

Historikers [Wilhelm] Wachsmuth, ist einer der populärsten Charaktere in L[eipzig] wegen fleckenloser, stolzer Redlichkeit, die er in schwieriger Stellung bewährt, u[nd] wegen bescheidener Herzensgüte u[nd] einer durchaus praktischen Klugheit, welche mit Menschen u[nd] Hindernissen wundervoll fertig wird, und das Richtige still und ohne jede Eigenliebe zu machen versteht. Er ist für Leipzig nach Kochs Tode der gebotene Bürgermeister, u[nd] die Sache für ihn nur deshalb schwer anzunehmen, weil sein gleichaltriger Freund Georgi,[179]) der zweite, durch seine Wahl zum ersten gekränkt werden würde. Er ist preußisch[er] Patriot von der besten Sorte. Ist Ihnen möglich, ihm eine Stunde Ihrer Zeit zu schenken, so wäre es für sein anspruchsloses Wesen eine große Freude. Auch sein Frauchen ist eine wackere, liebe Dame, Tochter eines verstorb[enen] Professor[s] Pöppig, der als Botaniker seiner Zeit einige Jahre im Urwald von Brasilien am Amazonenstrom gehaust u[nd] eine „Reise“ geschrieben hat, die zu der von Humboldt ebenbürtig steht, obgleich wenige sie kennen.[180])

Hier ist oft von Ihnen die Rede, u[nd] noch öfter bin ich in der Stille bei Ihnen. Ich fürchte, die Wärme wird in Berlin noch unleidlicher gewesen sein als hier, wo sie alles ausgedörrt u[nd] die Menschen ganz schwach gemacht hat. Auch Ihren getreuen Siebleber, welcher oft Mühe hatte, bei der endlosen Schreiberei auszuharren.

Der Türke siegt. Trotzdem ist die Frage erlaubt, was soll dort werden? Und daß die Östreicher dafür die richtige Antwort nicht gefunden haben, wird sich an ihnen rächen und uns schaden. Diese Furcht vor den 6 Millionen Serben — Krähhähne u[nd] Schweinschneider — ist doch nur lächerlich, zumal jede halbe Million dieses Kroppzeugs die übrigen $5^1/_2$ Millionen bitter haßt. Aber ihr Land ist mehr wert als die derzeitige Bevölkerung.

Leben Sie wohl, grüßen Sie ihr liebes Gemahl, bleiben Sie gut

Ihrem

getreuen

Freytag.

90.

Siebleben, 9. Oktober 1876.

Lieber Freund!

Für Ihre freundschaftliche Einladung muß ich Ihnen doch noch schnell von Herzen danken. Statt nach Östrich mußte ich hierher und erwarte in dieser Stunde meinen Doktor zur Entscheidung über die nächste Zukunft. Es ist mir, was meinen Leib betrifft, seither nicht gut gegangen; aber die geistige Regsamkeit u[nd] die sogenannte Gestaltungskraft sind größer als seit Jahren. Ob das ein gutes oder funestes Symptom ist, weiß ich nicht. Jedenfalls werde ich, sobald Anfang November der Druck der Ahnen IV[175]) beendigt ist, für meine Gesundheit irgendwie ausschweifen müssen . . .

91.

Siebleben, 1. November 1876.

Lieber Freund!

Diese flüchtigen Zeilen sollen Ihnen nur meinen Dank für Ihre Freundschaft ausdrücken u[nd] ganz besonderen Dank für Ihr liebes Erbieten, vor meiner Gesundheitsreise noch einmal mit mir zusammenzutreffen.

Jetzt erfahre ich von Holtzend[orff], daß er Sie gewissermaßen auf mich, den Patienten, um den 6. hierher geladen hat. Sie wissen, wie groß die Freude wäre, die mir Ihr Besuch machen würde. Wenn aber der eifrige Getreue auch deshalb geworben hat, damit mir noch einmal das Glück wird, Sie zu sehen, bevor ich verreise, so tut dies nicht mehr gar so not. Ich bin mein Magenleiden fast ganz los — welches wahrhaft entmannend auf den Menschen wirkt — und das Übrige ist so leidlich, daß ich wieder esse, trinke, springe, singe und sogar etwas rauche. Es hat also mit mir keine Not. Dazu wird das ††† Buch[175]) endlich auch fertig, und ich denke letzte Hälfte des Monats nach Leipzig zu gehen; von dort komme ich, wenn es mit mir so gut weitergeht, einmal schnell auf ein paar Stunden nach Berlin, Sie und Normann zu sehen.

So steht's mit mir. Ich schreibe dies, weil ich es für Pflicht halte, obgleich es unserem lieben Holtzendorff vielleicht die Dispositionen stört. Denn Sie dürfen nicht in dem Glauben, einen Schwerkranken zu finden, hierher gesprengt werden.

Wir werden uns diesen alten dreckigen Erdball noch eine Weile besehen. Meine Krankheit ist rein durch den Ekel über die orientalische Frage und diesen Völkerfrühling an der Donau hervorgerufen worden. Und es ging nicht mir allein so, die halbe Christenheit hatte Magenkatarrhe.

Bleiben Sie mir gut, Ihrem lieben Gemahl tausend Huldigungen. Alle Liebe

Ihres getreuen

Freytag.

92.

G. Freytag an Frau v. Stosch.

Wiesbaden, Hotel zur Rose, 6. Dezember 1876.

Liebe Freundin!

Es ist mein Recht, um die Weihnachtszeit ein Buch in Ihren Schranken zu stiften. Empfangen Sie auch diesmal gütig, was in treuer Gesinnung geboten wird.[175]) (Unter Paketadresse.)

Von „Soll u[nd] Haben" wird nach Neujahr eine neue Ausgabe mit größerem Druck u[nd] besserem Papier angefertigt. Als ich darüber mit dem Verleger verhandelte, dachte ich an Ihren Wunsch, und das erste Exemplar, welches ich erhalte, soll Ihnen gewidmet werden.

Ich wohne hier in ziemlich gutem Hotel u[nd] werde wohl darin aushalten. Zu Wagen habe ich die Umgegend von Wiesbaden abgesucht; als ich nach Süden zu eine mäßige Erdwelle hinaufgefahren war, sah ich vor mir den Rheingau und den hellen Schimmer des Wassers, und mein Begleiter wies mir die Stationen an der Eisenbahn bis nach Östrich hin. Ein rüstiger Wanderer käme in wenigen Stunden hin. Ihr Haus vermochte das Glas nicht deutlich zu machen; aber ich kann versichern, daß die Gegend auch im Winter schön ist, die Felder von so glänzendem Grün, wie bei uns im Mai. Dies freilich ist ein närrisches Jahr.

Mein Befinden ist gut, ich übe mich redlich im Spazierengehen u[nd] Zeitungslesen, einer unangenehmen Staatsbürgerpflicht. Immer denke ich in treuer Liebe Ihrer und unseres Feldherrn, Ministers, Admirals und, was mir noch lieber ist, des guten Freundes.

Bleiben Sie beide gut

Ihrem getreuen

Freytag.

93.

G. Freytag an A. v. Stosch.

Wiesbaden, 7. Januar 1877.

Lieber Freund!

Im neuen Jahr herzlichen Gruß und Glückwunsch für Sie und Ihre Lieben. Während ich hier in tatenlosem Stilleben dahindämmre, umgibt Sie der Lärm der Gesellschaft u[nd] die Arbeit des Amtes. Es scheint, daß die Zumutungen, welche der Winter in Berlin stellt, immer größer werden, u[nd] die Frage ist erlaubt, ob denn diese Geselligkeit der Diplomatie, des Hofes usw. irgendwelchen Wert hat, welcher die Vergeudung der Lebenskraft entschuldigt. Wenn unsere Fürsten für ihre Aufgabe halten, Huld an Tausende auszustreuen und darüber untüchtig werden, so sollten die Männer, welche die ernste Arbeit des Staates besorgen und jetzt verurteilt werden, als Figuranten bei den hohen dramatischen Debüts zu figurieren, gegen solche Zumutungen striken. Tun Sie ein gutes Werk und benützen Sie jede Gelegenheit, bei dem Kronprinzen gegen die herkömmliche Form der Geselligkeit zu protestieren. Die Beschränkung dieser Wintervergnügungen ist ja doch die nächste u[nd] eine der wichtigen Pflichten einer neuen Regierung. Und es wird nützlich sein, den Prinzen beständig daran zu mahnen; denn ihm sind diese Schaustellungen zwar jetzt oft lästig, aber zumeist deshalb, weil er nicht die erste Rolle dabei spielt; wird er Gebieter, so wird vieles in seiner Natur ihn ganz in dieselben Gleise führen, und die Proteste der Kronprinzeß, selbst wenn diese bei der (künftigen) Kaiserin gleiche Energie behalten, werden wahrscheinlich nur die Folge haben, sie selbst bisweilen zu emanzipieren. Er aber wird gehn und laden, und vielleicht eifriger als der Vater. Darum drohen Sie mit Streiks u[nd] mahnen Sie katonisch.

Wer die Politik nur aus Zeitungen erfährt, ist in der angenehmen Lage, jetzt orientalischen Frieden zu hoffen. Die volkstümlichen Bewegungen in Rußland haben, mit Ausnahme der religiösen, stets die Eigentümlichkeit gehabt, daß sie ein Strohfeuer waren, welches heftig aufflackerte u[nd] schnell niederbrannte. Und sowohl der Kaiser Alexander als Gortschakow müssen ihrer Natur nach innerlich froh sein, daß ihr Popularitätsbedürfnis sie nicht mehr zwingt, eine kriegerische Heldenmiene zur Schau zu tragen. Die Frage ist wohl nur, ob die schwache türkische Regierung noch imstande ist abzuwiegeln, oder ob sie fechten muß, um sich zu halten. Aber gegen diese Kriegslust aus Not würde doch das gemeinsame Vorgehen der Großmächte ausreichen. So hoffe ich auf ein friedliches Jahr, das die Deutschen wahrhaftig brauchen. Der Friede würde auch unser Verkehrsleben energisch heben. Denn die Schäden der Gründerzeit sind zwar noch keineswegs geheilt, aber das Geschäft verträgt bei einem großen Volke nicht länger Depression; Energie, Unternehmungslust u[nd] Vertrauen, durch widerwärtige Ereignisse gedämpft, schnellen mit einer gewissen Naturnotwendigkeit um so energischer in die Höhe, sobald nur einige Aussicht auf Erfolg erkennbar wird. So werden wir wahrscheinlich ein Jahr des Aufblühens erhalten. Um Frankreich habe ich nie gesorgt. Wenn wir in der auswärtigen Politik nicht große Fehler machen, so mag Friede bleiben bis über unser aller Leben hinaus. Frankreich wird allmählich Republik, und diese Regierungsform ist in Wahrheit jetzt dem Frieden günstig; sogar die allgemeine Wehrpflicht, wie unvollkommen sie dort auch sein mag, hilft dazu. Vor allem der praktische Geschäftssinn, welcher dort immer mächtiger wird. H[er]r Gambetta ist bereits, ohne es zu wollen, unser Verbündeter. —

Lieber Freund! Halten Sie sich nur in diesen zwei schweren Monaten tapfer u[nd] schonen Sie Ihre Kraft. Huldigungen u[nd] Grüße an Ihr liebes Gemahl u[nd] an Hollens. Bleiben Sie mir gut, mir geht's nicht schlecht, auch nicht ganz gut, ich habe in diesen Wochen die unangenehme Arbeit gehabt, Gedrucktes von mir selbst für neue Auflage von eingeschlichenen Druckfehlern zu säubern. Eine ruhmlose u[nd] langweilige Arbeit, die aber zu den kleinen Leiden eines Autors gehört. Jetzt denke ich auf Italien.

Herzlichen Gruß

Ihres treuen

Freytag.

94.

Wiesbaden, 22. Januar 1877.

... Über die politischen Jamben[181]) werde ich Ihnen in den nächsten Tagen berichten, ich habe nach dem Autor geschrieben, eventuell schicke ich Ihnen auch die Gedichte, wenn sich's lohnt. Vorläufig möchte ich nur bemerken, daß ich dem ästhetischen Urteil des Kanzlers nicht ebenso traue wie seinem politischen.

Für die herzliche Freundschaft Ihrer Einladung nach Östrich danke ich Ihnen von Herzen. Ich bin sehr geneigt, Sie beim Worte zu halten. Doch muß ich vor allem mein Befinden fragen u[nd] die Doktors reden lassen. Denn ich bin ein gehorsamer Patient, wahrlich mehr aus einem Rest von Pflichtgefühl, als weil ich um meine Zukunft besorgt bin. Und an Italien liegt mir jetzt wenig. Mein Befinden ist nicht schlecht, doch das ist bei der milden Witterung u[nd] dem Pflanzenleben, das ich hier führe, keine Kunst. Die Langeweile, welche ich mir als Zugabe zur Kur willig gefallen lasse, wird mir jetzt durch eine kleine Arbeit unterbrochen, ich soll über Abhilfe der Theaterleiden u[nd] Theaterschulen für Falk ein Memoire machen. Er scheint für diese Stilübungen eine Vorliebe zu haben. Diesmal aber mache ich die Arbeit gern.

Dank auch für das, was Sie mir über die Lage schreiben. Daß der Türkei beschieden ist, mit diplomatischen Erfolgen in das letzte Stadium ihrer europäischen Existenz zu treten, ist merkwürdig. Die Unmöglichkeit eines zeitgemäßen Bestehens bleibt demungeachtet eine Tatsache, u[nd] die orientalische Frage wird nicht mehr von der Tagesordnung verschwinden und die gesamte europ[äische] Politik auf eine Reihe von Jahren hinaus richten, auch unser Verhältnis zu Frankreich mehr als irgend etwas anderes bestimmen. Und diese Frage stellt uns vor allem zu Östreich. Wir müssen wünschen, daß Östreich Bosnien erhält, was es sich zu fordern selbst nicht in der Lage ist, und wir können nicht gleichgültig zusehen, wenn ihm durch Rußland-Rumänien die Donau zugesperrt wird. Unsere Schwierigkeit gegenüber Östreich ist wohl aber, daß die ungarische Partei für den Kanzler ist, während doch der Dualismus in Östreich ein Unsinn ist, der Politik, Steuerkraft und Wehrverfassung dieses wunderlichen Staates schwach erhält. Ich habe noch nichts so Gutes über die türkische Frage gelesen, als neulich im Januarheft der Deutschen Rundschau: Die Lage im Orient, und mit Ausnahme zweier Irrtümer möchte ich alles darin unterschreiben.

Auch hier hat der Tod der Prinz[eß] Karl[182]) das Theater geschlossen u[nd] mir das Vergnügen, den „Fidelio" zu hören, genommen. Aber man muß diese kleinen Übelstände einer Monarchie resigniert ertragen. Auch der Tod einer Königsverwandten muß benutzt werden, dem Publiko zu beweisen, daß seine Pflicht ist, einem Herrengeschlecht zu huldigen. Ich glaube, es ist dies die größte Wirkung, welche der hochseligen Dame auf Erden vergönnt war . . .

95.

Wiesbaden, 23. Januar 1877, Abend.

Lieber Freund!

Unter dem angegebenen Titel „Gereimte politische Jamben" war das Buch in Leipz[ig] nicht aufzufinden. So bleibt mir nur übrig, anzunehmen, daß [der] Kanzler das im vorigen Herbst erschienene Buch: Gereimte Rätsel

aus Deutschland (Berlin, Georg Reimer)[181]) meinte. Ist dies der Fall, u[nd] es spricht vieles dafür, so war das Lob, welches dem Werk gezollt wurde, übel angebracht, wenn B[ismarck] nicht, wie wahrscheinlich, die Absicht hatte, dem Verfasser für innigste Verehrung, die dieser dem Kanzler zollt, durch geflügeltes Lob wohlzutun, das der Wind weiter tragen soll. Das dicke Buch, welches ich Ihnen zur Strafe für Ihre Wißbegierde übersende, enthält eine ungeheure Anzahl weitgesponnener und prätentiöser Rätsel, in welchen zeitgemäße Abneigung gegen Naturforscher, Pfaffen u[nd] Demokraten u[nd] redlicher Patriotismus zutage kommen. Aber was auf zwei bis drei Bogen gut leidlich gewesen, wird als dickes Buch langweilig und abgeschmackt. Sollen es Rätsel sein, so sind die: Oben spitzig, unten breit, durch u[nd] durch voll Süßigkeit (Zuckerhut) immer noch die besten. Der Name des Verfassers ist so tiefes Geheimnis, daß nur Wenige darum wissen. Daher fühle ich mich gedrungen, Ihnen zu vertrauen, daß der Schwabe Gustav Pfizer der Autor ist; damit ist, was Langweiligkeit u[nd] biedermännische Gesinnung betrifft, alles gesagt.

Heut also haben wir die Prinzessin[182]) bestattet u[nd] ich fürchte, Ihnen ist die Funktion dabei nicht erspart geblieben. In Wiesbaden war keine laute Äußerung des Volksschmerzes auffällig, nur der Himmel war trübe . . .

96.

Wiesbaden, 3. Februar 1877.

Lieber Freund!

Ihr krankes Bein geht mir im Kopf herum. Und da es kein kleines Bein ist, und sein Besitzer nicht deshalb berühmt ist, weil er leise auftritt, so können Sie wohl denken, daß es mir stark im Gehirn herumbuttert. Dergleichen Verletzungen der Knochenhaut sind ekliger, als die Doktoren im Anfang eingestehen, und ich wäre Ihnen verbunden, wenn Sie mir über das Leiden ein beruhigendes Bulletin zusenden könnten . . .

Für Ihr Anerbieten wegen des Hardenberg[183]) danke ich herzlich, ich habe hier ein Exemplar aufgetrieben und darin gelesen. Der alte Meister Ranke hat wieder seine Sache geschickt gemacht, und unsere preußischen Historiker mögen die betreffenden Abschnitte ihrer Geschichten neu schreiben. Im ganzen wird das Bild, das ein alter Preuße sich von Friedrich Wilhelm III. machen mußte, nur wenig modifiziert. Vor 1813 hielten die Leute nicht gerade viel vom Könige, auch hatten sie zureichenden Grund. Die Zeit der Freiheitskriege zwang ihm etwas von der Größe stärkerer Geister auf, dann kamen die Dezennien armer Sammlung und pflichttreuer Arbeit, in denen neben seiner Kleinlichkeit auch seine guten hausväterlichen Seiten zur Regierung kamen. Von dreißig bis vierzig war er alt, abgestanden und litt an dem Zäsarenwahn in der milden Form, welche seiner bürgerlich redlichen Natur entsprach. Seine ersten Kritiker, die Unzufriedenen Held und Zerboni,[184])

und sein letzter, Fritz v. Gagern,[185]) können noch immer neben Hardenberg gelesen werden. Übrigens hatte der König mit seinem Mißtrauen gegen Hardenberg und später gegen W. v. Humboldt nicht ganz unrecht. Es ist schade, daß Ranke in seiner Eigenschaft als Biograph und als alter Drappierer vornehmer Herren nicht erzählt, was er im Grunde von Hardenberg hält. Dieser gehörte, wie Humboldt, in seinem Privatleben zu den sentimental-lüderlichen Koterien der alten Zeit, gegen welche der alte König und sein System eine Reaktion und in vielem ein Fortschritt waren. Menschlich betrachtet. In der Politik freilich waren die Spießbürger nicht immer die Stärkeren.

Sie schreiben mir, lieber Freund, wie groß Ihre Sehnsucht nach Ruhe werde. Die Sehnsucht ist in der Ordnung, denn jede tüchtige Natur strebt in der Einseitigkeit des gewählten Berufes nach der fehlenden Ergänzung. Aber glauben Sie einem, der an dem entgegengesetzten Übelstand leidet, daß er keinerlei Amtslast fühlt: die Ruhe, Stille, der Frieden, welchen Sie jetzt oft so herzlich wünschen, wird bald aufhören Sie glücklich zu machen, wenn ihm der Gegensatz, das Amt, fehlt. Sie sind eine eminent zur Tat angelegte Natur, Ihre größte Stärke ist, Ihre Willenskraft zu betätigen. Verlieren Sie diese Gelegenheit, so wird Ihnen nach einigen Monaten ruhigen Genusses die Sehnsucht nach der Arbeit, die Sie verlassen, eine Qual werden. Sie haben es wahrlich um die Deutschen verdient, daß diese Ihnen die wohlverdiente Muße gönnen; aber Sie selbst werden sich diese auf die Länge nicht zu gönnen vermögen.

Doch darüber einmal mündlich. Mir geht's ganz leidlich, etwas langweilig, mit Lesen, wenig Schreiben. Das Ausruhen ist am Ende, die Spannung zu neuer Arbeit noch nicht stark genug. Dieser Zwischenraum war mir immer unvermeidlich und muß durchgemacht werden.

Herzliche Huldigungen der Gemahlin, Ihnen alle Treue

Ihres

Freytag.

97.

Wiesbaden, 10. Februar 1877.

Lieber Freund!

Heut nur zu vielem Dank für Ihren Brief die Nachricht, daß ich morgen von hier auf einige Tage nach Leipzig gehe. Ich will meinen alten Freund u[nd] Verleger Hirzel[186]) begraben helfen. Er reiste vor einer Woche nach Halle, sich dort von Gräfe den grauen Star eines Auges operieren zu lassen. Die Operation mißlang, Entzündung, Kopfrose, gestern nacht verschied er, am Montag — wenn ich recht berichtet bin — wird er bestattet. Ich verliere mit ihm einen Vertrauten meiner Arbeiten u[nd] den ältesten meiner Bekannten in Leipzig. Auch für andere ist es ein Verlust, ein recht wesentlicher für die Literaturgeschichte, in welcher er als Sammler

und Kenner eine Autorität war. Er war ein geborener Schweizer, und die Mischung von Egoismus, Opferwilligkeit u[nd] Hingabe an ideale Interessen war in ihm immer eine etwas andere, als die landesübliche deutsche ist. Und wer ihm nahestand, fühlte darin zuweilen den Ausländer heraus. Denn im Grunde unterscheiden sich die Nationen nur dadurch voneinander, daß die erwähnte Bowle ihrer Gemütlichkeit bei jeder anders gemischt ist. Für mich waren die 24 Jahre unserer Verbindung die Zeit meiner Erfolge, u[nd] er hat einen wesentlichen Anteil daran, denn er verstand es, meine gemächliche Natur zu treiben. Das Geschäft führt sein Sohn Heinrich Hirzel fort, u[nd] ich denke, von dieser Seite wird mir nicht die Notwendigkeit einer Änderung erwachsen. Denn der Sohn war in strenger Schule u[nd] ist ein redlicher Knabe. Nach wenigen Tagen Aufenthalt in L[eipzig] gehe ich hierher zurück. Ich lasse in Leipzig die Ärzte über mir zu Gericht sitzen, sprechen sie mich von Italien frei, so verweile ich hier oder in Baden, bis Sie an den Rhein gehen. Diktieren Sie mir eine Reise, so breche ich demnächst auf. Sogleich nach meiner Rückkehr hierher melde ich mich.

Herzliche Huldigungen ins Haus, Ihnen alte Treue

Ihres

Freytag.

98.

Wiesbaden, 15. März 1877.

Lieber Freund!

Ich bin besorgt wegen Ihrer Affäre mit diesem rachsüchtigen Riesen Asprian,[187]) u[nd] ich vermag nicht von hier abzureisen, bevor ich diesen politischen Handel ausgetragen weiß. Ich hoffe, daß es in der Macht des Kaisers stehen wird, Ihnen die Entlassung zu verweigern. Aber ich lebe in Unruhe und bitte Sie um eine Zeile Nachricht.

Mich haben die Leipziger Ärzte gebieterisch für Capri oder Palermo reif erklärt, u[nd] ich sitze seit meiner Rückkehr aus dem Trauerhause Hirzels[188]) mißvergnügt hier, warmes Wetter in Italien erwartend.

Wie ein Blitz aus heiterem Himmel traf mich dieser Ausfall des Kanzlers, der durchaus nicht ruhen kann, bis er sich totgeschwatzt hat. Ich vermag seine Reden ohne empörte Proteste nicht mehr zu lesen, die Frechheit im Umbiegen der Tatsachen, das Schlottrige u[nd] Unsichere seines Gedächtnisses und die überall durchscheinende Gewissenlosigkeit, welche um augenblicklicher Wirkungen willen die Wahrheit preisgibt, werden unleidlich. Der Reichstag aber merkt endlich, spät genug, wie er als Säugling betrachtet wird, dem der Brei um den Mund gestrichen werden muß, damit er nicht schreie. Die Affäre mit Ihnen ist für den Kanzler schädlicher, als er selbst ahnt.

Ich weiß nicht, wie Ihnen die ganze Geschichte erscheint u[nd] welche Schritte Sie getan haben. Aber ich möchte Sie durch alle Kunstmittel alter

Freundschaft beschwören, gehen Sie nicht, wenn Sie es irgend vermeiden können. Tun Sie nicht ihm den Gefallen, dem Kaiser den Kummer, uns den Schaden an. Er hat noch zwei Jahre, dann ist er mit dem Reichstage fertig, u[nd] wahrscheinlich auch sonst. Überdauern Sie ihn trotz seiner Ungebärdigkeit.

In Treue u[nd] Sorge

Ihr

Freytag.

99.

Siebleben, 7. Juni 1877.

Lieber Freund!

Ich habe immer auf den richtigen Tag gewartet, um Ihnen zu Ihrem Geburtstag Glück zu wünschen, indes dauert mir die Geschichte zu lange, und ich will lieber vorher noch einmal treue Grüße senden.

Bevor ich nach Italien reiste — wahrhaftig widerwillig, wie Heinrich IV., als er gen Canossa zog —, wollte ich abwarten, wie Ihr Handel mit dem Kanzler verlaufen würde.[187]) Wären Sie abgegangen, so wäre ich statt zu Pius IX. zu Ihnen gekommen, um bei Ihnen zu fluchen. Als die törichte Geschichte leidlich in dem spannenden Kapitel abschloß, fuhr ich über die Alpen. Wozu? weiß ich selbst nicht. Es ist bei uns auch noch viel zu sehen, was man nicht kennt, die Luft ist stellenweis ebenso rein, und die Kochkunst nebst Wein nicht schlechter. Ich habe in diesen Monaten aber vieles gesehen, weniges erlebt, und bin zurückgekommen mit der Verwunderung, wie wenig auch die größten Eindrücke, welche Natur und Kunst in die Seele senden, für den jetzigen Italiener wertvoll sind. Wahrlich, jeder Steuerexekutor, welcher den Burschen zwingt, 30 bis 40 Prozent seines Einkommens an den Staat abzugeben, hat größeren Wert für Bildung und Sittlichkeit des modernen Italiens als Raffael und Dante, Palast Pitti, Pompeji und Vesuv miteinander. Es ist ein liebenswertes, aber sehr heruntergekommenes Volk, physisch und in seinem Charakter schwächer als die Deutschen; wir können uns an ihnen erfreuen und manches von ihnen lernen, aber wir müssen sie immer mit Nachsicht behandeln, wie Kinder. Wohl zumeist deshalb, weil sie ganz Privatmenschen sind; wo Pflicht und Zucht des Staates bessern und kräftigen muß, sind sie unerzogen, gemein, zuweilen widerwärtig. Auch mit der körperlichen Schönheit soll man nicht aufschneiden. Im ganzen ist das Volk schlecht genährt, man sieht sehr viele kranke Kinder; ich hatte Gelegenheit, in Bologna, Florenz, Rom und Neapel die Infanterie zu besehen, viele schwächliche und kümmerliche Leute, in Florenz bei einem Bataillon, das um 10 Uhr an kühlem Tage vom Übungsmarsch zurückkam, als Coda ein ganzes Rudel Marode. Viele sehen ganz stattlich aus, wenn sie sich auf den Stufen einer Kirche oder eines Palazzos dehnen und drapieren. Warum? Weil ihr bißchen Nahrung gerade ausreicht, sie als Nichtstuer zu erhalten. Im übrigen kam

mir das Volk viel fleißiger vor, als man ihm zutraut, auch in Neapel; ach, und es ist so arm und genügsam. Kurz, ich sage Ihnen, auf die Italiener als Bundesgenossen gebe ich gar nichts. Aber sie sind als Großmachtspolitiker ergötzlich.

Ich frug einige Professoren in Neapel: „Was also hofft ihr für euch bei dem Türkischen Kriege?" Und sogleich kam die ganze Speisekarte heraus: Welschtirol, Triest, Malta und vor allem, was mir ganz neu war, Tunis. Dies aber betrachteten sie gewissermaßen schon als Dependenz. In diesen Dingen werden sie noch schweres Lehrgeld zahlen, und zuweilen kommt einem der Zweifel, ob sie überhaupt die maßlosen pekuniären Opfer, die der neue Staat den einzelnen auflegt, auf die Länge ertragen werden. Vorläufig wirtschaften beide, Staat und Privatinteressen, einander gegenseitig herunter. Hält aber die schwache Lebenskraft des Staates aus, so werden die Menschen dort in wenigen Generationen durch die Steuern zu Staatsbürgern — schwerlich jemals durch ihre Waffen.

Dies das Resultat meiner Reise, welches ich, vom Urlaub zurückgekehrt, Eurer Admiralität ehrerbietig überreiche.

Und die Gesundheit? Lieber Freund, die ist durch die Reise nicht wesentlich geändert worden. Ich wäre ganz imstande und der reine Löwe, wenn der Atem nicht gar so schwach bliebe. Darein sich zu schicken, ist lästig. Jetzt sitze ich still hier und brüte über neuen Angriffen auf die Gemüter meiner Landsleute. Jeden Tag, wenn ich die Zeitungen lese, suche ich Sie und freue mich, wenn Ihre Schiffe abgehen, und bin vergnügt, wenn sie wiederkommen. Im übrigen lebe ich zwischen Milch und Mosel, unter blühendem Flieder, umflattert und umschrien von meinem kleinen Vögelvolk. Behalten Sie mich lieb, lassen Sie mich hören, wie es Ihnen im Amte geht, und im Hause. Treue Grüße

Ihres

Freytag.

Ich habe Moltkes Feldzug von 1828 und 1829 durchgelesen. Vieles, was er an Schwierigkeiten und Mängeln der russischen und türkischen Kriegführung hervorhebt, scheint auch jetzt zu hindern.

100.

Siebleben, 13. Juli 1877.

Lieber Freund!

Innigen Dank für Ihren treuen Glückwunsch! Ich verlebe den Tag, welcher für mich öfter da war, als er wiederkommen wird, in Gesellschaft meines Neffen Fritz, ganz still unter singenden Amseln und blühendem Jasmin. Heut ist mir gerade recht zumute, um Ihnen für Ihre Freundschaft Herzliches zu sagen, und Ihnen auch von meiner Freude über die guten, bei Ihnen verlebten Tage zu erzählen. Sie sind mir sehr gut bekommen, der berühmte Spaziergang mit dem Vexierbecher hat mir gar nichts geschadet,

obgleich ich heiß geworden war wie Krupps Öfen, und ich triumphiere jetzt über unsere Heldentat. . . .

Normann . . . muß am heutigen Tage die Kronprinzeß ins Seebad begleiten. Das Herz ist ihm, wie ich merke, sehr schwer. Man kann sich denken, weshalb. Auch Bismarck hat in einer Unterredung den Kronprinzen wegen des Friedens unruhig gemacht. Zu welchem Zweck? Denn woher uns ein Krieg kommen soll bei gegenwärtigen Aspekten, verstehe ich nicht. . . .

Da hat der redliche Mann Ötker von seinem Krankenlager in Bethanien aus den ersten Band seiner Memoiren[188]) veröffentlicht. Er ist ein durchaus reiner, uneigennütziger Politikus, ein Muster eines patriotischen Lokalführers. Aber es ist merkwürdig, wie wenig eine ungewöhnliche Summe guter Qualitäten unter Umständen berechtigt, ein Buch zu schreiben. Er war noch dazu Journalist, und doch ist der Band — außer den ersten Kapiteln — langweilig. Der Schriftsteller erscheint eitel, was er doch in Wirklichkeit nicht war. Und mit Schrecken entdeckt der Leser, daß er (Ö[tker]) im Grunde Lyriker war. Dennoch erweckt das Buch ernstes Mitgefühl, denn der Verfasser schrieb es mit Bleistift auf seinem letzten Lager.

Ich frage, wie wird dieses Wetter dem Östricher Wein bekommen? Doch wohl gut. Wenn Sie die vielen und riesenhaften Träubchen betrachten und als Hausvater das Quantum abschätzen, welches gekeltert werden wird, so wird Rußland allerdings gleichgültig, jedoch die Freunde, welche Neigung haben, auf der Bank am Kelterhause mit Ihnen den Wein auszutrinken, die sollen und dürfen Ihnen nicht gleichgültig werden. Darum bittet um Fortdauer alter Freundschaft mit herzlichen Huldigungen für Ihr liebes Gemahl u[nd] Hoffnung auf gutes Wiedersehen

Ihr treuer

Freytag.

101.

Siebleben, 15. August 1877.

Lieber Freund!

Großen Dank für Ihren Brief, und ganz besonders lustigen Dank für das Kistel. Nämlich, ich habe mich der Importierten entwöhnt, und wie ich jetzt wieder ein wirklich edles Blatt verdufte, merke ich sehr den Unterschied. Sie haben ganz recht, eine solche Zigarre erhebt über die Gemeinheiten des irdischen Lebens, sie macht stolz und ruhig, kurz, sie macht ethisch. Schön' guten Morgen, mein Oberadmiral.

Daß Sie in der Russen-Türkenfrage auch zu der einzigen anständigen Partei gehören, zu der Partei von den zwei Schwänzen,[189]) das konnte ich mir denken. Ich wußte es ja auch längst. Innerhalb dieser Partei kann man kleine Neigungen verstatten, dem einen ist zufällig der christliche Russe weniger antipathisch, dem anderen der polit[isch] unschädlichere Türke. Wie aber in Deutschland in der Presse, ja unter den Politikern vom Handwerk

Parteien bestehen können, welche, ohne reichsfeindlich sein zu wollen, leidenschaftlich russisch oder türkisch sind, das ist mir unverständlich, obgleich ich an die Rechthaberei, den Eigensinn und die vorgefaßten Meinungen unseres Publikums gewöhnt bin. Der beste Trost und die wahre Freude in diesem häßlichen Zersetzungsprozeß auf der Balkanhalbinsel ist doch immer, daß über und aus den leidenschaftlichen Forderungen der Streitenden der Weltgeist ganz still, vernünftig u[nd] naturnotwendig sich etwas Neues schafft, was zu der menschlichen Vernunft besser stimmt als das alte. Der Panslawismus ruiniert das unerträgliche Türkentum und bereitet die Balkanhalbinsel vor für eine christliche Kultur, welche doch noch für mehrere Jahrhunderte der Zukunft ein Durchgangspunkt zu höheren Bildungen sein muß, und der Panslawismus denunziert sich während dieser Arbeit selbst in seinen ungerechtfertigten Prätensionen u[nd] in seiner Hohlheit und bereitet den Kampf gegen sich u[nd] seine Beschränkung durch die anderen Nationalitäten vor. Freilich darf, wer solchem Ringen zusieht, dabei nicht die Hände in den Schoß legen; denn wahrlich, dieser Kampf geht uns Deutsche nahe genug an. Uns wird doch die Hauptarbeit zufallen, die slawischen Prätensionen zu beschränken. Und jeder einzelne Deutsche mag sich mühen, daß wir brav und tüchtig bleiben werden, damit wir in diesem künftigen Streit die Stärkeren sind.

Lieber Freund! Sie wollen die Flotte[190]) aus dem Mittelmeer zurückholen. Denken Sie auch ein wenig daran, daß sich wiederholen kann, was schon einmal da war? Heut kehrt die Flotte heim, u[nd] morgen entsteht wegen irgendwelchem Skandal ein allgemeiner Lärm, daß die Deutschen dort keine Seemacht zur Stelle haben. Wäre nicht möglich, außer den Kanonenbooten doch einen großen Bär dort zu lassen? Es ist ja mehr Renommage als wirklicher Nutzen, aber die Menschheit ist in diesen Dingen nervös, und der Marineminister darf nicht ganz gering achten, was ihm die Popularität erhält ...

102.

Leipzig, 14. Dezember 1877.

... Dazu die Unsicherheit in den politischen Verhältnissen Berlins. Man darf fragen, was ist noch fest? Hat die Kammerverhandlung über den Reptilienfond dem Kranken von Varzin[187]) die Galle aufs Neue aufgeregt, oder ist's Her[r]mann[191]) u[nd] die Hofpartei? Die glorreiche Erwähnung Ihrer Wirksamkeit in den englischen Zeitungen mag ebenso leicht schaden, als nützen. Denn der Kanzler ist auch neidisch auf fremden Ruhm. Bei alledem glaube ich, daß er ohne neue Veranlassung vermeiden wird, gegen Sie Front zu machen, ihm liegt jetzt anderes[192]) mehr am Herzen. Und immer wieder muß auch Ihnen gesagt werden, daß Sie noch auf Jahre hin für die Marine durchaus nicht zu entbehren sind; denn ich fürchte fast, wenn Sie an sich selbst denken, an die Unsicherheit der Stellung, den unablässigen Ärger mit Bismarck, die zunehmende Schwäche des Kaisers, die Hilflosigkeit

seines Nachfolgers, so mag Ihnen Ihre segensreiche Tätigkeit in der Stille oft verleidet werden, und der Gedanke liegt nahe, die ruhige Sicherheit eines Armeekorps vorzuziehen. Ihnen wäre der Rhein am liebsten, ich würde Sie am liebsten den Schlesiern gönnen, denn dort ist am meisten zu tun. Doch Westen wie Osten wäre ganz unsäglich schlimm für den Staat; denn Ihre Herrschaft zur See ist unsere beste Freude in dieser freudenleeren Zeit.

Die russischen Sympathien, welche Sie als Soldat haben, sind jetzt zur Genüge befriedigt; ja, ich hoffe, Sie teilen die Ansicht, daß der Erfolg wohl hätte langsamer kommen können. Denn unser zweiter französischer Krieg wird jetzt im Balkan geführt, er bleibt uns erspart, wenn die Russen so viel von ihrer Kriegslust und Überkraft einbüßen, daß ihnen ein Dutzend Friedensjahre Bedürfnis werden. Deshalb wäre zu wünschen, daß ihr Sieg schwer, langsam u[nd] spät käme. Ich fürchte, die Türken sind fertig vor der zweiten Kampagne.

Das letzte Heft des Generalstabswerkes ist doch gar zu mager. Von mir ist wenig zu sagen. Ich habe meine Arbeit länger ausziehen müssen als sonst, es sollen zwei Bände werden, u[nd] Schluß der „Ahnen";[193]) meine Gesundheit war in Siebleben recht gut, in der dicken Kohlenluft Leipzigs fühle ich wieder den alten Schaden und Mißbehagen. Ich soll wieder fort, wenigstens die kälteste Zeit. Doch werde ich höchstens bis zum Rhein gehen, nach Italien sicher nicht. Dieses Land hat mir zu viel alte Kunst, zu viel Natur u[nd] zu viel Deutsche ...

103.

Wiesbaden, 10. Januar 1878.

... Zu dem großen Ärger im Amte kommt jetzt noch der Hof- u[nd] Hochzeitsschwindel,[194]) bis zum Fackeltanz mit zwölf obligaten Ministern. Sie allein dürfen nicht striken, natürlich nicht; aber es würde mich sehr freuen, wenn alle zwölf [?] Minister sich zu einem oppositionellen Aktus aufschwingen könnten. Doch daran ist unter dem alten Herrn gar nicht zu denken; vielleicht ist es möglich, dem Cäsarismus des Kronprinzen dies Opfer abzuringen. Dereinst? Wann? Und welches Interesse werden wir an den künftigen Hochfesten des Kaiserhofes nehmen müssen? ...

... Das neue Projekt Bismarcks[195]) wird das Schicksal aller seiner Organisationsversuche haben: es wird etwas Halbes bleiben und an seiner Unfähigkeit zu kollegialem Zusammenwirken, wenn es überhaupt lebendig wird, in kurzem scheitern. Auch besorge ich nicht, daß der vorsichtige Bennigsen[192]) sich u[nd] seine Freunde leichtherzig preisgeben wird. Denn ihm wird der Entschluß schwer, und ich bin unsicher, ob ihm, dem Volkstribunen, überhaupt der Ehrgeiz nach der Macht eines Ministers innewohnt. Aber wenn der Kanzler jetzt dasselbe will, was die nationale Partei seit Jahren gefordert hat, Vereinigung der preuß[ischen] u[nd] [der] Reichsministerien — wie darf die Partei sich den Verhandlungen darüber entziehen? Sie haben recht, es

ist ihm seither alles mißlungen, weil er sich die guten Mitarbeiter entfremdet hat und in seiner Isolierung unter der Herrschaft jäher Einfälle steht; aber wie er einmal geworden ist, kann er nur durch sich selbst gestürzt werden u[nd] durch keinen anderen.

Deshalb merke ich mit der herzlichen Besorgnis eines Freundes, daß Sie in einer Stimmung gegen ihn sind, welche den Konflikt herausfordern möchte. Lieber Freund, seien Sie doch dauerhafter als er! Wenn mir jemals das Bedauern gekommen wäre, nicht in Berlin zu leben, so müßte es jetzt sein. Denn ich würde Ihnen unablässig in den Ohren liegen, Ihren Unwillen zu bändigen, dem Kanzler in ruhiger Haltung, versöhnlich, ja zuvorkommend zu begegnen. Bricht der Gegensatz aufs neue hervor, was nicht nötig ist, so muß alles Unrecht auf seiner Seite sein. Aber Sie haben auch Ihren Löwentrotz. Meinetwegen. Nur denken Sie zum Teufel auch daran, daß Sie beide Preußen sind, und daß es jetzt andere gibt, welche Sie gemeinsam zu hassen und zu hauen verpflichtet sind ...

104.

Siebleben, 25. April 1878.

... Ich denke, das begonnene Lebensjahr soll Ihnen Befreiung von den widerwärtigen Empfindungen schaffen, welche die letzte Vergangenheit Ihnen nicht erspart hat. Es ist doch alles anders gekommen, und in vieler Hinsicht besser, als Sie gedacht. Der große und vernünftige Gott unseres Lebens läßt den nicht im Stich, der redlich das Seine tut. Wo blieb der „große“ Kanzler mit seinem Zorn? Sein Haß hat sich zunächst nach anderer Richtung entladen,[196]) und die Ereignisse der vergangenen Wochen haben seinem Selbstgefühl und seinem Ansehen so tiefe Wunden geschlagen, daß ich hoffe, er hat eine heilsame Scheu erhalten, auch noch gegen Sie den Kampf aufzunehmen. Wie mir scheint, ist die öffentliche Meinung ihm gegenüber auf der Umkehr. Am meisten unter den Herren vom Landtag u[nd] Reichstag, und, was wohl noch bedenklicher ist, unter den Beamten aller Ministerien. Dort wird die Launenhaftigkeit u[nd] Willkür und der deprimierende Hochmut am bittersten empfunden, und es wird schon richtig sein, was mir gestern ein langjähriger Verehrer des Fürsten erzählte, daß ihn in Berlin nichts so betroffen gemacht habe, als die Abneigung und der Grimm der Ministerialbeamten, welche den Kanzler als großen Wauwau für das schädliche Gespenst der preußischen Verwaltung betrachten. In einzelnem hat er sicher gegen diese Herren der Routine recht, im ganzen ist dieser Widerwille eine wohlverdiente Verurteilung.

Es ist erfreulich, daß die Engländer jetzt Festigkeit[197]) zeigen. Ich habe nie das Geschrei der Presse über die engl[ische] Schwäche für berechtigt gehalten. Es ist einer Regierung u[nd] einem Volke, welches sehr verschiedene große Interessen und eine hohe Kultur zu respektieren hat, nicht in jeder Situation sofort möglich, eine großartige Haltung zu bewähren. Und die

Engländer sind schwerfällig und brauchen, wie ein alter angelsächsischer Backofen, viel Holz, bevor sie sich erwärmen, aber sie halten die Wärme. Die Russen haben sich durch nichts so geschadet, als durch die Mißhandlung Rumäniens. Wenn Fürst Karl imstande ist, fest zu bleiben, so wird er jetzt oder später in Wahrheit Gründer eines lebensfähigen Staatswesens, das als Pfahl im Fleisch der slawischen Tyrannis uns allen heilsam sein mag. Denn darüber braucht man sich nicht mehr zu täuschen: was die Russen an den Donaumündungen u[nd] in der Türkei auch neues stiften, sie stiften sich für spätere Zeit nur Gegner und werden — wider Willen — die Begründer eines neuen Lebens am Balkan, das sich gemäß den natürlichen geographischen Bedingungen seiner Existenz entwickelt. Zuletzt wahrscheinlich ein föderatives Staatswesen wird, mit oder ohne Auflösung Östreichs. Doch das hat Zeit bis zum nächsten Geburtstag . . .

105.

Wiesbaden, 6. Juli 1878.

. . . Ich habe kühle Tage hier u[nd] in Frankfurt verlebt, wo das Gastspiel der Meininger allerlei Belehrung gab, und bin im Begriff, noch von hier nach Nürnberg zu ziehen. Erst Mitte des Monats will ich wieder in Siebl[eben] sein u[nd] an die brachliegende Arbeit[201]) gehen.

Aber glauben Sie nicht, daß ich in diesem egoistischen Trübsinn mir die innige Teilnahme an den ernsten Zufällen, die Ihre Marine betroffen,[198]) vermindern ließ. Auch Sie hat das Geschick mit einer schweren Prüfung Ihrer Kraft bedacht. Und wenn auch anderes, was gleichzeitig eingetreten,[199]) die allgemeine Aufmerksamkeit abgelenkt hat, ganz werden Ihnen die Folgen des Unglücks nicht erspart bleiben. Denn die Geschäftigen des Reichstags werden nach Gründen bohren, um etwas zu sagen, und Ihre Leitung, welche so lange vom seltensten Glück begünstigt war, wird eben deshalb blöder Kritik nicht entgehen. Dennoch muß ich sagen, soweit ich die Presse kenne, daß gerade in der ersten Aufregung die Achtung u[nd] Scheu vor Ihnen sich bereits wirksam gezeigt hat, und es wird Ihrer Persönlichkeit leichter werden als jeder anderen, über das Geräusch wegzukommen. In Ihrem Gemüt aber werden Sie die größere Prüfung mit alter Tapferkeit überwinden. Der Feldherr handelt nach bestem Gewissen, der Erfolg steht unter Einwirkung vieler Gewalten, welche er nicht beherrschen kann.

Es war von Bismarck eine selbstmörderische Torheit, den Reichstag durch Neuwahlen problematisch zu machen. Und vollends die alberne Polemik der Offiziösen. Die Abneigung u[nd] Verachtung dieser Presse gegenüber ist so groß, daß ihre Angriffe die beste Hilfe der Liberalen sind, um ihnen über den Fauxpas beim abgelehnten Schutzgesetz[200]) wegzuhelfen. Es ist merkwürdig, daß der alte Junker, welcher in Bismarck steckt, auf eine bessere konservative Partei, als die nationalliberale trotz ihrer Juristerei ist, zu hoffen wagt. Jede Schwächung der liberalen Majorität ist eine Schwächung

des Reichstags, weil die Majoritäten beim Abstimmen zufällig werden, und also auch eine Schwächung des Reichskanzlers. Oder hofft er beim allgemeinen Wahlrecht auf eine Mehrheit adliger Gutsbesitzer u[nd] Landräte? Doch es ist fast unnütz, über die unsicheren Gedankensprünge, welche seine Verwaltungsmaßregeln charakterisieren, Glossen zu machen ...

106.

Siebleben, 15. August 1878.

Sie lieber, treuer Freund,

nehmen Sie herzlichen Dank für Ihre Einladung nach Östrich! Die Versuchung ist groß, und ich vermag ihr nur zu widerstehen, indem ich mich an den Gedanken klammere, bis vor Weihnachten in meiner Schreiberei[201]) etwas fertig zu bekommen. Denn nach langer Gleichgültigkeit u[nd] Abneigung gegen diese leichtherzige Tätigkeit bin ich endlich, spät im Jahre, wieder darüber geraten, habe den Schreiber täglich zweimal im Hause u[nd] einen roten Kopf. Noch ist unsicher, wie die Geschichte zu Ende gehen wird. Erlebe ich das Ende der „Ahnen"[198]), dann will ich noch einmal lustig u[nd] leichtsinnig werden wie ein Enkel, dann komme ich jährlich dreimal nach Östrich und trinke hinter Ihrem Rücken durch Anbohren mit Strohhalm zuerst das kleine Faß, dann das große aus, esse Ihnen alle Stachelbeeren weg und tätowiere mich am ganzen Leibe, um den Rheinschnaken jede Möglichkeit einer produktiven Tätigkeit zu nehmen....

Außerdem hat Siebl[eben] gerade Einquartierung, Ottos 94er auf zwei Tage; auch ich zwei Offiziere u[nd] Burschen. Nette liebe Leute, einer ein Kottwitz. An diesem Kottwitz kann man sehen, erkennen u[nd] lernen, wie gut es ist, wenn man sich mit Poeten gut stellt, u[nd] wie das Lob derselben noch späten Nachkommen frommt. Denn die Zeile in Kleists Schauspiel „Prinz von Homburg": „Wenn's nicht Hans Kottwitz aus der Priegnitz wär'" fiel mir aufs Herz, und ich setzte dem Nachkommen des alten K[ottwitz] meinen besten Burgunder vor.

Was uns aber Bismärckchen vorsetzen wird, das wird schwer zu verschlucken sein. Ich kann den Zorn über diese frevelhafte u[nd] perfide Auflösung[199]) nicht los werden; jetzt hat er einen Reichstag, bei welchem die Ultramontanen die relat[iv] herrschende Partei sind, d. h. in demselben Stärkeverhältnis wie in den früheren die Nationalliberalen. Nun haben diese letzteren sich als sehr unbequem u[nd] doktrinär erwiesen,[200]) aber sie haben doch das rechte Herz für die Sache.

Lieber Freund! Dies Jahr mit seiner Schießerei[199]) war eklich. Aber ohne Optimist zu sein, darf man sagen, es war für die Nation u[nd] vor allem für die Hohenzollern ein sehr heilsames und notwendiges Aufschrecken aus einer schlaffen Bummelei. Unsere Herren hatten sich wie Schauspieler, die immer auf dieselbe Rolle reisen, an die elenden Wirkungen bei Festessen,

Denkmälern, Hoffeierlichkeiten so gewöhnt, daß sie in Gefahr waren, ganz vor die Hunde zu gehen. Jetzt sind sie mit fürchterlicher Schnelle belehrt worden, daß unter einer dünnen Schicht von Blumensträußen u[nd] Festfahnen wilde dämonische Mächte ihnen gegen Existenz u[nd] Geltung wirtschaften, und daß sie, um sich selbst zu erhalten, nicht schale Redensarten nötig haben, sondern Arbeit. Möchte bei unserem Prinz[en] von Homburg diese Überzeugung vorhalten! ...

107.

Siebleben, 26. September 1878.

Lieber, teurer Freund!

Wenn ich immer mit festlicher Stimmung nach Östrich gekommen bin, diesmal würde ich doppelt gern kommen, und nicht Schwerfälligkeit, nicht Kränklichkeit sollten mich zurückhalten. Nur eins, dem ich nicht gebieten kann, hindert mich. Ich habe vor acht Tagen den Druck eines Buches[201]) begonnen und bin, wie seither immer der Fall war, mit dem Manuskript noch lange nicht fertig. Dadurch wird mein Dasein bis 1. Dezember ein sehr beschränktes, nicht nur die Tage, auch die Stunden sind zugemessen, und es bedarf der äußersten Konsequenz, wenn ich noch rechtzeitig vor Weihnacht fertig werden soll. Der Sommer hatte mir alle Lust zur Arbeit genommen, und das Leben war mir trödelhaft langweilig geworden. Erst spät habe ich wieder das Pflichtgefühl zur Arbeit gefunden, ich kann nicht sagen, die volle Freude daran. Wenn man älter wird, erscheint einem das Gaukeln vor dem Publikum recht abgeschmackt.

Doch nicht von mir darf heut die Rede sein. Lieber, treuer Freund, ich bin seit diesem Frühjahr unablässig in Marineärger und nicht ohne Sorge wegen Ihrer Stimmung. Sie sind lange in der Stellung eines Günstlings der Presse und der sogenannten öffentlichen Meinung gewesen. Aus häufiger Erfahrung weiß ich, daß man solchen Vorzug teuer bezahlen muß. Jetzt tritt der Rückschlag ein, und mein lieber, trotziger Held ist den Angriffen einer namenlosen Schar ausgesetzt und soll mit Waffen kämpfen, welche zu führen er nicht geübt ist. Wohlgemerkt, ich meine nicht, daß Sie mit Journalartikeln kämpfen sollen. Aber die Öffentlichkeit verlangt auch in anderer Richtung eine Methode der Kriegführung, die Ihnen bei Ihrem Wesen nicht geläufig ist. Zunächst wäre in den Tatsachen[198]) volle Offenheit wünschenswert, d. h. baldigster Entscheid des Kriegsgerichts mit vollständiger Veröffentlichung des vorläufigen Gutachtens, welches Sie angegriffen haben mit Ihren Gegenerklärungen und anderen Belegen. Dies ist unbedingt nötig. Und ich würde an Ihrer Stelle beim Kronpr[inzen] resp. Kaiser darauf bestehen, daß alles gedruckt wird, und wenn es noch so sehr gegen den Usus ist. Geschieht dies vor dem Winterreichstage und völlig, so ist in der Hauptsache nichts weiter nötig, und Sie sind in salvo. Geschieht dies nicht, so fängt im Winter der Spektakel von neuem an, und viel

unverschämter und ärger gegen Sie gerichtet. Und wenn Bism[arck] diese Gelegenheit benützt, um beim Kaiser oder Kronprinzen Sie aus Ihrem Amte zu bringen, so wird ihm das gelingen. Lieber Herzensfreund, nie Vertrauen auf Fürsten setzen! Der alte aber ist fester als der junge . . .

108.

Wiesbaden, 4. Januar 1879.

Lieber Freund!

Von Herzen Dank für Ihren Gruß und auch für die Prachtstücke aus der Havanna, durch welche hoffentlich in dem Raucher feine und außerordentliche Gedanken hervorgebracht werden. Daß das Buch[201]) Ihnen nicht mißfallen, ist mir eine große Freude, ich hatte wenig Liebe zu dem Stoff. Am schlimmsten war es bei der zweiten Geschichte. Zwar die Schilderung des Garnisonlebens und der Soldatenwirtschaft, für welche ich durch Lektüre und frühere Arbeit allerlei gefunden, lockte mich. Aber die Zeit ist zu schlecht. Daß das Schicksal anständiger Leute zuletzt von der Laune, Stimmung, den Zufällen eines kleinen Tyrannen, der sehr wohlmeinend, aber sehr verbuttet ist, abhängt, erschwert dem Erfindenden, welcher einen schönen Eindruck nach Möglichkeit zu erstreben hat, das Geschäft sehr. Nur durch eine lustspielartige Haltung wird das Verhältnis leidlich, in Wirklichkeit würden solche Zustände uns allen unerträglich sein.

Doch ich will zum neuen Jahr nicht von meinen gebackenen Birnen reden, sondern von den Ihrigen! Liebes Herz, ich wünsche Ihnen Glück, daß das dumme Jahr 78 vorüber ist . . . Bei alledem war auch für uns, die wir zu den Erfahrenen zählen, das Verhalten der Presse u[nd] des Publikums ganz erstaunlich u[nd] widerwärtig. Es scheint, daß alle Völker von Zeit zu Zeit Betörungen verfallen, welche an Verrücktheit streifen. So war die plötzliche Aufregung gegen einen Liebling, gegen Ihre Marineleitung. Freilich wäre der Paroxysmus geringer gewesen, wenn nicht die Kanzlerbande die Gelegenheit benützt hätte. Aber der alte Gegner hat sich selbst zum Schluß des Jahres sein Spiel verdorben. Für seinen Niedergang ist der neue schutzzöllnerische Einfall[202]) wohl entscheidend. Die Trennung von dem Kern der liberalen Partei ist jetzt erklärt, und alle Erinnerung an alte Größe wird nichts mehr verfangen; denn in Geldsachen hört die Gemütlichkeit auf. Die nationale Partei hat viel Schwäche u[nd] Unklugheit bewiesen; dennoch enthält sie einen so großen Teil der Intelligenz u[nd] auch der polit[ischen] Arbeitskraft, daß ohne ihre Unterstützung auf die Länge nicht mehr die Geschäfte zu führen sind. In der Partei aber ist Bennigsen mächtiger als je; während der letzten Sitzung wollten Forckenbeck, Stauffenberg, Lasker sich trennen u[nd] nach links frondieren. Aber sie haben nicht mehr als etwa zehn Stimmen für sich gewonnen, u[nd] der Aufstandsversuch scheiterte an der einmütigen Haltung der Parteigenossen. Bei diesen ist mein alter

Stephani[203]) einer der Chorführer. Auch Ihnen treu zugetan, u[nd] ich empfehle ihn Ihnen für den Fall, daß Ihnen eine private Kommunikation mit den Liberalen wünschenswert werden sollte.

Sie sehnen sich mit Grund nach Ruhe. Lieber Freund, wenige Menschen haben diese so um den Staat verdient als Sie. Aber ich denke, Sie würden bei Ihrer Kraft auf die Länge eine Tätigkeit doch schwer entbehren. Gar nicht erwähnen will ich, wie schwer die Nation Sie entbehren könnte.

Bleiben Sie im neuen Jahr mir zugetan. Ich sitze für einige Wochen hier, auszuruhen. Meine Lunge ist nicht in Ordnung, aber ich denke, die Sache wird sich noch eine Weile halten u[nd] bin um mich selbst nicht in Sorgen. Grüßen Sie herzlich Ihr liebes Gemahl. Im neuen Jahr mit alter Treue

Ihr

Freytag.

109.

Wiesbaden, 17. März 1879.

Geliebter Freund!

Sie können sich denken, daß ich in diesen Wochen mit größter Spannung den Verhandlungen im Reichstage gefolgt bin. Die Entfernung von Berlin machte mir leider unmöglich, die Zeit der Reichstagsdebatte[204]) zu erfahren, u[nd] ich mußte mich begnügen, über diese Verhandlung selbst im „Neuen Reich" zu berichten u[nd] heftigen Gefühlen parlamentarischen Ausdruck zu geben. Solange ich in der Schreiberei lebe, ist mir doch eine so alberne und dabei so erfolgreiche Agitation nicht vorgekommen als das Geschwätz über Ihre Marineleitung. Diesen Unsinn vermag ich nicht länger zu ertragen, und ich bin entschlossen, das Mönchsgelübde journalistischer Enthaltsamkeit, das ich vor einigen Jahren abgelegt, zu brechen und wieder ins Feld zu ziehen. Sie selbst aber bitte ich in Treue, sich durch dies böswillige Geschwätz nicht mehr stören zu lassen, als unbedingt nötig ist. Es hat durch seine Maßlosigkeit bereits eine Reaktion hervorgerufen. Aber es ist doch schändlich u[nd] sehr demütigend für uns alle, daß die dankbare Anerkennung, welche mein Freund von den Deutschen sich verdient hat, so plötzlich u[nd] grundlos vergessen wird. Wir haben den Franzosen nichts mehr vorzuwerfen. Elende Buschkos! Und dieser kleine Lasker, welcher nur mit einem Teekessel verglichen werden kann. Steckt man unten mit einem Schwefelholz an, so bollert und brodelt es unter der Mütze heraus.

Sie werden unterdes den kleinen Artikel im „N[euen] R[eich]" erhalten haben, ich mußte ihn leider ohne alles Material schreiben, u[nd] es ist mir schwer geworden, ihm die kühle Temperatur zu geben, welche nötig war, damit er als ruhiges Urteil eines, der als Unparteiischer redet, die wünschenswerte Wirkung ausübe. Es wäre mir für die Zukunft lieb, wenn Sie mir Ihre gedruckten Vorlagen an den Reichstag, Marineetat usw. zuwenden

könnten. Sie wissen, daß Sie meiner Diskretion vertrauen dürfen. Ich könnte sie, falls Ihnen die Sache Umstände macht, allerdings im Notfall von Stephani[203]) mir senden lassen; doch behielte ich sie lieber, dem Abgeordneten muß ich sie zurücksenden ... Es ist dumm, daß ich nicht in Ihrer Nähe bin, denn in Preßangelegenheiten könnte ich Ihnen nützen. Sie sind darin nur ein kleiner nackender Amor, der seinen Flitzbogen nicht recht zu brauchen weiß.

Im übrigen läuft das Staatsschiff schnell genug; zuweilen wird einem die Notiz gegönnt, daß eine Klippe im Fahrwasser vorhanden war, an die wir jedenfalls angestoßen wären, wenn wir nicht so gut geführt würden ...

110.

Wiesbaden, 21. März 1879.

Lieber Freund!

Von Herzen wünsche ich Ihnen Glück zu der überstandenen Etatsberatung und zu dem, was sich voraussichtlich daran knüpfen mußte. Ich habe mit einer Unruhe, die Ihnen, der Sie nur des Sonntags einmal Journalist waren, sehr überflüssig erscheinen wird, diesen letzten Sturm abgewartet, der Ihren Neidern und Gegnern Gelegenheit bot, Ihnen wehzutun. Es ist alles leidlich gut abgegangen, und Werner[205]) mag fernerhin hier in seiner Muße Vorlesungen zur Rettung Schiffbrüchiger vor unzufriedenen Pensionierten halten, seinen Kampf gegen Sie hat er verloren. Dazu auch ein anderer,[187]) der sich freilich jetzt mit der Verbissenheit eines Holzwurms in andere dicke Bretter hineingearbeitet hat, die ihm schließlich zu hart sein werden. Aber ich muß doch sagen, solange ich der Öffentlichkeit zuschaue, hat es niemals eine Agitation gegeben, welche so plump und böswillig gegen eine Person improvisiert wurde als die des letzten Halbjahres gegen Ihre Marineleitung. Messen Sie die Dankbarkeit der Nation nicht nach der Lebhaftigkeit, mit welcher die Intrige gegen Sie abgespielt wurde, der gesunde Sinn und das Billigkeitsgefühl haben beizeiten dagegen reagiert, und Sie verdanken diesen deutschen Eigenschaften bereits jetzt eine — wenn auch noch sehr unvollständige — Würdigung Ihrer Verdienste durch die Majorität des Reichstages.

Der gegenwärtige Kampf um die Zölle, welcher mit einem unerhörten Leichtsinn in Szene gesetzt wurde, ist mir ganz recht. Denn er zwingt fast jedermann, Partei zu nehmen, und er regt in der Nation nicht nur alle Interessen des Geldbeutels, sondern, was wichtiger ist, auch eine Teilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten auf, welche uns aus der Stagnation der letzten Jahre heraushebt, wenn auch die erste Folge zuvörderst Verwirrung der Parteien ist. Möglich, daß dem Kanzler gelingt, aus den Ratlosen eine Majorität für sich zu gewinnen. Aber er hat eine Bewegung aufgeregt, welche nicht mehr stillstehen und im Volke eine größere Selbständigkeit auch ihm gegenüber hervorrufen wird.

In diesen Tagen habe ich die Lektüre des Bandes von Treitschke[206]) beendigt. Erlaubt es irgend Ihre Zeit, so übersehen Sie das Buch nicht. Uns Ältere stört zuweilen die rhetorische Unruhe, auch ist er zu warm für sein Preußen, um kühle Leser zu überzeugen; aber die Festigkeit und kühne Energie seines Urteils erfreuen und erfrischen doch sehr. Es ist nicht möglich, für Friedrich Wilhelm III. eine bessere Apologie zu schreiben und Blücher und Gneisenau edler zu würdigen, als er getan. Das Werk atmet so viel Vaterlandsliebe, Frische, fröhliches Vertrauen, daß es in diesen Jahren eine wahrhaft gute Tat ist.

Von mir ist eigentlich wenig zu sagen; ich suche still ein Unrecht gutzumachen. Wenn Sie zufällig hören sollten, daß ich geheiratet habe, so widersprechen Sie nicht. Ich habe dieser dramatischen Aktion mich unterzogen, wahrlich nicht, um mich bequem einzurichten, sondern weil ich eine liebe Kranke, die durch mich Mutter und dazu trübsinnig geworden ist, nach Vermögen aus ihrem verlassenen Status herausbringen wollte. Die Schwierigkeit war mein Alter, und daß meine Frau zirka dreihundert Jahre jünger ist als ich, denn sie steht als ein Kind aus dem Volke ungefähr auf dem Standpunkt einer tüchtigen Patrizierin aus dem Jahre 1579 nach Sprache, Sitte, Weltanschauung. Und ich dürfte mich fragen, ob ich nach früheren Schicksalen[170]) noch die Kraft hätte, mit einem erkrankten Gemüt zu verkehren, und ferner, ob ich meiner Bücherschreiberei durch Übernahme ernster Privatpflichten nicht schaden würde. Das erste Bedenken habe ich unserem Herrgott zur Entscheidung überlassen, dem wir alle einen Tod schuldig sind, und das zweite ist überhaupt Schwindel. Erst Ordnung im Hause, dann auf dem Markte. Es wäre mir lieb, wenn Sie derselben Meinung wären. Im übrigen ersehne und bitte ich für mich, daß Sie dadurch nicht an mir irre werden[207]) und mir Ihre Freundschaft bewahren. Sie mögen sich denken, daß mir gerade jetzt nicht weniger daran liegt als immer.

Ihrem lieben Gemahl meine herzlichen Huldigungen, Ihnen alle Liebe und Treue

Ihres

Freytag.

111.

Wiesbaden, 2. Dezember 1880.

Mein lieber Freund!

Es kommt mir vor, als ob morgen Ihr Geburtstag wäre. Empfangen Sie dazu die herzlichen Glückwünsche Ihres alten Getreuen. Eine unfreundliche Zeit ist vergangen, Sie sind Sieger geblieben gegenüber rohen und plumpen Angriffen — was mir übrigens niemals zweifelhaft war —, und ich wünsche und hoffe für Sie noch viele Jahre erfolgreicher und ruhmvoller Tätigkeit. Gutes Glück für Sie und die Ihrigen, lieber Mann. Denn ein Mann sind Sie für den Staat und sein Fürstengeschlecht, und diese edle

Qualität soll auch die Nachwelt an Ihnen rühmen. Sie ist unter Ihren Kollegen selten geworden.

Ich denke heut Ihrer fröhlich und mische ungern eine ernste Betrachtung in den Huldigungspunsch, den ich in der Stille zu Ihrem Geburtstag brauen möchte. Aber der Gedanke drängt sich gebieterisch auf, daß die Zahl der bewährten Führer in Krieg und Frieden mit reißender Schnelligkeit abnimmt. Auch Goeben[208]) ist uns verloren. Da gilt es, mit denen, die uns geblieben sind, hübsch zu tun. Und wenn ich Sie vor mir hätte, würde ich Sie streicheln und loben, wie Sie es um uns verdient haben.

Durch die Handlung Hirzel werden Sie den neuen Band der Ahnen[209]) erhalten. Er wird alle Erwartungen täuschen, und der Autor wird jetzt dafür bezahlen, daß das Publikum dem Unternehmen so lange und so große Gunst zugewendet hat. Die Freunde werden billig berücksichtigen, daß die Zeit der Handlung möglichst ungünstig geworden ist. Jene Jahre vor und während der Freiheitskriege und vollends die Periode bis 1848 eignen sich noch nicht recht für die besondere Verbindung von Geschichte und Erfindung, welche den Ahnen einmal als Signatur anhängt. Ich habe nur eine Befriedigung gehabt, daß ich Gelegenheit erhielt, einem Mann, dem wir Schlesier viel verdanken und der ganz unbekannt geblieben ist, dem Grafen Götzen, ein kleines Denkmal zu stiften.

Können Sie mir Glück wünschen, daß ich mit dem Werke, das mich seit acht Jahren beschäftigt hat, leidlich zu Ende gekommen bin, so bin ich vollständig zufrieden. Wir wollen jetzt auf etwas anderes denken.

Seit fast acht Tagen bin ich von Siebleben fort und über Leipzig hierher. Die [kronprinzlichen] Herrschaften habe ich noch nicht zu sehen gesucht. Daß sie lieber wo anders sind als in Berlin, verdenke ich ihnen nicht. Aber sie sind nicht in der Lage, aussuchen zu dürfen, wo es ihnen am besten gefällt.

Ein kluges Buch von einem gescheiten Mann ist mir an diesem Tage durch die Hände gegangen: Jolly, „Der Reichstag und die Parteien". Er hat freilich kaum nötig, unserem Parteileben Bescheidenheit zu empfehlen, wir sind noch sehr weit von dem sogenannten parlamentarischen Regiment, und die glückliche Mischung: tüchtige, sachverständige Beamte als Regierende und ein patriotischer Reichstag als Kontrollinstanz, hätten uns noch lange befriedigt und den politischen Forderungen der Nation genügt, wenn nicht ein Gewisser durch sein tyrannisches und launenhaftes Dreinfahren das höhere Beamtentum vollständig desorganisiert und in seiner Geltung vermindert hätte. Bismarck ist es, der auf Umwegen und wider Willen die Tyrannei des Reichstages und das Majoritätenregiment dem Volke aufzwingen wird.

Noch einmal, seien Sie von Herzen begrüßt, beglückwünscht, angebunden und bekränzt. Richten Sie Ihren lieben Damen meine Huldigungen aus und bleiben Sie gut

Ihrem getreuen

Freytag.

112.

Leipzig, 19. April 1881.
Hotel Hauffe.

Geliebter Freund!

Herzlichen Glückwunsch und nieder mit allen Feinden! Ich dachte mir wohl, daß Sie zum Fest nach Östrich streben würden, und es ist mir ein froher Gedanke, Sie zu Ihrem Ehrentage dort zu wissen, wo Ihre Rosen blühen und der selbstgekelterte Wein im Fasse reift. Dies letzte Jahr war ein siegreiches, und ich denke, Sie werden mit Befriedigung darauf zurücksehen. Sogar der böse Kater hat seine Krallen eingezogen, und es war vielen eine heitere Zeitungsnotiz, daß Sie auf seiner Soiree nicht verschmäht hatten, sein Bier zu kosten. Hoffentlich wird der Waffenstillstand Dauer haben, denn er hat sich seither Gegner genug gemacht, die ihm Gelegenheit geben, sich zu ärgern. Wie gern säße ich zum 20. neben Ihnen. Aber es ist mir in diesem Winter mit der Gesundheit nicht gut gegangen, die Atmungsbeschwerden wurden bedrohlich, und, wie Brenneke sagt, der Pust ging mir aus. Da entschloß ich mich kurz, eine Kur zu versuchen, die ich schon lange mit den hiesigen medizinischen Freunden besprochen hatte. Seit vier Wochen sitze ich hier und lasse mich mit verdünnter Luft usw. behandeln; die Sache ist nicht übel, es geht besser, die Fähigkeit zu arbeiten kehrt mit den kräftigeren Atemzügen zurück. Ich bleibe hier, solange es die bevorstehende Messe erlaubt, dann gehe ich zu Frau und Kind zurück und nehme sie mit in irgendeine Berggegend, wo ich den Sommer über atmen soll. Sobald ich nach Wiesb[aden] zurückkehre, melde ich mich bei Ihnen....

In der Politik kümmert mich mehr als Rußl[and] und Frankreich die Wirtschaft in Östreich. Noch beim Beginn des letzten Türkischen Krieges konnte man fragen, ob der Bundesstaat oder Staatenbund, welcher sich künftig aus den kleinen Nationalitäten an der unteren Donau zusammenleimen wird, weil er muß, den Namen Östreich und den Kaiseradler führen wird oder den einer freien Konföderation. Jetzt ist, wie ich fürchte, diese Frage bereits gegen Östreich entschieden. Und wir selbst, die wir alles anwenden möchten, um Östreich zu erhalten, haben ihm 1866 und 1870 den tödlichen Stoß gegeben. Seitdem vermag sich die kais[erliche] Familie nicht mehr auf das Deutschtum zu stützen und schwankt unsicher zwischen Magyaren und Slawen. Mir scheint ihre Existenz in vielem unsicherer als die der Nachfolger Peter[s] des Großen ...

113.

Wiesbaden, 19./21. Juni 1881.

Lieber Freund!

Ich freue mich, Sie in der Nähe zu wissen. Auch für Sie, daß Sie dem Staub unseres lieben Babels enthoben sind. Ihrer Einladung würde ich zur Stelle Folge leisten, wenn ich nicht gerade in Hauseinrichtungsarbeit,

Umzug u[nd] Verkaufsoperationen steckte. Ich habe nämlich ein größeres Gartenhaus — Hainerweg 12 — gekauft, als Winter- u[nd] Frühlingsaufenthalt; leider mußte ich das neue Haus kaufen, bevor das kleine alte verkauft war. Und ich bin jetzt dabei, dies durchzusetzen mit Hilfe eines redlichen Agenten. Zum ersten Juli sollen wir das neue übernehmen.

Da nun auch Sie in den nächsten Tagen Räumerei haben u[nd] ich vielleicht in den nächsten Tagen auf einen Tag nach Siebleben muß, dort befindliche Möbel in Bewegung zu setzen, so erbitte ich Lizenz, erst nach vollendetem Umzuge bei Ihnen sichtbar zu werden. Unterdes soll mich in dem unerfreulichen Wirrwarr des Ziehens der Gedanke an ein gutes Wiedersehen trösten. Ich wünsche ja niemandem Böses, am wenigsten ein Verhängnis, das vom irdischen Licht scheidet. Aber ich vermag die Ansicht nicht loszuwerden, daß der Kanzler, wenn er den alten Herrn überlebt, ein Verhängnis für den Nachfolger zu werden droht. Denn wenn ein Thronwechsel ihn im Amte findet, so ist kein Zweifel, daß er trotz allebem den neuen Kaiser unterkriegt, und daß die Auflösung u[nd] Generalkonfusion in den höheren Beamtenkreisen, das Strebertum und die launenhafte Willkür in der Staatsregierung zum größten Schaden für die Hohenzollern und für die Nation perennierend werden.

Ich schreibe jetzt zornige Journalartikel in die Luft, statt etwas Besseres zu denken, und es kann wohl sein, daß der alte Journalist noch einmal zum Vorschein kommt und daß auch mein Verhängnis wird, unter den Mißklängen des Tages mich auszuleben.

Mit der Aussicht, Sie, lieber Freund, wiederzusehen, und vielen herzlichen Empfehlungen an höhere Weiblichkeit des Hauses

Ihr

getreuer

Freytag.

114.

Wiesbaden, 28. Juli 1881.

Lieber Freund!

Ihre Geburtstagswünsche kommen jederzeit zurecht. Sie wissen ja, daß ich zu dem Verein gehöre, welcher die leidige Gewohnheit, einen bestimmten Tag als Geburtstag zu feiern, als überwundenen Standpunkt mißachtet. Ich wünsche endlich einmal eine Flasche von Ihrem Östricher vorgesetzt zu sehen; denn bis jetzt bin ich mit diesem Getränk immer vertröstet worden, und mir ist nur das Fässel gezeigt. Wenn ich Ihnen erkläre, daß ich auch heut noch nicht ausgezogen bin, so bitte ich, diese Seßhaftigkeit nicht als überkonservative Beharrlichkeit zu deuten. Es war in dem neuerworbenen Hause allerlei zu ändern, u[nd] ich habe meine freien Stunden fast ganz auf dem Marsch von einer Behausung zur anderen verbracht.

Also ich komme mit Freude Sonntag,[210]) die Stunde erlaube ich mir noch zu telegraphieren. Oft habe ich nach Östrich hinübergeschaut.

Mit treuen Huldigungen für höhere Weiblichkeit

Ihr

alter getreuer

Freytag.

115.

Wiesbaden, 27. Oktober 1881.
Abends.

Geliebter Freund!

Es ist eine miserable Zeit. Die Menschen fallen von allen Seiten um wie die Kegel. Jede Zeitungsnummer meldet den Sturz eines Bekannten ...

Von Ihnen aber fordere ich ein ganz anderes Benehmen. Sie habe ich für 90—100 Jahre ausgewählt, und Sie sollen sich weder überarbeiten noch durch Ihren Most u[nd] Federweiß umbringen, wozu Sie nach den bacchantischen Andeutungen Ihres Briefes große Lust zu haben scheinen. Bilden Sie sich ein, daß Sie bei der Weinlese ausschweifen dürfen mit Traubenschneiden, Ausquetschen u[nd] Kosten, weil Sie den Schwarzen Adler erhalten haben?

Diese Krönung des Gebäudes verlangt allerdings eine Erörterung. Lieber Mann! Sie sind jetzt in der beneidenswerten Lage, daß Ihnen die Fürsten nichts mehr geben können. Warum? Sie haben alles. Denn ich will nicht hoffen, daß Sie auch noch Kanzler werden wollen oder zwei Schildwachen vor Ihr Häusel haben ...

116.

Wiesbaden, 31. Oktober 1881.

Lieber Freund!

In diesen Tagen hätte ich mich bereits gemeldet, wenn mir nicht ärztliche Vorschrift die Tür verschlossen gehabt. Ich bin sonst als Mitmensch noch nicht verächtlich, aber kalte Nordost- u[nd] -westluft will die Lunge nicht leiden. Deshalb sitze ich unzufrieden in der Stube u[nd] absolviere die unvermeidlichen Gänge in der Droschke. Ich werde schreiben, sobald ich kommen darf.

Unterdes gratuliere ich in Gedanken uns zu dem Ausfall der Wahlen.[211]) Und zwar ernsthaft. Da der Kanzler uns alle zu Mitschuldigen seiner Taten gemacht hat, denen ihr Anteil an Segen u[nd] Fluch seines Erdenlebens voll zugemessen werden wird, so ist ein Glück, daß die Wahlen so ausgefallen sind. Sie sind für ihn, unser Volk u[nd] für das Ausland ein Symptom, daß die Herrschaft des einen, welcher der Nation sein Bild u[nd] Gepräge aufgezwungen hat, nicht unbedingt ist und ihrem Ende naht.

Die sogenannten Konservativen sind gerade so gut weggekommen wie sie verdienen. Da wir in Wahrheit kaum eine konservative Partei unter den sogenannten Konservativen haben, sondern Strohköpfe oder Streber es sind, welche jetzt die Ehre dieses Namens behaupten, so ist ganz in der Ordnung, daß die Wähler ihnen ihre Nichtachtung bewiesen haben. Die geistvollen Aperçus des alten Junkers Bismarck über Sozialismus, Zölle u[nd] Steuern haben nur die Feinde des Reiches gestärkt und den Schwerpunkt des Liberalismus nach links, in die unfruchtbare Negation verschoben. Mit diesem Reichstag wird wenig zu machen sein. Wenn das Fahrzeug seine Richtung ändert, tritt ja wohl immer ein Moment toter Untätigkeit ein. Ich hoffe, wir werden den Kanzler jetzt für das Innere los, vielleicht ganz ...

117.

Wiesbaden, 6. November 1881.

Geliebter Freund!

Der Wind hat umgeschlagen, aber mein Lungenkatarrh hält mich noch im Hause fest. Es ist keine Krankheit, und das Hemmnis um so widerwärtiger ...

... Der Ausfall der Wahlen[211]) hat die zu erwartenden Folgen gehabt. Zuerst hat der Kanzler seine Presse als ungeschickt angeschnaubt, dann einen Juden zu Tisch geladen u[nd] sich gegen die Antisemiten erklärt. Dies auch sogleich an die Öffentlichkeit adressiert. Aber diese Künste haben viel an ihrer Wirkung verloren; man kennt jetzt ziemlich überall die Mischung von Löwe, Wolf u[nd] Fuchs, welche in der Seele dieses dramatischen Charakters vereinigt sind. Der beste Erfolg der Wahlen ist der, daß sie eine gewisse Emanzipation von dem übermächtigen Einfluß des Kanzlers auf die Gemüter darstellen. Spät u[nd] langsam erkennen die Deutschen, daß der Mann, dem sie nach deutscher Art alles Große u[nd] Gute angedichtet haben, nicht alle Eigenschaften eines Biedermannes besitzt; diese Erkenntnis ist leidig, aber sie war sehr nötig. Denn Seele und Leben einer Nation dürfen nicht lange von dem Gemüt und Gewissen eines einzelnen abhängen und in ihrem wichtigsten Inhalt durch die Selbstherrlichkeit e i n e s Mannes geleitet werden. Das Volk bezahlt solche Herrschaft zu teuer, wie groß auch der Fortschritt sei, den der eine ihm bereitet hat. Die Zeit, wo die Größe des einzelnen u[nd] die Lebensbedürfnisse der Nation in feindseligen Kampf kommen, ist nach 350 Jahren wieder einmal bei uns eingetreten. Wir aber erbitten von dem guten Geist unseres Volkes, daß die Einbuße, welche solchem Kampf zu folgen pflegt, nicht allzu groß sei.

Auflösen kann der Kanzler den Reichstag nicht, er müßte denn ganz toll werden, oder Eugen Richter u[nd] Virchow zu große Dummheiten machen ...

118.

Wiesbaden, 10. November 1881.

Geliebter Freund!

Ich bin immer noch interniert, einfältigen Hustens halber, und sehe aus meinem Fenster hinüber nach der Gegend, wo Sie noch weilen. Es war diesmal recht dumm u[nd] ungelegen, daß ich mich in Arrest setzen mußte. Zumal ich bis dahin mich tapfer gehalten hatte und meine Freude am Dasein nicht so gering ist, wie des Kanzlers Freude an seinem Amte, dessen melancholische Aufkündigung sich mit Sicherheit voraussetzen ließ. Diese Theaterstreiche ziehen nicht mehr ...

Ich möchte Ihnen gern ein Zeichen treuer Gesinnung herübersenden, aber ich habe noch nichts fertig, obgleich ich nicht ganz müßig war ...

119.

Wiesbaden, 11. Januar 1882.

Lieber Freund!

Ich muß Ihnen sogleich antworten, damit nicht diese Antwort in das lange Register Ihres treuen Freundes, aber faulen Briefschreibers geschoben wird. Also herzlichen Dank für Ihren Gruß! Auf die düsteren drei Mementi habe ich drei tröstliche Bemerkungen. Ad 1. Was lange währt, wird gut. Wenn ich nur erst wüßte, was? Denn ich arbeite zwar, aber an den sogenannten „Sämtlichen Werken“. 2. Ihre Zigarren machen mir allerdings jederzeit Freude. Es ist sehr ehrenvoll, gewissermaßen Marinezigarren zu rauchen, obgleich ich gegen diesen Bote u[nd] Bock einen starken Einwand zu erheben mich nicht bemüßigt fühle, aber könnte. Jedoch, lieber Freund, die Zigarre ist ein überwundener Standpunkt, ich erwarte jetzt von Ihrer Liebenswürdigkeit Überraschungen mit chinesischer Tusche — Schwalbennester wünsche ich weniger, wegen mangelhafter Köchin. Aber seit Sie mit Ihrem Freunde Fu-Ping-Ting (ich muß kleiner schreiben) das berühmte Schiff Su-Sing-Schling getauft haben und wahrscheinlich nie ohne Pfauenfeder auf der Hausmütze Ihr Frühstück einnehmen, den Drachenorden in Sicht —, seitdem haben Ihre Freunde eine entsprechende Behandlung durch Mandarinenpunsch u[nd] andere fremde Produkte zu erwarten. Denn, glauben Sie mir, es gehört zu den größten Genüssen des Daseins, seine Freunde an den eigenen Erfolgen zu beteiligen. Was endlich Ihren dritten Trauerpunkt betrifft, so teile ich Ihre Gefühle. Aber das Karnickel[212]) mußte sterben, er kostete mehr, als er einbrachte und, was eigentlich entschied, in Leipzig [und] Umgegend war kein Redakteur zu finden. Das Blatt war nicht in meinem Sinne zu redigieren. Zuletzt stellte sich gar Bismarcksche Bewunderung ein. Da überlegte ich, daß ich in diese Gesellschaft nicht mehr paßte, und als der unsichere Verleger anfrug, gab ich selbst ihm den Sterbebrief. Seitdem wandle ich als römischer Vater, der sein Kind auf dem Altar des Vaterlandes

geschlachtet hat, düster in meine Toga gehüllt. Ich schrieb nicht hinein, aber jetzt fehlt mir was, und ich stehe nicht dafür, daß ich nicht noch ein neues gründe. Wäre es auch nur, um Bismarcken mit Artigkeit zu behandeln.

Gut. Da wären wir wieder bei diesem Kerl angekommen, bei dem alles aufhört. Doch will ich ihn heut nur für eins verantwortlich machen. Sie schreiben mir, daß Sie vor einer Krisis stehen. Natürlich ist er dabei irgendwie beteiligt. Sollte dieser verfluchtige Nußknacker sich aber unterstehen, alte Feindseligkeiten jetzt zur Tat zu führen? Er steckt selber in einer Krisis, die größer u[nd] schwerer für ihn ist, als seine Freunde ahnen.

Also ein Schwarzer Adler[213]) hat an den anderen geschrieben. Es scheint mir, daß zwischen den Herren von diesem Vogel eine stille Freimaurerei eingerichtet ist, zumal nachdem dieselben feierlich eingeweiht sind, was Ihnen übrigens noch gar nicht zuteil geworden. Wozu will Manteuffel wissen, wer jenen Artikel geschrieben hat? Will die alte Kokette jetzt vielleicht einen Journalisten als Luis haben; oder gedenkt sie den Verfasser des Artikels im Kodizill zu bedenken? Was aber kann der Freiherr Ihnen vermachen, als seine Schulden oder Straßburger Pasteten? Wäre das letzte der Fall, so wäre ich Ihnen verbunden, wenn Sie die Pastete nach Östrich brächten u[nd] mich dazu einlüden. Denn ich habe seinerzeit, wenn mir recht ist, jenen Brief schön frisiert u[nd] Brillanten hineingesetzt. Sie hätten jetzt dem Statthalter auch noch schreiben können, weshalb alles bei uns zurückgeht, vorab im Elsaß. Weil unserer Staatsleitung zu sehr die Ruhe u[nd] Kontinuität der Prinzipien fehlt. Die frühere Beamtenwirtschaft im Elsaß hatte Mängel, natürlich. Außer einem gewissen kurzsichtigen Bureaukratismus auch nicht wenige Beamte von zweifelhafter Tüchtigkeit. Demungeachtet entsprach das Regiment Möller viel mehr unserem Zweck, zu germanisieren, als die gegenwärtige Wirtschaft. Die Hauptsache aber war Konsequenz und Festigkeit, Einheit in den Maßregeln. Es geht in der Verwaltung einer neuen Provinz nicht anders als in der Kriegführung. Auch eine mittelmäßige Kraft kann mit Festigkeit u[nd] Konsequenz Großes leisten; geistreiches Hüpfen auf verschiedene Standpunkte führt jedenfalls zu Niederlagen. Und wer hat Möllern gestürzt u[nd] hier wie überall die Staatsmaschine locker gemacht? Immer derselbe. Es wird Zeit, daß er zurückgetreten wird. Aber er ist so groß u[nd] dick u[nd] klug. Jetzt hält er schon gar dem Prinzen Wilhelm im Reichstag Vorlesungen über Sozial- u[nd] Wirtschaftspolitik. Sein u[nd] unser Unglück ist, daß er, der eigentlich zum Journalisten angelegt war, so spät u[nd] auf verkehrtem Wege in seinen Beruf kommt. Wäre er zuerst Zeitungsschreiber gewesen u[nd] dann Kanzler geworden, so hätte er sich in seiner Jugend auf verschiedenen Standpunkten ausgehüpft u[nd] freigeschrieben, jetzt aber müssen wir seine Journalartikel in Kammerreden und kaiserlichen Dekreten ertragen. Leben Sie wohl, Huldigungen Ihrem lieben Gemahl!

Ihr treuer

Freytag.

120.

Wiesbaden, 19. April 1882.

Lieber Freund!

Diesen Geburtstagsgruß erhalten Sie aus dem flaggengeschmückten glückseligen Orte, in welchem der Kaiser soeben eingetroffen ist. Hätte ich eine Fahne, so würde ich sie zum morgigen Festtage für Sie schwenken lassen; so müssen es die guten Wünsche tun. Erhalten Sie mir auch in Ihrem neuen Lebensjahr Ihre Freundschaft. Es wird allmählich einsamer um uns, der Kreis vertrauter Menschen verengt sich, da mögen die treu zusammenhalten, die einander noch haben ...

In diesen Tagen war ein alter Bekannter hier, Präsident Simson, der seine sehr kranke Frau hierhergebracht hatte. Wenn er in seiner Weise — Sie kennen ihn ja wohl — vom alten Kaiser und vom künftigen erzählte, so war die stille Betrachtung nicht zu vermeiden, daß die Menschen, auch recht gescheite, in den Großen der Erde vielmehr das sehen, was sie wünschen und was ihnen wohltut, als was in Wirklichkeit vorhanden ist. Unser guter alter Kaiser wird schon bei seinen Lebzeiten zu einem Ideal verarbeitet und, was bedenklicher ist, auch dem Kronprinzen fällt dieses Los. Er hat aber noch die große Katastrophe zu bestehen, daß die durch seine Regierung Enttäuschten ungerecht gegen ihn werden können. Es gibt für einen Führer der Völker fast kein besseres Los, als wenn er unpopulär anfängt (der Kaiser, Bismarck, Franz Joseph u. a.), und nächstdem keine schlechtere Mitgift als eine große Popularität, welche ungemessene Erwartungen erregt. Simson rühmte so innig das tiefe Interesse, welches der Kronprinz den großen politischen und sozialen Fragen entgegenbringt. Wir Deutschen sind doch selten scharfsichtig, wo wir das gemütliche Bedürfnis der Verehrung haben. Und in einer freundlichen Phrase aus Herrenmund liegt noch immer ein großer Zauber ...

121.

Siebleben, 5. August 1882.

Lieber Freund!

Für Ihre herzlichen Glückwünsche danke ich Ihnen mit ganzer Seele. Erhalten Sie mir Ihre Freundschaft auch fernerhin! Je weiter wir leben, um so größer wird das Feld der Arbeit, um so leerer an Vertrauten unser Gemüt und wertvoller jeder Besitz. Lassen Sie mir das zugute kommen! ...

Wenn ich das Schelten der Kölnischen [Zeitung] über die Barbarei der kanonierenden Engländer[214]) lese u[nd] und die tugendhafte Entrüstung fast aller konserv[ativen] u[nd] liberalen Blätter über britische Eigenmächtigkeit, so verliere ich unter meinen Amseln und Sperlingen die Geduld. Ob die Engländer vor dem ersten Gemetzel von Alexandrien mancherlei getan haben, was die Ägypter empören konnte, vermag ich nicht zu beurteilen. Im ganzen sind die Übelstände dort keineswegs neu, sie kehren überall wieder, wo Okzident

u[nd] Orient sich aneinander reiben, und wo die weiße Rasse mit dunkleren zusammenstößt. Der Europäer beutet aus, der Eingeborene wird sich seines nationalen Gegensatzes im Hasse bewußt. Das ist überall so, gleichviel ob Bankgeschäfte u[nd] Finanzleute oder Branntweinfässel u[nd] Pelzhändler die Repräsentanten abendländischer Kultur werden. Und es ist überhaupt ein Irrtum, daß unsere Zivilisation den Fremden eingeimpft werden könne, ohne daß sie an Leibern u[nd] Seelen lebensgefährliche Krisen durchmachen müssen, welche nur die wenigsten überstehen.

So war im letzten Grunde das Aufbrennen des ägyptischen oder mohammedanischen Hasses ein unvermeidlicher Übelstand, dessen Zunahme wir ja seit der Kapitalwirtschaft des abgesetzten Khedive und der Tunesischen Expedition[215]) beobachten konnten. Jetzt bricht an einer Stelle dieser Haß in einer großen Missetat hervor. Da bleibt den Europäern gar nichts übrig, als so schnell wie irgend möglich darauf die Herrenrache zu nehmen, welche der Orientale versteht. Denn die Kunde, daß die Weißen von den Bekennern des Propheten niedergemetzelt worden sind, ist wie ein Lauffeuer über die ganze Sahara bis tief zu den Negervölkern des Innern, über Arabien u[nd] Ostindien bis zu den Mündungen des Ganges geflogen, das kann sich jeder sagen, der etwas vom Islam und seinem Hochmut weiß. Unser jetzt lebendes Geschlecht hat erlebt, wie schnell dort die Empörung kommt, und daß viele tausend Europäer, Hunderte von Millionen u[nd] die wichtigsten nationalen Interessen durch solch plötzlichen Ausbruch verloren gehen. Es ist den Engländern nicht zu verdenken, wenn sie keinen zweiten Aufstand in Ostindien erleben wollen. Dieses Gefühl der Gefahr haben vielleicht nicht der verschrobene Gladstone, aber die anderen Engländer. Deshalb ist dort das Bombardement so populär.

Dazu kam, daß schnöde Zeitungsartikel die Marine gereizt hatten, die es satt ist, immer nur zu hasenfüßigen Demonstrationen gebraucht zu werden. Aber auch ohne diesen Seemannsgrimm wäre England in anderer Lage gewesen als die übrigen Großmächte. Deshalb war es in der Ordnung, daß Alexandrien kanoniert wurde. Ich wollte, es wäre schon früher geschehen.

Da haben Sie meinen Blutdurst. Seien Sie nicht unwillig, daß ich ihn brieflich austobe. Und dazu regnet es unaufhörlich. Das kommt von Ihrer Wetterwarte.[216]) Der Wein geht zum Teufel, und leider, leider auch die Feldfrucht. Huldigungen Ihrem lieben Gemahl, bleiben Sie gut

Ihrem getreuen

Freytag.

122.

Wiesbaden, 17. April 1883.

Mein geliebter Freund!

Obgleich ich aus Ihrem letzten Briefe entnehme, daß Sie sich für die ersten Wochen in Östrich eine gewisse absolute Ruhe wünschten, will ich doch den 20. nicht herankommen lassen, bevor ich Ihnen gesagt, daß ich mich

herzlich freue, Sie in meiner Nähe zu wissen, und daß ich in diesen Monaten täglich Ihrer gedacht und in der Ferne mit Konjekturen die Berliner Ereignisse [217]) begleitet habe, das Herz voll von Sorge um Ihr Befinden und Ihre Erlebnisse. Mit Fug habe ich mich enthalten, Ihnen von hier aus, wo ich durchaus nichts Zuverlässiges wußte, mit meinen Gedanken und Ansichten unbequem zu werden. Jetzt aber lassen Sie sich nur schnell sagen, daß ich als treuer Freund hier Fäuste geballt und mich bekümmert habe, und daß ich jetzt, wo die Sache zur Entscheidung gekommen ist, völlig bereit bin, mich darüber zu freuen, daß Sie ein freier Mann geworden sind, und daß mir vergönnt war zu erleben, daß Sie nach dieser Richtung mein Kollege geworden. Es ist jämmerlich, daß ich meinen Journalismus an den Nagel gehängt habe. Jetzt wüßte ich einen stillen Mitarbeiter und alte Zeiten können wieder lebendig werden.

Ich erwarte mit Ungeduld einen gewissen Tag, der mich zu Ihnen bringen soll. Mir ist es den Winter nicht gut gegangen, und Sie werden mich noch herunter finden. Die Hoffnung ist für unsere Jahre immer der Sommer und die freie Luft.

Seien Sie also innig gegrüßt. Richten Sie der Freundin meine Huldigungen aus und behalten Sie lieb

Ihren treuen

Freytag.

123.

Wiesbaden, 1. Mai 1883.

Lieber Freund!

Ich dachte mir wohl, daß Ihre Abschiedsaudienz nicht frei von kleinen Stacheln sein würde. Das reservierte Wesen des alten Hofes kommt möglicherweise nicht allein von Albedyll [218])-Bismarck her, sondern von der Gunst des jungen Hofes, dessen auszeichnende Abschiedsmomente sicher bemerkt worden sind. Es wird von diesen Leuten alles persönlich gefaßt und aus Motiven der Selbstsucht jedes Tun gedeutet ... Gunst der Fürsten haben Sie so reichlich genossen, daß Sie dieselbe gering zu achten berechtigt sind. Selbständigkeit ertragen sie nur, wenn sie in Verlegenheit sind und Hilfe brauchen ...

124.

Wiesbaden, 8. Juni 1883.

Lieber Freund!

Mit dem größten Interesse habe ich den Aufsatz [219]) durchgelesen und dabei schmerzlich bedauert, daß ich nicht mehr in der Lage bin, ihn für mein Blatt zu erbitten.

Ich habe mir die Freiheit genommen, ihm einen gewissen journalistischen Bürstenstrich d[urc]h Bleistift zu geben. Denn Sie schreiben mit eherner

Feder, im Lapidarstil; zuweilen ersehnt der gewöhnliche Zeitungsleser die landläufige Breite, zuweilen erschien es angemessen, Ihre Eigentümlichkeit etwas zu vertuschen, damit Sie für die, welche Ihren Stil kennen, nicht allzusehr hervortrete, einige Male wagte ich Ihrem unbedingten Urteil die kleinen Einschränkungen beizufügen, welche nicht nur die Gerechtigkeit des Urteils fördern, sondern noch mehr die höfliche Rücksicht, welche die Sprache des Journalismus nicht gut entbehren kann, weil sie nicht verletzen, sondern gewinnen will ...

Den Aufsatz würde ich zunächst der „Kölnischen Zeitung" anbieten, ohne Sie zu nennen, und würde mich als Medium respektive Vertreter einschieben, wenn Sie das wünschen. Das Blatt ist, wie es ist, einmal unser großes Blatt. Hat die „K. Z." irgendwelche Bedenken, so sehen wir weiter zu ...

125.

Wiesbaden, 20. Juni 1883.

Lieber Freund!

Die „Köln[ische] Z[eitung]" erklärt sich gern bereit, den Art[ikel][219]) abzudrucken, obgleich sie den Namen des Verfassers nicht kennen solle, und setzt nur voraus, daß Verfasser unter diesen Umständen sich auch Dritten gegenüber nicht als Autor bekennen werde (weil dies für eine Kränkung gehalten wird). Sie bittet, den Schluß der Landtagsverhandlung abwarten zu dürfen.

Also in etwa acht Tagen.

Ich hoffe, Sie sind einverstanden, wenn ich dies zugebe ...

126.

Wiesbaden, 25. Juli 1883.

Lieber Freund!

Für Ihre treuen Wünsche herzlichen Dank, möge uns noch lange vergönnt sein, in dieser närrischen sublunaren Existenz zu wandeln, was blüht und reift, zu genießen u[nd] uns an klugem Wechselgespräch über den Lauf der Welt zu erfreuen ...

Unterdes wäre ich wohl einmal in Östrich eingedrungen; aber ich habe täglich auf den Abdruck in der „Kölnischen [Zeitung]" gewartet, den ich mitbringen wollte. Mit dieser Dame bin ich sehr unzufrieden; auch jetzt, wo sie den Artikel[219]) endlich bringt, hat sie mir die erbetenen Extraabzüge nicht gesandt, und ich habe vorläufig nur das eine Ex[emplar], welches ich Ihnen senden kann. Auch der Cavour[221]) läßt auf sich warten, wie ich annehmen möchte, weil er noch beim Übersetzer in Arbeit ist. Die Buchhandlung ist sonst pünktlich in ihren Sendungen.

Von Normanns[262]) habe ich freundliche Zuschrift, er schreibt gefaßt u[nd] ohne Illusionen, wie ihm gebührt. Aber von anderen Leuten erfahre

ich, wie prekär seine Stellung ist, und daß man auf der anderen Seite seine Entfernung nur als eine Frage der Zeit betrachtet. Es war nicht leicht die kühle u[nd] unbefangene Weise, in welcher über seine Stellung gesprochen wurde, ohne heftige Antwort hinzunehmen. Ompteda war jetzt zum Besuch im N[euen] P[alais], seine Frau ist eine Cousine Seckendorffs.[265])

Doch darüber mündlich.

Daß Sie den Besuch von Bennigsen[243]) erwarten, ist mir für Sie u[nd] ihn lieb ...

Der bereits mehrfach erwähnte Kanzler hat die Bosheit, die er gegen Sie erwiesen, selbst an sich gerächt. Seit der Zeit geht ihm alles schlecht, und sein Karren ist so verfahren, daß es ein Elend und eine Schande ist. Wenn wir nur nicht auch darauf säßen.

Meine Huldigungen der Herrin des Hauses; Ihnen, lieber Freund, alle Liebe und Treue

Ihres

Freytag.

127.

Wiesbaden, 4. Oktober 1883.

... So ist die ganze Niederwaldfeier an mir vorübergegangen. Ohne großes Bedauern. Es ist jetzt genug mit den ewigen Festen, die Deutschen u[nd] ihre Herren verbummeln unter den ewigen Liebenswürdigkeiten. Normann wiederzusehen, freue ich mich sehr; weniger auf das Wiedersehen der Kronpr[inzlichen] Herrschaften; solange diese Seckendorff-Wirtschaft[265]) dauert, der Mehltau, welcher sich auf ihr Leben gelegt hat, bin ich am liebsten fern. Denn zu bessern ist da nichts.

Sie urteilen gütig über das gelegentliche Lutherbüchlein.[220]) Ich habe wenig neu gemacht, nur den Reichstag von Worms hineingesetzt, der von unseren Theologen nicht ganz so erzählt wird, wie nach meiner Meinung richtig ist.

Für Sie habe ich von anderer Seite bessere Lektüre anzukündigen. Wegen des Cavour,[221]) dessen französ[ische] Übersetzung mir von S. Hirzel angekündigt war, ließ ich nach Paris schreiben. Dort wurde die Nachricht nicht bestätigt; wohl aber sandte mir die Buchhandlung den Prospekt einer deutschen Übersetzung, die jetzt bei W. Grunow in Leipzig erscheinen soll, zwei Bände, Preis ca. 12 Mark. Geben Sie mir Auftrag, wenn Sie das Werk noch wollen ...

Auch den Herzog[222]) habe ich gesprochen u[nd] seine Klagen über die Bösartigkeit Gothas[225]) teilnehmend angehört; er ist traurig isoliert ...

Nur mein altes Häusel in Siebleben stand unverrückt, die Amseln pickten in die Äpfel wie jedes Jahr, und die schlimmste Neuerung war eine Ansiedlung wilder Kaninchen, denen Richter mit der Flinte zu opponieren sucht, ein verwegenes Unternehmen, welches, wie ich fürchte, von dem Kanin mit Verachtung behandelt werden wird.

Daß der Wein noch nicht aus der Gefahr ist, kränkt mich, ich hatte nach den Sommereindrücken in froher Sicherheit dahingelebt, daß Sie eine Haupternte haben würden.

Gern käme ich herüber, doch für die nächste Woche geht es noch nicht. Ich bitte um Erlaubnis, mich, sobald ich kann, anmelden zu dürfen.

Herzliche Huldigungen der Gemahlin, Grüße den Kriegern des Hauses, Ihnen alle Treue

Ihres

Freytag.

Diese dummen Franzosen![223])

Ihr Buch mit bestem Dank sende ich heut zurück.

128.

Wiesb[aden], 8. November 1883.

Lieber Freund!

Was Sie mir über Ihren Gast[224]) schreiben, stimmt so genau zu den Eindrücken, die auch ich erhalten, daß ich gar nichts zuzufügen habe. Ich bin aber der Meinung, daß die Schwäche dieser eigentümlichen Natur fast genau so immer vorhanden war, die Lebhaftigkeit ist geringer geworden und die Isolierung größer, auch das innere Gefühl des Mangels macht sich geltend. Aber es war immer der Enkel des rührenden, armen Karl Friedrich von Weimar. Beide Herrschaften hatten das Bestreben, sich als liberal darzustellen, und weitläufig wurde die Person Bismarcks, des Prinzen Wilhelm und anderer Verwandten besprochen. Die Kronprinzeß hatte bei ihrer großen geistigen Beweglichkeit den Vorzug, daß ihr leicht wurde, sich als im Einverständnis mit allen Ansichten, die ihr gegenüber ohne Verhüllung ausgesprochen wurden, darzustellen. Der Koburg, die Edinburge,[225]) der König von Sachsen, die Stellung des künftigen Königs zu den Mittelstaaten — Macht in der Sache, nicht Verletzung in den Formen —, Reichsland Braunschweig, die Ultramontanen usw. Der Name Seckendorff u[nd] der Normanns wurde[n] nicht erwähnt. Beide klagten bitterlich über ihre Isolierung, am meisten die Kronprinzeß. Und beide, zumal sie, lebten in dem Bestreben, eine Wirkung auszuüben, und als sie Huld u[nd] Vertrauen erwiesen u[nd] ihren Korb mit allerlei ausgepackt hatten, gingen sie befriedigt zu anderen ähnlichen Aufgaben.

Welche Wirkung die Geschäfte auf den Herrn ausüben werden, wage ich nicht zu taxieren. Sein Großvater Friedrich Wilhelm III., der in ähnlicher, obgleich nicht so großer Abhängigkeit von seiner Frau stand, war nach seinem Regierungsantritt bald ängstlich bemüht, durch Verschweigen ihr gegenüber eine Selbständigkeit zu gewinnen. Es wäre ein großes, kaum zu hoffendes Glück, wenn sich dies wiederholte ...

In diesen Tagen sende ich Ihnen, da der Cavour[221]) immer noch nicht erschienen ist, ein Bändchen deutscher Geschichte von 1740 bis [17]45 von Alfred Dove.[226]) Der Verfasser hat als Schüler Rankes einen etwas künstlichen Stil, der im ersten Kapitel stört, später besser wird. In der Sache ist

es nach meiner Meinung die beste Darstellung der politischen Verhältnisse in jener Zeit, welche wir zurzeit besitzen, u[nd] die Kritik Friedrichs u[nd] Maria Theresias bei aller Wärme gerecht ...

129.

Wiesbaden, 20. November 1883.

Lieber Freund!

1. Anbei sende ich ein Paket Ihrer Briefe, welches ich in meinem Schrank bereits seit längerer Zeit gesondert aufbewahrte.[227]) Die Briefe der letzten Jahre sind zum größten Teil nicht dabei, sie liegen noch unter den Jahrgängen; doch wird es sich jetzt wohl nicht vorzugsweise um diese handeln.

2. Ferner liegt bei: Dove[226]) u[nd] eine Rede von Treitschke[228]) zu freundlicher Ansicht.

Daß Sie mich an den 21.[229]) erinnert haben, dafür bin ich Ihnen besonders dankbar; ich hätte die historische Bedeutung dieses Tages wahrscheinlich ganz vergessen, was vom Übel gewesen wäre. Neulich habe ich einen Abend allein mit ihr, Pr[inzeß] Viktoria, S[eckendorff][265]) u[nd] der Gouvernante zugebracht. Darüber mündlich.

Die Reise des Kronprinzen[230]) ist für den Kanzler charakteristisch. Er will den Franzosen eine Demütigung bereiten. Bei alledem ist in der Sache mehr Geschrei als Wolle, u[nd] mir gefällt die Sache nur halb. Denn gelingt alles, so ist nicht viel gewonnen, was hat die freundliche Stimmung des spanischen Königs u[nd] eines Teils der Spanier für uns zu bedeuten? Und mißlingt etwas, so gibt es großen Eklat. Dem Kronprinzen freilich wird es schon recht sein, und vielleicht dachte Kanzler auch daran.

Am liebsten ist mir, daß Normann mitgeht. Ich habe dazu geholfen, einen Redax der „Kölnischen [Zeitung]" auf die Kriegsschiffe[231]) zu schmuggeln, damit wir gute Berichte erhalten. Die Zeitung hatte darum ersucht ...

130.

Wiesb[aden], 17. Januar 1884.

Lieber Freund!

Obgleich Sie mir bis zum 24. Termin gestellt, ziehe ich doch vor, Ihnen N[ormanns] Brief,[232]) den ich sorgfältig durchgelesen, sogleich zurückzusenden. Mir ist nämlich mein kleiner Waldemar[233]) an der Diphtheritis erkrankt, ich habe die Frau[207]) u[nd] Gustel in einem Hotel untergebracht u[nd] die Pflege einer barmherzigen Schwester übergeben. So ist der Inhalt der nächsten Tage u[nd] Wochen unsicher geworden. Ich selbst bin bis jetzt meinem Kranken nicht so nahe gekommen, daß dieser Brief Ihrem Haus die Sicherheit gefährden könnte ...

Über Normann habe ich beim Lesen des Briefes wieder große Freude gehabt. Er geht mit seinem Herrn gerade so weit mit, wie ein kluger u[nd]

guter Mann kann u[nd] muß. Ich hoffe, diese Reise[230]) und die illegitime „Exzellenz", die für ihn daraus resultiert ist, wird seine Stellung auch gegenüber den Höflingen u[nd] höchsten Anschauungen fortifizieren. Denn es ist eine Eigentümlichkeit allerhöchster Personen, die Menschen als Puppen zu behandeln, zu kostümieren und mit Prädikaten zu versehen, und haben sie viel dergleichen an einen gehängt, so imponiert ihnen ihr eigener Ausputz ...

131.

Wiesbaden, 6. Februar 1884.

Lieber Freund!

Für den freundschaftlichen Anteil, welchen Sie und die Freundin mir geschenkt haben, bin ich von Herzen dankbar. Noch schleichen die Tage freudlos dahin, nur die Pflicht hält aufrecht. Man wird mit den Jahren weicher, ich sehe mein liebes Kind[233]) den ganzen Tag um mich. Er war ein fröhlicher Gesell u[nd] hatte den Vater zum Spielkameraden abgerichtet. Noch wohnen Frau u[nd] Gustel im Gasthofe, erst in den nächsten Tagen wird die Desinfizierung des Quartiers, die vielleicht mit allzu großer Ängstlichkeit erfolgt, zu Ende gehen. Aber ich möchte doch nichts versäumen, um zu hüten, was mir geblieben ist.

Was Sie mir über Berlin schreiben, ist eine Bestätigung des Axioms, daß hochfürstliche Natur gewöhnlichem Menschenverstand niemals ganz verständlich wird. Daß der Dichter mit dem König gehen soll, ist für beide eine unbillige Zumutung; der Ausspruch sollte heißen: der Schauspieler ist Kollege der Könige. Hoffen wir, daß die montierte Stimmung aushält, bis eine größere Steigerung eintritt. Vorläufig ist meine einzige Freude bei der ganzen Geschichte, daß Normann dadurch in eine bessere Stellung gekommen ist und aus seiner Position jetzt weit schwerer zu entfernen.

Doch über dies u[nd] anderes spricht sich's besser, als sich's schreibt ...

132.

Wiesbaden, 16. Februar 1884.

... Bismarck muß das Bedürfnis fühlen, seine Ruhmessäulen neu zu vergolden; denn Artikel u[nd] neue Bücher sind eifrig, sein Lob zu singen.[234]) Es findet diese Auffrischung zwar alljährlich vor Zusammentritt des Reichstags oder bei anderer Okkasion statt, dies Jahr aber ist man ausnehmend beflissen, u[nd] ich vermute, er will wieder mit den Nationalen ein wenig sponsieren. Aber diese unsere lieben alten Jungfern wissen doch, daß er sie sitzen läßt.

Es gibt wenig politische Männer, die mir so zuwider sind wie Gladstone. Um diesen krummgetretenen Stiefel zu ertragen, muß man Engländer sein. Das neue Buch der Königin von Engl[and][235]) werden Sie wohl nicht lesen. Es ist ein langer Weg, den die arme Frau von der Zeit, wo sie Prinzessin u[nd] im geheimen Mündel Stockmars war, bis zu der Zeit

zurückgelegt hat, wo sie die Sklavin John Browns, ihres Kammerdieners, wurde u[nd] sich dessen rühmt ... Tröstlich ist, daß die grotesken Verbildungen mit der zunehmenden Kraft der Nationen u[nd] der öffentlichen Kontrolle weniger häßlich u[nd] weniger gemeinschädlich werden. Aber man darf wohl jetzt schon sagen, die Könige sind die Opfer ihrer hohen Stellung ...

133.

Wiesbaden, 18. März 1884.

... Was Sie stets vor Ihren Standesgenossen in so schöner Weise ausgezeichnet hat, war nächst der starken Willenskraft der ungewöhnlich feste, gesunde Menschenverstand, welcher die Hauptsachen klar erkennt u[nd] sicher empfindet, worauf es bei den Dingen ankommt. In solcher Begabung liegt die Größe eines Mannes, zumal eines schaffenden. Ihr Nachfolger[236]) ist der richtige Generalstäbler, der jetzt, um originell zu sein, Seitenpfade sucht, auf denen er die Marine gemütlich ruinieren wird.

Ihr Brief hat mir allerlei zu denken gegeben, u[nd] ich habe deshalb die Freude über denselben nicht sofort Ihnen mitgeteilt. Es ist unrecht, solche schlagenden Wahrheiten still in die Tasche zu stecken. Dieselben zu verwerten, gibt es zwei Wege: Der eine ist, daß ich den Inhalt mir aneigne u[nd] privatim in einem vertraulichen Briefe Mitgliedern der nationalliberalen Fraktion mitteile. Die Folge wäre vielleicht, daß diese Fraktion durch Verweigerung der Bewilligung nebst der entschiedenen Oppositionen die Sache zu Falle brächte. Würde dieser Weg eingeschlagen, so dürfte Ihre Autorschaft durchaus nicht bekannt werden. Aus naheliegenden Gründen, obgleich man hier und da sie vermuten wird. Der andere Weg wäre, daß Sie die Mitteilung, zu welcher ich Ihre Aufzeichnung Ihnen zur Disposition stellen würde, wenn Sie es wünschen, an den Kronprinzen u[nd] den Prinzen Heinrich gelangen lassen. Ersterer würde nicht viel tun, und sein direktes Eingreifen würde schwerlich von Erfolg sein. Wohl aber könnte der Prinz Heinrich, vorausgesetzt, daß er tanti ist, erstens selbst in das richtige Fahrwasser geleitet werden, was für die Zukunft wichtig ist, u[nd] zweitens könnte er das Interesse der Marine sehr wohl gegen Caprivi u[nd] vielleicht sogar gegen den Kaiser geltend machen. Ich bin überzeugt, daß der Prinz innig mit Ihren Überzeugungen sympathisieren wird. Bitte herzlich, schreiben Sie mir darüber brevi Ihre Ansicht! ...

134.

[Wiesbaden,] Herbst [besser: Ende März] 1884.

Lieber Freund!

Die ganz ungewöhnliche Wärme, mit welcher die liberalen Fraktionen die Marinevorlage akzeptierten, beruht offenbar auf vorhergegangenen Besprechungen, die aus dem Bestreben hervorgegangen sind, gegenüber den Ver-

dächtigungen durch die Presse des Kanzlers die Wärme nationaler Gesinnung zu zeigen. Am erfreulichsten dabei war mir die Weise, in welcher Sie u[nd] Ihre Tätigkeit gewürdigt worden sind. Diese Art von Anerkennung, so voll u[nd] warm erteilt, steht in unserer parlament[arischen] Geschichte bis jetzt einzig da. Sie wird dem Kanzler geringe Freude bereiten. Unter diesen Umständen ist es unmöglich geworden, die Marineforderung zum Falle zu bringen, und an einem vergeblichen Versuch dürfen Sie, wie sehr Sie auch im Hintergrunde bleiben, nicht teilhaben, selbst wenn Sie den Vorwurf, Ihren Nachfolger zu kritisch anzusehen, im Interesse der guten Sache mit Gleichmut ertragen wollten.

Unter diesen Umständen bin ich zweitens der Ansicht, daß man sich beschränke, ohne die diesjährige Bewilligung durch Mitteilung Ihrer Überzeugung zu kreuzen, doch von dem Inhalt Ihres kleinen Memorials[237]) den parlam[entarischen] Freunden Mitteilung zu machen, damit dieselben für die Zukunft die richtigen Gesichtspunkte sich aneignen. Ich würde also doch in einer Weise, die Sie nicht kompromittiert, mit zarter Schonung des zu Schonenden von dem Inhalt des Briefes Gebrauch machen ...

135.

Wiesbaden, 16. April 1884.

Lieber Freund!

Wenn nicht etwas Wichtiges dazwischenfällt, komme ich mit großem Vergnügen zum nächsten Sonntag.[238]) Es wird sich doch wohl Zeit finden, allerlei vertraulich zu diskutieren. Mir hat vorige Woche ein Bekannter „Hof u[nd] Gesellschaft", das große Skandalum für höchste Herrschaften, zugetragen, und ich habe es spät, aber neugierig gelesen. Es ist im ganzen kaum des Lesens wert, obgleich es ziemlich viel von den Urteilen über Personen u[nd] Zustände enthält, wie diese Urteile in der fremden Diplomatie Gemeingut sind. Das Beste ist noch, was über Bismarck gesagt ist, das Schlechteste über Reichstag u[nd] Parteien. Am meisten hat mich daran gefreut, daß nicht darin war, was bei der Medisance dieses Klatsches vom kronprinzlichen Hofe wohl hätte darin stehen können. Von Normann erhielt ich heut einen Brief über Usedomsche Wünsche;[239]) in betreff der Politik verweist er mich auf den Brief, den er gleichzeitig Ihnen geschrieben.

Herzliche Huldigungen dem Gemahl, Ihnen alle Liebe u[nd] Treue

Ihres

Freytag.

136.

Wiesbaden, 14. Mai 1884.

... Derweile hat in Berlin der Kanzler das Sozialistengesetz doch noch durchgedrückt. Und mir ist ein Stein vom Herzen. Denn eine Auflösung des Reichstags wäre von ganz unabsehbaren Folgen gewesen, wenn diese

Frage die Herren auseinanderjagte. Es ist möglich, daß meine Nationalen etwas mehr Sitze erhalten hätten; aber auch andere Fraktionen, denen ich dies gar nicht wünsche, hätten gewonnen.

Aus Ihren Worten über Miquel[240]) lese ich heraus, daß er Ihnen diesmal nicht gar zu gut gefallen hat. Ich fürchte, er ist doch nicht viel mehr als ein kleiner Ehrgeiziger. Ob er Macht zu gebrauchen wüßte, ist mir trotz seiner großen Gescheitheit durchaus zweifelhaft. Er hat nicht umsonst ein französisches qu in seinem Namen.

Unter den Menschen, an denen ich persönlichen Anteil nehme, befindet sich auch ein Dr. Kobelt,[241]) ein Naturforscher, der mit seiner Frau gegenwärtig in Algier u[nd] Tunis für seine Wissenschaft reist u[nd] nicht zum erstenmal dort ist. Was er mir über die Kolonisation der Franzosen schreibt, klingt doch weit anders als die abfälligen Urteile, welche man gewöhnlich hört. Das Land gleicht in weiten Strecken einem Garten mit bedeutender Produktion, u[nd] die Franzosen haben trotz ihres Schematisierens u[nd] militärischer Bureaukratie doch viel durchgesetzt. Aber auch ihm haben seine Beobachtungen die fürchterliche Lehre der Völkerwanderung bestätigt; germanisches Blut hält es dort nicht über die dritte Generation aus, die Familien bekommen keine Kinder u[nd] vergehen. Besser stehen die Südfranzosen [un]d Südspanier. Am meisten erwartet er von den Kabylen, den eigentlichen Ureinwohnern u[nd] direkten Nachkommen der alten Libyer . . .

137.

Wiesbaden, 21. Mai 1884.

Lieber Freund!

Am Sonntag habe ich mit Hilfe des Assistenzarztes von Dr. Brosius meine arme Kranke[407]) nach Villa Sayn bei Bendorf gebracht. Sie reiste ohne Widerstand, ach, sie wußte nicht, wohin. Wie mir mag einem zumute sein, dem ein schmerzhaftes Glied amputiert ist. Es war unvermeidlich geworden um meines Gustavs willen, der unter der kranken Zärtlichkeit der Mutter verkrüppelte; aber es ist hart für uns alle, und ich weiß noch nicht, wie ich es verwinden werde.

Sobald die Verhältnisse hier u[nd] die der Kranken es möglich machen, gehe ich auf einige Zeit nach Siebleben. Daß Sie mir gestatten, vorher meinen Knaben mit nach Östrich zu bringen, ist mir eine Freude, und ich werde mir erlauben, Ihnen nach dem Fest[212]) wegen des Tages zu schreiben . . .

138.

Wiesbaden, 10. Juni 1884.

. . . Wollen wir Kolonien, so ist die gegenwärtige Verlegenheit des britischen Löwen auch für uns gelegen. Dennoch ist mir das Zeitungsgeschwätz über den Niedergang englischer Macht zuwider. Wäre es wahr,

so wäre unklug, damit zu läuten; es ist aber im Grunde nicht wahr. Kein Volk ist zu jeder Zeit gleich stark, jedes macht Krankheiten u[nd] Krisen durch, und das Mißverhältnis zwischen der militärischen Landmacht E[n]gl[ands] u[nd] den Ansprüchen, welche jetzt an dieselbe gemacht werden, kann den Engländern ebensogut einen Fortschritt als den Niedergang vorbereiten...

139.

Siebleben bei Gotha, 7. Juli 1884.

... Die Naivität, mit welcher der Kanzler im Reichstage den Grund seiner Abneigung gegen Sie[243]) offenbart hat, könnte man kindisch nennen, wenn sie nicht zugleich etwas Empörendes hätte. Erst Sie, dann Normann,[244]) jetzt ist die Isolierung des Kronprinzen so vollständig als möglich...

Von meinem Afrikareisenden Dr. Kobelt[241]) habe ich einen Brief aus Tunis, der wieder berichtet, wie unerquicklich dort die Halbschürigkeit geworden ist, obgleich nach dem allgemeinen Urteil, auch der Eingebornen, die Gegenwart bereits besser ist als die Vergangenheit, größere Sicherheit des Lebens und Eigentums, geringeres Aussaugen durch die Beamten. Auch die Eingeborenen wünschen jetzt, daß das Gebiet ganz französisch werde. Ich will den tüchtigen Mann veranlassen, seine Beobachtungen in einem gelesenen Blatt mitzuteilen, sobald er zurück ist.

Wann werden die chinesischen Kriegsschiffe erlöst werden? Über allen irdischen Kohl scheint jetzt die warme Sonne. Sie wird unseren Weinbauern frohen Mut machen. Auch den Trauben von Östrich sei ein lustiges Gedeihen beschieden. Denn ärgert das Größere, muß man am Kleinen Trost finden, u[nd] sind die Menschen widerwärtig, so hält man sich an Rosen u[nd] Reben wie Sie, oder an Schnecken u[nd] Steine wie ich. Die Bazillen der Cholera wird hoffentlich Dr. Koch[245]) einfangen, einsperren und zur Warnung für ihresgleichen in Karbolsäure ersäufen.

Grüßen Sie herzlich die Freundin, bleiben Sie gut

Ihrem
getreuen
Freytag.

140.

Siebleben, 9. Juli 1884.

Lieber Freund!

Unsere Briefe haben sich gekreuzt. Ihre lieben Zeilen aus Segenhaus hatte ich richtig erhalten.

Der letzte Angriff Bismarcks[243]) in der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung“ ist empörend. Ist sein Wortlaut so, wie ich ihn dem hiesigen „Gothaer Tageblatt“ entnehme, daß Sie nämlich Ihr amtliches Wissen der liberalen Opposition zur Disposition gestellt, so enthält er eine schwere Beleidigung, einen Angriff auf Ihre Amtsehre, und eignet sich zur gerichtlichen

Verfolgung, jedenfalls zur Klage gegen die Redaktion der Zeitung. Der Prozeß könnte wohl bis an das Reichsgericht getrieben werden, und ist so geschrieben, wie ich lese, so würde dieses in letzter Instanz die Zeitung wohl verurteilen. Die Vorfrage für Sie ist nun die: hat der garstige Mann in seinem Haß sich verhauen? Das ist wohl möglich, denn die Sorge um seine Macht vermag ihn blind zu machen, wie der rote Lappen den Truthahn. Oder hat er die Mitteilung dem Prügeljungen seiner Presse zugehen lassen im vollen Bewußtsein der Konsequenzen und in dem Wunsche, daß Sie klagen. Auch dies ist möglich. Ob der Redakteur zuletzt gestraft wird, ist vielleicht ihm gleichgültig gegenüber der Veranlassung, welche Ihre Klage ihm geben würde, fortgesetzt und vorsichtiger in der Presse Sie anzugreifen mit dem Hintergedanken, daß an höchsten Stellen ein Tropfen den Stein höhlt und daß doch etwas hängen bleiben würde, daß Sie in den Kommissionen erklärt, Sie könnten wohl mit weniger zufrieden sein, als der Etat für die Marine forderte, und ähnliches Zeug in gehässiger Entstellung. Jedenfalls würden Sie in der Lage eines Angegriffenen sein, sich fortgesetzt verteidigen zu müssen, und er weiß, daß diese Position Ihrer Natur nicht entspricht.

Es wäre vielleicht auch tunlich, daß Sie als General auf ein Ehrengericht provozieren. Doch liegt auf der Hand, daß dieser Weg noch weniger angemessen sein würde, indem er Sie einer Entscheidung preisgibt, die jedenfalls sowohl dem Kaiser als [auch] dem Kronprinzen Ihre werte und immer noch vertraute Gestalt ferner rückte.

So sehe ich, soweit ich überhaupt hierin ein Urteil habe, nur zwei Dinge, die Sie tun können. Erstens, daß Sie an Puttkamer resp. den Minister schreiben, dem die „Nord[deutsche Allgemeine] Zeitung" offiziell untergeben ist, und sich vornehm und kalt über den ungeschickten Ton der Zeitung beschweren, dabei ersuchen, Minister möge dem Redakteur Anstand empfehlen. Sie können dabei Starkes über die einigermaßen unpreußische Ungezogenheit der offiziellen Presse sagen, Minister, die nicht mehr im Amte sind, mit ihren Angriffen zu verfolgen. Sie können Abschrift dieses Briefes an den Kronprinzen schicken. Zweitens aber würde ich recht warm und herzlich als alter treuer Diener an den Kaiser und an den Kronprinzen schreiben. Was die Presse sage und verleumde, sei Ihnen nicht so wichtig, als daß diese beiden nichts davon glauben und ihre Huld nicht beeinflussen lassen.

Dadurch würde doch vielleicht die Bosheit gehemmt u[nd] der Kanzler zu einer Ruhepause gebracht werden. Das ist, was ich bei — leider — unvollständiger Kenntnis des Sachverhalts mir denke. Es hat zunächst keinen Wert als den treuer Meinung. Wollen Sie mir die Drucksachen auf kurze Zeit anvertrauen, so versuche ich eine besser begründete Ansicht auszusprechen.

Nur ärgern Sie sich nicht sehr! Der Eindruck, den seine Angriffe bis jetzt machen, ist für Sie nicht nachteilig, wohl aber für ihn. Grüßen Sie herzlich die liebe Herrin des Hauses, bleiben Sie gut

Ihrem getreuen Freytag.

141.

Siebleben, 18. Juli 1884.

... Heute will ich nur meiner Freude darüber Ausdruck geben, daß Sie den betretenen Weg eingeschlagen haben. Der zweite Angriff des bösen Mannes[245]) beweist, daß er Sie reizen will, in der Presse irgendwie zu antworten, damit seine Meute Gelegenheit erhält, immer wieder gegen Sie zu kläffen. Er denkt, etwas bleibt doch hängen. Ihr stolzes Schweigen ist, wie diesmal die Sache liegt, das allein richtige. Nicht nur gegenüber den hohen Herrschaften, auch vor dem Publikum, welches mit Befremden und Mißbilligung diese schwächlichen Ausbrüche eines häßlichen Hasses aufnimmt. Er schadet dadurch nur sich selbst, nicht Ihnen.

Käme der Tag, wo eine öffentliche Antwort in Ihrem Interesse wünschenswert würde, so soll er sie erhalten ...

142.

Siebleben, 17. August 1884.

... Normann ist also in Oldenburg.[246]) In der Tat würde der Kanzler, wenn er ihn jetzt vor die Tür setzte, doch zu gewaltsames Spiel gespielt haben. Er ist auch in seiner Rache überlegt. Charakteristisch dafür ist z. B. eine Äußerung über Mommsen. Nachdem dieser nach der Anklage wegen Kanzlerbeleidigung[247]) die Schwäche gehabt hatte, den Wortlaut seiner verklagten Wählerrede abzuleugnen, sagte Bism[arck] zu einem Vertrauten: „Die Anklage war vielleicht ein Fehler; da der Mann sich aber selbst so erniedrigt, zu leugnen, haben wir gewonnenes Spiel." In Wahrheit hat Mommsen sich dadurch leider mehr kompromittiert als durch die Wahlrede. Und er muß jetzt tun, was er schon längst hätte tun sollen, aus dem politischen Leben scheiden.

Der Sand von Angra Pequena wird nun doch Veranlassung zum Anbellen und Haarsträuben der deutschen und [der] englischen Dogge. Und man wird geneigt, die Schwäche dieser Erwerbung zu vergessen im Unwillen über die englische Prätension. Das machen die offiziellen Journalisten einmal ganz geschickt, und ich bin neugierig, wie den Engländern demnächst die ernste Besorgnis beigebracht werden wird, daß Bismarck mehr als Gebell beabsichtige.

Laubes Tod[248]) habe ich mit Leid gefühlt. Er war von allen Älteren, welche bisher lebten, der einzige, mit dem ich in einer Art von persönlichem Verhältnis stand. Jetzt komme ich selber in die bedenkliche Ehrenstellung eines Seniors in der leichten Kavallerie von der Feder ...

143.

Siebleben, 2. September 1884.

Lieber Freund!

Ich kann den Sedantag nicht besser begehen, als dadurch, daß ich Ihnen schreibe ...

Normann[244]) ist doch in einer, wenn auch nicht großartigen Tätigkeit. Und ich habe keine Sorge um ihn. Wir wollen ihm von Herzen gönnen, wenn er das, was er jetzt tun muß, mit einer gewissen Befriedigung tut. Es ist doch etwas anderes, dem Staat zu dienen, als einem einzelnen, zumal —. Sollte der Tag kommen, den ich noch nicht schaue, wo der Kronprinz ihn wieder in seine Nähe begehrt, so mag er mit sich zu Rate gehen, ob u[nd] unter welchen Bedingungen er annehmen darf. Es wird ihm nicht schaden, wenn er unterdes den Geschäftsmodus von anderer Seite her kennen gelernt hat. Solange der Kanzler regiert, könnte er doch nur in die frühere Stellung oder eine entsprechende zurückkehren, wenn Bism[arck] dies zugibt. Und dieser wird es nicht zugeben, sondern Norm[ann] nach Spanien oder als Nachfolger Keudells[249]) nach Italien schicken. Was aber nach Bism[arcks] Ausscheiden werden wird, darüber nützt es nichts zu kombinieren.

Daß Sie, lieber Freund, sich mit Weinbauerplänen tragen, ist ganz recht. Aber dies Interesse wird Sie doch nicht ausfüllen. Sie haben ja recht, daß Sie vorzugsweise zum Handeln gemacht sind, eine eminent aktive Natur. Aber da Sie nach dieser Richtung jetzt an einer souveränen Tätigkeit gehindert sind, so rate ich doch zu der Feder. Will ein Mann wie Sie schreiben, so muß er schreiben, was er vorzugsweise versteht u[nd] durch sein Leben gründlich kennen gelernt hat. Also: Feldherrnerinnerungen, die Ernährung der Armeen im Kriege, die Marine. Dürfte ich einen Rat geben, so wäre es der, zunächst Ihre Auffassungen über die Marine, welche Sie neulich skizziert haben,[237]) in größerem Memorial, Broschüre, Schrift, wie Sie wollen, ganz ruhig, würdig, ohne Polemik, niederzuschreiben. Ist es erst geschrieben, so wird sich die Verwertung schon finden. Was Sie dabei vielleicht stört, ist die Eigentümlichkeit, daß Ihnen die großen Resultate weitaus die Hauptsache sind, die Ausarbeitung des Details weniger am Herzen liegt. In Ihrem Briefe rühren Sie an die Frage der Kolonialpolitik, auch diese gehört in solche Schrift. Aber, mein teurer Freund, darin bin ich nicht Ihrer Meinung, daß dem Marineminister die weitere Verfolgung des Kolonialerwerbs in die Hand gelegt werden müßte. Da hier vorzugsweise internationale Interessen zu berücksichtigen sind, so ist ja die genaueste Kenntnis der Beziehungen zu anderen Staaten in jedem Augenblick erforderlich. E i n ungeschickter Moment eines Schiffskommandeurs kann die bedenklichste Verwicklung bis zur Kriegsgefahr herbeiführen, was gerade im Augenblick gewagt werden kann; wo zu schonen ist, das vermag man nur im Auswärtigen Amt zu beurteilen. Ebenso die Beziehungen einer Kolonie, welche bereits besteht, zu ihren fremden Nachbarn. Die Fragen des Völkerrechts dürfen nicht von zwei Instanzen der Staatsleitung entschieden werden, das muß in e i n e r Hand liegen. Über die anderen Themata, welche ich für Sie auf dem Herzen habe, sprechen wir, wenn es draußen kalt wird und die Stubenarbeit obenauf kommt, mündlich. Ich sehne mich zuweilen nach Ihnen, denn für mich ist es hier recht einsam, aber die Pflicht hält noch

hier fest. Dem Gustel bekommt im ganzen das hiesige Leben besser. Ich erhole mich langsam von einer langen u[nd] schweren Depression, um in der Sprache Ihrer Seewarte zu reden, und bin immer noch stiller und kränklicher, als in der Ordnung ist. Doch denke ich, es soll noch werden. Hier ist immerfort Regen, und ich denke mehr an Ihre Trauben als an meine Pflaumen, aus denen Mus gekocht werden soll. Für den Winter, Freund, an den man als Hausmaus doch auch denken muß.

Grüßen Sie herzlich Ihr liebes Gemahl, bleiben Sie gut

Ihrem getreuen

Freytag.

144.

Siebleben, 11. November 1884.

... Die Wahlen haben mich wenig berührt ... Im ganzen wird die Physiognomie des Reichstags weniger geändert werden, als man in der Presse annimmt. Nur ist Bismarck stärker geworden, ein wenig. Für die Linke war's eine Lehre, die freilich nicht ausreicht, um den Schaden zu bessern, den die Sezession der nationalen Sache zugefügt hat. Denn die jüngere Kraft, welche bei den Nationalliberalen war, hat sich selbst verdorben, und die alten Herren, welche zum Teil seit 1848, jedenfalls seit 1867, unsere verständigen Liberalen führten, sind müde und treten ab. Es ist schlimm, daß Miquels [375]) Eintritt in den Reichstag ein Gewinn sein würde ...

Der Staatsrat, welchen der Kanzler als Klippschule für seinen künftigen Herrn eingerichtet hat, trägt bereits seine alte Physiognomie der Langweiligkeit. Wollte man ihn wirklich nutzbar machen, so müßte man vor allem die bedeutenden Parteiführer bis möglichst weit nach links hineinrufen; er hätte dann vielleicht die Verständigung mit den Parteien u[nd] die Empfänglichkeit für Projekte der Regierung besser vermittelt als die einstigen Aperçus des Kanzlers beim Seidel in seinen Soireen.

Am meisten hat mich die Braunschweiger Geschichte [250]) beschäftigt. Möchte Freund Normann [362]) dabei Gelegenheit erhalten, gute Dienste zu tun! Mir würde trotz aller naheliegenden Bedenken die Lösung: Reichsland, als die beste willkommen sein. Man kann ja den Prinzen Wilhelm als Statthalter hinschicken — bis auf weiteres. Unter den Dingen daselbst, deren Zukunft gesichert werden soll, muß nicht am wenigsten der wissenschaftliche u[nd] Kunstkrempel am Herzen liegen. Die Herz[ogliche] Bibliothek zu Wolfenbüttel ist für alte seltene Drucke wohl immer noch die wertvollste in Deutschland, unter den Kunstsachen befinden sich außer kleineren Schnitzereien, Schmuck, Majoliken vom ersten Range in der Gemäldesammlung zwei Dürer, Holbeins und einige wunderschöne Italiener u[nd] Holländer. Das darf nicht in fremde Hände fallen.

Es wird mich sehr freuen, unseren alten Crowe [1]) wiederzusehen. Für ihn ist die Kolonialkonferenz freilich unbequem, denn es wird ihm nicht leicht werden, das englische Interesse mit Erfolg zu vertreten ...

145.

Wiesbaden, 30. November 1884.

Lieber Freund!

... Ihren Aufsatz habe ich mit dem höchsten Interesse durchgelesen. Ich weiß nicht, weshalb Sie mit ihm unzufrieden sein wollen, denn ist ja alles darin wahr und gut. Als Journalist habe ich nur auszustellen, was den Wert des Inhalts nichts angeht: 1. beziehen Sie sich auf die Denkschrift Caprivis zum Teil unter wörtlicher Anführung des Inhalts in einer Weise, die ich gegenüber dem argwöhnischen Kanzler für bedenklich halte; denn soviel ich weiß, ist diese Denkschrift nirgends veröffentlicht, und ihre Kommunikation an privilegierte Persönlichkeiten, den Reichstag usw. berechtigt die nicht-offiziöse Presse noch nicht, den Wortlaut zu veröffentlichen; 2. haben Sie dasselbe Thema zum Teil schon früher behandelt und sind deshalb in manchem kürzer gewesen, als mir recht ist, und Sie haben diesmal auf der anderen Seite mehreres hereingezogen, was das Memoire für einen oder zwei Artikel zu umfangreich macht. Denn die Schrift behandelt drei verschiedene Themata: a) die seemännische Bevölkerung, b) die Torpedopläne Caprivis, c) die zukünftige Organisation der ausgewanderten Wehrkraft in der Fremde.[251]) Dieser letzte Teil, vielleicht der bedeutsamste, ist etwas zu kurz behandelt. Die Entlastung der Auswanderer vom heimischen Kriegsdienst wäre eine sehr hohe Prämie für Auswanderung, daß sie nicht ohne weiteres zugestanden werden kann. Ein Ausexerzieren der durchgebrannten Kantonflüchtigen in den Kolonien ist auch nicht ohne Bedenken. Es gilt also bei dieser Frage, den großen und, ich darf es ohne Schmeichelei sagen, genialen Gedanken, der zugrunde liegt, erst weiter auszudenken und mit den naheliegenden Einwürfen fertig zu werden, bevor man ihn veröffentlicht. Es hat damit auch nicht Eile, denn wir haben bis jetzt nur einige Kommis unter deutscher Flagge in der Fremde. Praktisch wichtig wird die Sache erst, wenn wir Landwirte und Städter in der Fremde haben. Und man darf einen neuen Gedanken dieser Art nicht als bloßes Aperçu in die Welt senden. Deshalb wird dieser letzte Teil am besten zurückgehalten und der Freund bescheiden ersucht, ihn besonders zu behandeln.

Das Ganze habe ich viel in Gedanken umhergewälzt, da Sie mir in Ihrem Briefe pouvoir für die Veröffentlichung gaben. Am liebsten hätte ich das Ganze als Broschüre drucken lassen, obgleich es dafür wieder etwas zu kurz war. Aber die Wirksamkeit einer anonymen Broschüre pflegt selbst bei Verteilung an den Reichstag nicht gerade groß zu sein, und ich wünsche nicht, daß man Sie errate. Es blieb also nichts übrig, als den Aufsatz in zwei Journalartikel zu teilen und die dafür nötigen kleinen Kürzungen in der Einleitung vorzunehmen. Ich ließ ihn also abschreiben und sandte ihn so der „Kölnischen Z[eitung]“, weil, wenn diese ihn abdruckt, die Wirkung die größte ist, ich sandte ihn, ohne etwas über den Autor zu erwähnen. Noch habe ich

keine Antwort. Nimmt die Zeitung ihn nicht, so sende ich ihn an die „Allgemeine [Zeitung]" nach München. Doch erwarte ich jeden Tag den Abdruck zu bekommen. Für die Etatsberatungen ist er in gewissem Sinne viel zu gut. Die Parteien bewilligen oder verweigern diesmal aus Parteigründen, und die erregte Opposition setzt sich aus so üblen Elementen zusammen, daß man gar nicht wünschen kann, die Belehrung durch den Artikel zu Angriffen auf die Regierung benützt zu sehen. Doch wir tun unsere Pflicht, zu belehren und das Richtige zu empfehlen, und wollen uns nicht darum kümmern, was andere etwa daraus machen. Wir? Das heißt diesmal Sie ...

146.

Wiesbaden, 20. Dezember 1884.

Lieber Freund!

Anbei sende ich mit Dank Normanns Brief zurück. Man sieht, daß er sich durch seine geschäftliche Tätigkeit[244]) befriedigt fühlt, und es war ein guter Zufall, daß er gerade in solch wichtiger Zeit auf seinen Posten gerufen wurde. So wollen wir auch für die Zukunft das Beste für ihn hoffen. Er hat ja alle Qualitäten für einen Vertreter der großen politischen Interessen u[nd] gerade die richtige Mischung von Vorsicht u[nd] Entschiedenheit. Und da er hoch über dem mittleren Durchschnitt unserer diplomatischen Intelligenzen steht und der Kanzler gelaunt scheint, ihn zu behalten, so sehe ich nicht ein, weshalb er nicht eine große Karriere machen soll. Dann würde sich diese Agitation seiner Feinde als ein Glück für ihn selbst erweisen. Freilich nicht für den Kronprinzen.

Wenn der Kanzler durch die Versagung der 20000[252]) nicht aus allen Häuschen gekommen ist, muß er diesen Dummenjungenstreich der Opposition als einen großen Erfolg betrachten. Ihm konnte nichts mehr in die Hände arbeiten.

Ich bin der Meinung, und ich glaube, Sie werden dasselbe empfinden, daß unter diesen Verhältnissen der verzögerte Abdruck Ihrer Marineartikel kein Unglück war. Es wäre Ihnen und auch uns anderen, die den Inhalt hochstellen müssen, zuletzt nur peinlich gewesen, wenn die Richter u[nd] Hänel daraus sich die Waffen zur Bekämpfung des Marineetats u[nd] des Ministeriums geholt hätten. Aber in der Hauptsache, dem Abdruck überhaupt, bin ich nicht Ihrer Meinung. Dergleichen Einsicht soll man nicht in der Tasche behalten. Die gute belehrende Wirkung darf den Deutschen nicht vorenthalten werden. Wenn die Debatten vorbei sind, wird es Zeit sein, dann wird auch der Kaiser nicht in der Weise verletzt werden, u[nd] das Ausgesprochene wird in vielen für die Zukunft Frucht tragen. Auch bei der Regierung selbst, wo ja der Kanzler in der Sache ohnedies auf Ihrem Standpunkt stehen muß. Ich habe den Aufsatz von der „Kölnischen [Zeitung]" zurückgefordert und erhalten. Aber ich bewahre ihn mit Ihrer Erlaubnis für einen Abdruck. Darüber mündlich mehr ...

147.

Wiesbaden, 26. Januar 1885.

Lieber Freund!

Willkommen in der Heimat! Denn dies ist Ihnen jetzt doch Ihr Haus unter den Reben. Daß Sie stark in Anspruch genommen sein würden, habe ich mir gedacht. Aber die beste Nachricht war die, daß Sie Caprivin selbst Ihren Artikel in die Seele geschlagen haben. Natürlich ist der Druck nicht mehr in dieser Weise möglich u[nd] überhaupt nicht mehr zeitgemäß. Dennoch bewahre ich Ihnen die Arbeit, denn ich lege großen Wert darauf. Es ist in gewissem Sinn Ihr Glaubensbekenntnis über die deutsche Marine, und der Inhalt darf dieser und der Nation — abgesehen von der Polemik — nicht ganz vorenthalten werden. Darüber noch einmal mündlich. Ich wünsche nur, daß Ihnen beiden Reise sowohl als das kalte Wetter gut bekommt. Sobald sich's macht, erbitte ich Erlaubnis vom Hause Stosch, herüberzukommen. Hier geht's leidlich, dem Kinde und dem Vater.

Immer von Herzen

Ihr getreuer

Freytag.

148.

Wiesbaden, 4. Februar 1885.

Lieber Freund!

Anbei das Manuskript. Über die Korrekturen bitte ich, sich nicht zu wundern. Nachdem Ihre Handschrift für den Geschmack der „Kölnischen [Zeitung]" zugerichtet und kopiert war, wurde die Kopie von mir, nachdem sie von der „Kölnischen" zurückgezogen war, zum zweitenmal für den „Hamburgischen Korrespondenten" zugerichtet. Dieser ist kleiner u[nd] machte mehrere Striche nötig. Aber auf Ihre Order unterblieb auch dieser Abdruck u[nd] so müssen Sie sich jetzt das lüderliche und journalistische Aussehen gefallen lassen . . .

149.

Wiesbaden, 21. Februar 1885.

Lieber Freund!

Ihr Urteil über Metternich war mir in hohem Grade interessant, weniger um des Mannes willen, als weil es Ihr Wesen hübsch energisch offenbarte. Mir war der Kerl immer unangenehm als Hauptrepräsentant einer schwachen u[nd] hilflosen Periode europäischer Geschichte. Ob er für Östreich der möglichst beste Mann war, ist mir zweifelhaft. Vielleicht nur der Mitschuldige und schlechte Wegweiser einer argen Dynastie, welche durch die politischen Verbrechen ihrer Ahnherren heruntergedrückt worden ist. Nehmen wir an, es sei nach 1815 bis 1848 möglich gewesen — was ich nach dem damaligen Stand politischer Bildung nicht verneinen möchte — dem Kaiser-

staat eine neue Ordnung zu geben — welche den Provinzen eine gewisse Selbständigkeit, der Zentralregierung die Hauptkasse u[nd] das Heer sicherte, — so wäre es wahrscheinlich nicht zu solchem Ausbruch im J[ahre] 1848 gekommen. Doch dies in dem damaligen Östreich als unmöglich angenommen, bleibt immer noch die Schuld auf seinem Leben, daß er seine Lokomotive nicht zu behandeln verstand und für den kondensierten Dampf kein Ventil zu gebrauchen wußte. Man darf überhaupt gegen diese Memoiren[253]) vergangener u[nd] lebender Staatslenker ein starkes Mißtrauen hegen. Wer sagt uns, wie weit die Bearbeitung durch Umschreiben, Streichen, Weglassen u[nd] Retuschieren geht? Ich habe einen langen Brief Metternichs an Stockmar[235]) gesehen, der, im Februar 1848 geschrieben, für Europa eine Bewegung prognostiziert — wozu nicht viel Scharfsinn gehörte — und nur Östreich allein als sicher schilderte. Der Brief ist auch stilistisch so konfus, daß mir des alten Stockmar Behauptung, M[etternich] sei im Grunde nur ein pfiffiger Dummkopf gewesen, ganz wohl gefiel. Der Alte hatte ihn in den belgischen u[nd] griechischen Geschäften gründlich kennen gelernt. Die gründliche Armut an Ideen u[nd] Erfindung u[nd] der pedantische Gebrauch kleiner Mittel nach einer Schablone sind doch charakteristisch. Für uns freilich war dieser Landvogt Östreichs das größte Glück, denn er erst hat den Riß zwischen Deutschl[and] u[nd] Östreich klaffend gemacht . . .

150.

Wiesbaden, 27. März 1885.

. . . Für Normanns Brief danke ich schön. Mich freut's, daß er Gelegenheit hat, sich in großen Dingen nützlich zu machen, u[nd] daß er sein Selbstgefühl erhält. Man darf ihm auch das nicht verdenken, daß er Bismarck ein wenig bewundert. Da er einmal darauf angewiesen ist, unter diesem wunderlichen Heiligen zu arbeiten, wird das Quantum Pietät, welches sich allmählich in ihm einfindet, eine notwendige Verbindung für ein aufrichtiges Zusammenarbeiten u[nd] für das notwendige „Sichfügen".

Die Idee mit dem Baby[254]) ist so abgeschmackt als möglich, u[nd] es wäre traurig, wenn in der Tat nur von dem Starrsinn Cumberlands die Rettung aus diesem dummen Auskunftsmittel zu erwarten wäre. Am wenigsten haben die englischen Herrschaften Ursache, dies Projekt zu begünstigen; denn ihre eigene hohe Stellung in der Welt beruht nach menschlichem Ermessen auf dem Umstand, daß vor c[irca] 200 Jahren das Baby Stuart, der spätgeborene Sohn Jakobs II., nicht zur Sukzession zugelassen wurde. Damals ist dieselbe Frage in England zur Genüge verhandelt worden, und die Gründe, welche damals den Whigs das Projekt unleidlich machten, sind aus der Geschichte zu erlesen. Gerade dies ist einer der Fälle, wo Historia docet. Aber unsere Fürsten lesen diese Geschichte nicht wie wir. Übrigens hat schon vor 200 Jahren Jakob II. das Wort gesprochen: „Ich kann es ertragen, von einem Usurpator dethronisiert zu sein, nimmer aber von meinem Sohn."

Mir ist's auch nicht recht gut gewesen, doch war's nur gewöhnliche Verkältung. Mein Junge hält sich ganz leidlich, ich muß in diesen Tagen Kindermuhme spielen, denn seine Pflegerin ist auch erkrankt. Alles hat hier Katarrh, Husten, Masern, und alles ist hier verschnupft u[nd] schnaubt gegen die Verwendung der Bismarckgaben.[255]) Es ist mir lieb, daß ich mit dieser Sache nichts zu schaffen hatte. Hätte man ihm ein silbernes Seidel stiften wollen, so hoch wie ein Haus, ich würde gern dazu gegeben haben, denn wie der Bursch auch ist, wir sind ihm tief verschuldet. Aber solches Wechselziehen auf Popularität zur Arrondierung der eigenen Anker ist nicht schön.

Seien Sie herzlich gegrüßt, Ihrem lieben Gemahl treue Huldigungen

Ihres

Freytag.

151.

Wiesb[aden], 13. April 1885.

Lieber Freund!

So lange habe ich nichts von Ihnen gehört, daß ich unruhig werde, u[nd] ich frage an: Wie geht es bei Ihnen, wie leben Sie u[nd] wie befinden Sie sich?

Hier hausen wir still fort. Ein Kongreß der Ärzte brachte durch Zufall alle Doktoren, die ich bei meinem wechselnden Aufenthalt durch Dezennien gehabt habe, zusammen, es gab Besuche und ärztlichen Rat so reichlich, daß ich, was diesen betrifft, wahrhaft gepanzert gegen die Unbilden des Erdenlebens bin . . .

Der Tod von Schwarz,[256]) mit dem ich übrigens gesellschaftlich nicht verkehrte, ist für Gotha doch ein Verlust. Er kümmerte sich um Politik noch in seinen letzten Tagen und sagte z. B. zu einem Bekannten über die Bismarcksammlungen:[255]) „Passen Sie auf, der Kerl nimmt das Geld für sich." Worin er nicht unrecht hatte.

Der letzte Artikel der „Köln[ischen] Zeitung" über unsere Marine ist wohl von Zöller,[257]) dem Henning[258]) das Material gegeben. Master Henning hat sich den Sonnenstich geholt, als er seinen Admiral aus — ziemlich ruhmloser — Situation zwischen feindlichen Negern hindurchsteuerte. Doch soll's ihm wieder besser gehen. Diese ostafrikanischen Expeditionen sind doch bedenklich und von zweifelhaftem Wert. Gerade da, wo wir kolonisieren können, im gemäßigten Brasilien, hat's das Auswärtige Amt verboten! Der bisherige Erwerb verspricht wohl zunächst nicht viel Besseres als Schnecken für uns Sammler u[nd] Vogelbälge zum Ausstopfen.

Lassen Sie mich bald von sich hören. Grüßen Sie herzlich Ihr liebes Gemahl, ich bin immer

Ihr getreuer

Freytag.

152.

Siebleben, 28. Mai 1885.

Lieber Freund!

Es ist also am Rhein auch kalt gewesen? Hier war die Witterung nicht schlecht, nur etwas Wind. Aber herrliche Baumblüte; noch heut steht mein größter Baum in voller Blüte, und der Flieder ist gerade in voller Pracht. Es ist doch fast 14 Tage später Sommer als im Rheingau. Mein stilles Siebleben hat sich in den Feiertagen sehr voll u[nd] schreiig erwiesen, und die Dorfmusik hat jämmerliche Rückschritte gemacht, die Posaune zieht nach Belieben lang u[nd] kurz, u[nd] das Klapphorn brüllt. So ist alles Schöne vergänglich, einst hatte das Dorf drei Kapellen, jetzt nicht mehr eine. Woher kommt das? Materialismus, daneben Bevorzugung der Vokalmusik, denn wir haben jetzt zwei Liedertafeln, eine mehr für geistliche Musik. Dazu zwei Kriegervereine statt einem. Dieser Reichtum ist aber nur Folge deutscher Veruneinigung . . .

. . . Wir haben in den letzten 20 Jahren einen ganz ungemeinen Fortschritt in der Technik der sogenannten Kunsthandwerke gemacht und bilden nach u[nd] adjustieren unserem Bedürfnis sehr behend alle möglichen Kunstformen aller Zeiten u[nd] Völker. Aber diese Signatur der historischen Bildung gibt auch allem, was erfunden werden muß, etwas Geborgtes, Unsicheres, Zufälliges und Buntscheckiges. Die originale Erfindung ist nicht stärker geworden als sie in unserer Jugend war, und wirklich Neues wird fast nur da erfunden, wo ganz neue Aufgaben kommen u[nd] zwingen. Von allen Bauten scheinen mir die Eisenbahnhallen und Glaskästen der Ausstellungsgebäude die originalsten. Dampf und Eisen sind die Motoren moderner Erfindung.

Es hat mir sehr leid getan, daß ich am 20. nicht in Östrich sein konnte.

Was mag wohl der Grund sein, daß bei der Braunschweiger Beseitigung des Cumberland[259]) die Welfenlegion, der wirksamste Vorwurf u[nd] der schlagende, so ganz im Hintergrunde blieb? — Das nächste also wird sein, daß die Braunschweiger sich einen Regenten wählen. Man mag als Kaiser und Kanzler so konservativ fühlen als möglich — auf dem Wege, den wir wandeln, ist man doch gezwungen, äußerst liberale Auffassungen in Tat umzusetzen.

Gutes Glück auf allen Wegen, in Garten u[nd] Weinberg. Ich bin immer von Herzen

Ihr getreuer

Freytag.

153.

Siebleben, 17. Juni 1885.

. . . Der Tod des Pr[inzen] Fr[iedrich] Karl[260]) hat mich einigermaßen aufgeregt, nicht durch übermäßige Teilnahme. Wir messen die politische Reife, die Moralität und den Wert der polit[ischen] Institutionen einer

Nation doch vor allem nach dem Urteil, welches in der Öffentlichkeit laut wird. Es ist eine unerfreuliche Beobachtung, welch konsequente Lüge die Loyalität wagt oder hinnimmt, u[nd] welch ungeheure Lüge unsere Monarchen fordern. Man muß daran denken, daß es in Victor Hugos Republik noch ärger zugeht, um sich zu pazifizieren. In der ungewöhnlichen Sehnsucht nach Menschengröße u[nd] Heldengestalten, welche uns Deutschen eigen sind, hat sich das Volk auch diesen Mann zu einem Helden hergerichtet, der wahrscheinlich mit der ihm zugeteilten Physiognomie auch auf die Nachwelt übergehen wird.

Das Zuteilen kriegerischer Lorbeeren an die Repräsentanten, statt an die Handelnden, und das Aufblasen der Hohenzollern zu Heldengestalten muß doch mit einigem Maße getrieben werden. Nicht nur, weil es endlich den Leuten doch zu viel wird u[nd] die Augen sich öffnen, vor allem, weil es die Familie selbst verdirbt. Von Grund aus.

Weiß nicht, war es Dummheit oder Bosheit des offiziellen Lobredners in der Kölnischen [Zeitung], daß er zuletzt sogar sein — des Prinzen — Interesse an den Schiffsjungen lobte. Den Kron[prin]z[e]n befreit des Feldmarschalls Tod von einem lästigen Gegner; im übrigen wird nach acht Tagen kein Hahn um ihn krähen. Nur der treue, gutherzige Michel wird beim Glase sein lebelang wehmütig sagen: „Das war der große Feldherr, der uns vor Russen und Franzosen bewahrt hätte."

Wir aber wollen jetzt mit geringerer Sorge an die oberste Heerführung im nächsten Kriege denken. Nach dieser Richtung ist es ein Glück, daß er geschieden ist.

Das ist auch eine Nachrede, u[nd] wahrlich keine illoyale. Doch das [entzündete] Auge mahnt, zu schließen.

Herzliche Huldigungen Ihrem lieben Gemahl von

Ihrem getreuen

Freytag.

Bis 1. Juli noch kölnisch, dann auch national.[261])

154.

Siebleben, 6. Juli 1885.

... Vorher war ich einen Tag auf dem Kallenberg.[262]) Von Staat und Völkerleben wußte man dort nichts Besonderes. Die Urteile über die jungen Herrschaften u[nd] England stimmten zu Bekanntem. Die Sukzession des Edinburg in Gotha[91]) erregt weniger Mißvergnügen als seine gegenwärtige Befugnis, als nächster Agnat die Geldoperationen, die uns unvermeidlich geworden sind, zu kontrollieren. Dennoch ist diese Sukzession eine böse Aussicht, und ich würde für ein Glück halten, wenn schon bei Gelegenheit der braunschw[eigischen] Frage der selbstverständliche Satz, daß kein Prinz aus fremdem Lande deutscher Regent werden dürfe, staatsrechtlich würde. Der Herzog hatte verlangt, daß sein Neffe in Gotha deutsch erzogen würde,

die Königin hatte darauf dadurch geantwortet, daß sie ihn zum H[erzog] v[on] Edinburg machte u[nd] in die engl[ische] Marine gab. Er hat übrigens einen elfjährigen Sohn [Alfred]. Die anderen Koburger sind gute Leute, aber leider katholisch u[nd] Östreicher. So haben auch wir eine kleine braunschweigische Frage in Sicht. Der Kanzler wird schwerlich vor eintretendem Fall darüber einen Willen betätigen. Es liegt in seiner Art, sich das Feld frei zu halten. Zurzeit wird er sich dadurch bestimmen lassen, was 1. ihm selbst, 2. dem Reiche am besten dient. Ob er die Kronprinzeß-Kaiserin verbinden oder kränken will, wird wohl von Einfluß sein. Über den tiefen Haß der hohen Dame gegen den Kanzler wurde allerlei erzählt, was aber nicht neu ist. Sogar Onkel Ernst darf nicht mehr mit dem Kronprinzen allein sein, es werden Wächter gesetzt oder [der] Kronprinz abgerufen.

Dies fränkische Thüringen ist ein schönes Land und trotz der verregneten Heuernte in stillem Wohlbefinden. Auch mein altes Siebleben. Nur daß mir dies zu sehr Großstadt wird. Sonst schlief um 10 Uhr alles — jetzt kegeln sie bis um Mitternacht, und wir hatten durch vier Wochen eine Schauspielergesellschaft mit ordentlichen gedruckten Zetteln, welche sowohl in Kom- als in Tragödie zu wirken verstand.

Daß Ihr Haus sich von lieben Gästen füllt, freut mich für Ihre Freistunden. Auf die Arbeitsstube trauen sie sich doch nicht. Ich wünsche Ihnen aber jetzt keine Feder in die Hand, sondern lieber die Gießkanne. Auch der lieben Sonne wegen, die Sie für den Wein mehr brauchen als diesen endlosen Regen. Ich rechne noch immer in diesem Jahr auf zweieinhalb Fuder ruhmvollsten Gewächses, wofür eine unsägliche Summe gelöst wird.

Bis dahin bleiben Sie mir gut, herzliche Huldigungen der lieben Freundin von

Ihrem getreuen

Freytag.

155.

Siebleben, 17. Juli 1885.

Mein geliebter Freund!

Nehmen Sie meinen innigen Dank für Ihre guten Wünsche! Für alle Freundschaft u[nd] Herzlichkeit, die Sie und Ihr liebes Gemahl mir seit einer langen Reihe von Jahren bewiesen haben! Aus leichtgesponnenen Fäden ist ein dauerhaftes Tau geworden, und ich habe mehr als einmal in trüber Zeit empfunden, daß es half, mich auf dieser wunderlichen Erde festzuhalten ...

Seit dem Ersten lese ich auch die Nationalzeitung.[261]) Ein mäßiges, anständiges Blatt mit leisen Symptomen von Langweiligkeit. Das beste in diesen Wochen waren wohl die letzten Aufsätze über Manteuffel. Darüber nächstens mehr ...

Sie sind für Ihre Freunde ein rührender Mann mit Ihren Confessions.[263]) Diesmal sind die Rosse durchgegangen. Am meisten Besorgnis macht mir der Umstand, daß Kronprinz wirklich mit Bism[arck] gesprochen haben könnte. Denn in diesem Fall würde der Kanzler sich die Gelegenheit nicht haben entgehen lassen, über Ihre Persönlichkeit dem Herrn so viel einzureden, daß voraussichtlich seine Meinung von Ihnen nicht gestärkt worden ist. In der Sache selbst würde ich für das größte Unglück für Sie halten, wenn Ihr flüchtiger Wunsch erfüllt worden wäre. Es gibt Dinge, die überhaupt nicht gutzumachen sind, wenigstens nicht so gut, daß das Gemachte dem Schaffenden zur Ehre u[nd] Freude gereicht. Im Elsaß ist die Zeit selbst der beste Statthalter, in der nächsten Generation Frankreichs Niedergang u[nd], wenn wir nicht des Teufels werden, unser Heraufkommen. Ihre besten Qualitäten hätten Sie dort gar nicht zur Geltung gebracht; denn nicht energisches Tun, sondern höchst umsichtige, nach allen Seiten gerechte, gleichmäßige Festigkeit, welche zu temporisieren weiß, ist den Gemütern gegenüber am Platz. Was wollten Sie mit den Françillons und der katholischen Geistlichkeit sich ärgern? Usw.

Das beste bei der Sache ist Ihre Freudigkeit, Pflichten zu übernehmen, u[nd] das Gefühl der Kraft. Hoffe, daß Sie dies noch zum Heil Germaniens einmal betätigen können!

156.

Siebleben, 10. August 1885.

Lieber Freund!

Es scheint mir zeitgemäß, Ihnen wieder einmal zu sagen, wie lieb Sie mir sind und wie dankbar ich Ihre Freundschaft für mich im Herzen trage.

Wenn Sie Ihre eigene Vergangenheit prüfend überschauen, so kann Ihnen nicht entgehen, daß Sie allerlei erlebt haben, wobei Sie die Weltgeschichte redlich vorwärtsschieben halfen. Zwei schöne Kriege, über welche noch späte Enkel staunend die Hände zusammenschlagen werden, und dann zehn bis zwölf ruhmvolle Jahre deutscher Marine, welcher Ihr Name länger angeheftet sein wird, als die Balken Ihres Schiffes zusammenhalten. Und nach alledem frisch, fromm, fröhlich u[nd] frei als Hausbesitzer u[nd] Weinbauer. Es ist doch ein glückliches Leben, u[nd] es ist wenigen Ihrer Zeitgenossen so gut geworden.

Lassen Sie sich auch nicht die Betrachtung in die Quere kommen, daß Sie Ihr 50jähriges Jubiläum nicht im Waffenrock begehen. Es ist keine Freude, sondern ein Jammer, solche Schlußfeier bei lebendigem Leibe durchzumachen. Und lassen Sie sich die geheime Sehnsucht nach Amt u[nd] großer Tätigkeit ja nicht mächtig werden! Größeres, als Sie geleistet, könnten Sie, wie die Verhältnisse liegen, nicht mehr durchsetzen. Höchstens Ihren Ruhm bewahren u[nd], was Sie von Kraft haben, im Tageseinerlei u[nd] allerlei Reibungen daransetzen. So ist's weit besser, Sie schonen Ihre Kraft, um

für sich und die Ihrigen zu leben; möglicherweise, wenn eine Zeit, die Sie nicht missen kann, einbrechen sollte, um noch einmal in guter Kraft wirksam zu werden.

Sie haben um uns alle so sehr verdient, endlich einmal für sich selbst leben zu dürfen, daß die Freunde Ihnen nichts Lieberes wünschen können, als daß Ihnen dies heitere Stilleben nicht gestört u[nd] durchbrochen werde.

Denken Sie unter vielem Großen, das Sie sich erworben, auch freundlich an die stille Treue

Ihres

Freytag.

157.

Siebleben, 2./[6.] September 1885.

Lieber Freund!

Gestern vor 15 Jahren standen wir eine Zeitlang zusammen auf der Höhe von Donchery. Heut versuchen Sie in der Stille, den künftigen Kaiser für sein neues Amt zu festigen. Mein lieber Freund! Sie mit Roggenbach u[nd] Geffcken (?) zusammen.[264]) Es ist alles sehr schön. Aber Sie können ebensogut ins Wasser schlagen u[nd] hoffen, daß die Spur des Schlages dauern werde. Jeder Einfluß, der von seitwärts auf den Herrn geübt wird, ist ganz ohnmächtig gegenüber den beiden Gewalten, welche ihn regieren: 1. die Frau mit ihrem Herrn,[265]) 2. der Kanzler. Auch der letztere. Die Rückkehr Normanns in eine persönliche Stellung ist, wenn überhaupt durchzusetzen, jedenfalls nur dann möglich, wenn der Kanzler damit einverstanden ist. Ob er das sein wird, ist mir sehr zweifelhaft. Anderenfalls würde sein Argwohn und die Eifersucht unserem Freunde schnelles Verderben bereiten. Auch im günstigsten Falle wäre sie für ihn kein Glück. Und ich meine, er wird unnütz geopfert.

Doch das alles wissen Sie selbst. Und solche üble Perspektive soll nicht hindern, das möglichst Beste zu tun und auch da zu versuchen, wo man an dem Erfolge zweifelt. Und so, mit einem Herzen, welches alle Ihre Besorgnisse schmerzlich fühlt, und ohne volles Vertrauen möchte ich Ihnen doch sagen, Sie haben das möglichst Beste getan. Und das ist alles, was man als Mann vermag.

Ich war einige Tage unwohl, nichts Großes, aber im Schreiben behindert, und kann erst heut am Sonntag[266]) diesen Gruß beenden.

Wie sehr das Schicksal liebt, menschliche Weisheit als fruchtlos zu erweisen, lehrt wieder die Kolonialfrage. Was haben wir uns nicht gemüht, Spanien von Frankreich zu trennen, und jetzt stehen wir plötzlich vor der Gefahr eines großen Konflikts[267]) mit diesem unholden Volke, und haben es den Franzosen geradezu in die Arme geworfen. Auch diesen Mut zum Draufgehen gemacht; denn wenn Spanien auch nicht viel als Bundesgenosse wert ist, so befreit es die Franzosen doch von dem Schutz der Pyrenäen-

grenze. Der Kanzler wird jetzt alle seine großen Qualitäten nötig haben, um aus diesem Wirbelsturm herauszusteuern. Und wir sind erst im Anfange unserer Aneignungspolitik.

Wie bei den vermehrten Anforderungen unsere Marine fertig werden soll, verstehe ich nicht. Sie ist ja wohl schon jetzt aufs stärkste in Anspruch genommen. Wissen Sie, weshalb Karcher[268]) abgerufen worden ist? Hat er nichts pekziert, so wäre eine Notiz für die Öffentlichkeit wünschenswert; denn er erscheint als Bestrafter.

Vorige Woche habe ich einige Tage einen jüngeren Mann hier gehabt, der als Schriftsteller sehr rührig ist, wenn auch durch eine Vielgeschäftigkeit, die ihn aufzureiben droht, bedenklich. Doch ist er warmer Teilnahme nicht unwert. Kürschner[269]) aus Stuttgart, Herausgeber von so u[nd] soviel literarischen Unternehmungen. Er kennt alle Welt, auch unseren alten Freund Geffcken, und erzählte mir viel von den intimen Verbindungen desselben mit dem Kronprinzen, die ihm Geffcken berichtet hatte. Ich erwähne dies nur, weil dies Huhn, wenn es ein Ei gelegt hat, das Gackern nicht lassen kann. Bismarck kann jederzeit wissen, was unser Freund treibt. Rate deshalb zur Vorsicht. Es ist diese Eigenschaft in Wahrheit ein Leidwesen, denn er ist brav, gescheit und überall eingeführt. Sein Aufsatz über Manteuffel[263]) ist zwar von einem Standpunkt geschrieben, den ich nicht für den richtigen halte; aber bei einem Nachruf sieht man gern darüber weg u[nd] freut sich an dem menschlichen, warmen Anteil.

Sie schreiben nicht, was der Wein macht. Bei der hiesigen Kälte habe ich Sorge um das Gelingen. Sagen Sie Ihrem lieben Gemahl alles Herzliche, bleiben Sie gut

Ihrem

getreuen

Freytag.

158.

Siebleben, 14. Oktober 1885.

... Schlesien habe ich nur im Fluge gesehen; mein Heimatland ist auf der Bergseite sehr anmutig, und die Sprache klang mir wie eine Melodie aus der Kinderzeit, aber die alten Bekannten waren fast alle tot. Die neuen Menschen, welche ich kennen lernte, waren, soweit sie Schlesien angehören, sämtlich gute Schlesier nach dem Typus von der angesessenen Sorte — der neue Schwiegervater ist Landrat des Reichenbacher Weberkreises —, aber sie machten doch den Eindruck, daß sie in der Ecke sitzen. Die Loyalität war feurig, an der Kaiserin Geburtstag wurde ihre Gesundheit ausgebracht, was Augusta'n nicht überall passiert. Nur der Pastor war still und unzufrieden, er aß viel, trank viel und wurde erst beredt, als er über die unerträglichen Übergriffe der katholischen Kapläne klagte, die ihm das Leben verleiden. Die Defensive ist doch auch im Kultus eine schlechte Kriegführung.

Jetzt nach der Rückkehr hatte ich einen Berg von Zeitungen durchzustöbern. In der Braunschweiger Sache[250]) gefällt mir die preuß[ische] Okkupation durch Pr[in]z Albrecht nicht recht. Es wäre für die Zukunft des Reiches besser gewesen, wenn Preußen bei dieser Gelegenheit sich uneigennützig gezeigt hätte. Denn alle Besorgnisse der Mittelstaaten sind wieder aufgerührt und namentlich in Sachsen, wo die Bemühungen, den verständigen König zu einem guten Freund zu machen, sich als fruchtlos erweisen müssen. Nun kann der Kanzler, wenn er diesen Ausgang wirklich gewollt hat, zu seiner Entschuldigung sagen, daß es vor allem darauf ankam, feste Verhältnisse zu schaffen, welche den Welfen usw. keine Hoffnung ließen, und daß jeder Prinz aus einem anderen regierenden Hause eine neue Unsicherheit zu schaffen drohte . . .

Auf der Balkanseite, wo jetzt Junker Battenberg sein Quarante sept spielt, ist es anmutig, zu sehen, wie die natürlichen Lebensbedingungen der Völker, selbst der unfertigen, sich stärker erweisen als die russischen Gelüste. Rußland hat Serbien geschaffen, und Serbien ist jetzt im feindlichen Lager, es hat Griechenland, die Moldau und Walachei losreißen helfen, und beide sind ihm bedenkliche Frondeurs geworden; jetzt wird Alexander, den es für seine Puppe hielt, sein Gegner.[270]) Es ist doch wahrscheinlich geworden, daß auch hier das Vernünftige sich gestalten wird, ein Staatenbund der unteren Donau, bei dem freilich die Frage noch zu entscheiden ist, ob er unter Östreichs Adler sich sammeln wird oder ob Östreich an ihm auseinanderfällt. Das wird wohl eine von den großen Sorgen des nächsten Geschlechts sein. Die größte für uns aber der Fortschritt des slawischen Elementes an unserer Ostgrenze. Auch das ist ein Naturprozeß, ein großer und für uns verhängnisvoller . . .

159.

Siebleben, 17. Oktober 1885.

Lieber Freund!

Unsere Briefe begegneten einander auf der hiesigen Post, ich erhielt Ihren gestrigen eine Stunde nach Absendung des meinigen. Die Grammatik möchte ich Ihnen in persona zur Ansicht senden u[nd] soll dies in den nächsten Tagen geschehen, vielleicht erhalte ich mehrere zur Auswahl. Denn die Zahl ist unendlich, die Brauchbarkeit der meisten auf einen bestimmten Kreis beschränkt. So ist am besten, Sie sehen erst, was Ihnen paßt; über den Wert der einzelnen schreibe ich Ihnen.

Die Nationalzeitung[261]) ist ein anständiges Blatt, das ich jetzt täglich lese. Aber in dem leidigen Prozeß Gräf[271]) hat der bejahrte Bellmaus Karl Frenzel einen bis zwei sehr alberne Artikel gebracht. Wenn wir geneigt sind, über die sinnlichen Verirrungen eines Künstlers, Dichters usw. milder zu urteilen, so darf solche Nachsicht doch nie als ein Recht dieser Kategorien beansprucht werden. Am wenigsten in diesem Fall, wo die erschwerenden Umstände sich häuften.

Die Miserabilität der neuen Donaunationalität[270]) ist noch so groß, daß es recht übel wäre, wenn die Geschichte jetzt losginge.

Sonst für heut nur herzliche Grüße u[nd] Huldigungen an Ihr Gemahl von

Ihrem getreuen

Freytag.

160.

Siebleben, 24. Oktober 1885.

... Heut sende ich Ihnen gleichzeitig zwei Teile einer deutschen Grammatik, anfang nächster Woche erhalten Sie, direkt von Leipzig, noch anderes. Alles zur Ansicht resp. Auswahl. Da ich von hier zu meinen Büchern nicht konnte, ließ ich von Leipzig kommen, das Beifolgende aus der Bibliothek eines Bekannten, das Nachfolgende durch Hirzel. Es gibt unter der großen Anzahl deutscher Grammatiken wohl eine, welche Ihnen dienen wird, aber ich bitte Sie, die Auswahl sich nicht verdrießen zu lassen. Denn die Behandlung der Sprache darin ist grundverschieden. Abgesehen von der sogenannten philosophischen zwei Gesichtspunkte: 1. der sogenannte historische, welcher die Sprache in ihrer fast 2000jährigen Entwicklung darstellt und zum Vergleich auch alle anderen indogermanischen Sprachen heranzieht. Hier ist der gesetzmäßige Wandel der Sprache, ihrer Laute, Wortformen, Satzbildungen das Hauptinteresse; das nie stillstehende Leben derselben wird zu erfassen gesucht. Diese Betrachtungsweise haben die Grimm bei uns geschaffen, die vergleichende Sprachforschung hat geholfen, und dies ist die vorzugsweise wissenschaftliche Behandlung, in der auch ich zu lernen u[nd] einst zu lehren hatte. 2. Im Gegensatz dazu steht eine andere Betrachtung der Sprache, die systematische, welche bemüht ist, den gegenwärtigen Zustand der Sprache zu schildern und in Regeln zu fassen. Dieser Betrachtung ist die Sprache vor allem ein Festes, ihre Gesetze eine zwingende Verpflichtung für die lebende und künftige Generation. Ich nehme an, daß Sie vorzugsweise diese Auffassung zu prüfen wünschen.

Doch ich merke, nicht ungestraft haben Sie an meine Zirkel gerührt, ich werde sogleich breit. Mündlich mehr, wenn Sie es hören wollen. Ich werde wohl bis etwa zum 7. November hierbleiben, dann komme ich wieder in Ihre Nähe, und diese Aussicht ist mir die liebste für Wiesbaden. Denn ich hänge im ganzen mehr an dem engen Hause hier, als an dem Wiesbadener Stil ...

Im Donaulande scheint der Losbruch vertagt. Es wäre doch gut, wenn die Bulgaren unter Alexander I. zusammenbleiben[270]) könnten. Diese ersten unholden Anläufe von Schweinezüchtern u[nd] Kukuruzessern, sich einen kleinen Staat zu bilden, haben doch auch in unserem Interesse Berechtigung. Es sind freilich garstige Kerlchen. Bleiben Sie gut

Ihrem getreuen

Freytag.

161.

Siebleben, 25. Oktober 1885.

Lieber Freund!

Ich fürchte, Sie werden sich durch die grammatische Frage belästigt fühlen, denn Sie haben mir die Schleusen aufgetan, und die Flut bricht Ihnen in das Haus. Beifolgendes Buch v. Wetzel,[272]) das ich hierher erhalten, empfiehlt sich durch einige Rücksichtnahme auf vergangene Sprachzeiten, sowie durch eine Schlußabhandlung über Bonitzens[280]) verdammte neue Orthographie.

Im ganzen ist diese ganze Schulmeisterliteratur ebenso unentbehrlich als langweilig.

Sämtliche Bücher können, sofern Sie dieselben nicht behalten wollen, mir zurückgegeben werden.

In Liebe u[nd] Treue

Ihr

Freytag.

162.

Siebleben, 29. Oktober 1885.

Lieber Freund!

Die Abhandlung über Orthographie ist dem Wetzel[272]) angebunden (es ist der ganze letzte Teil des Buches) nach offiziellen Anforderungen gemacht. Von dem Übersandten würde ich zumeist den Wetzel empfehlen.

Ich war auf einen Abend in Braunschweig bei Normann; seit Jahren hatte ich ihn nicht gesehen, man wird älter und wer weiß, wann sich so gute Gelegenheit trifft. Es war ein gutes Wiedersehn, ich habe ihn so klar u[nd] heiter gefunden, daß es eine wahre Freude war. Über manches besser mündlich. Daß die Braunschweigische Frage[259]) nicht definitiv gelöst ist, bleibt ein großer Übelstand. Daß weder die Zeitdauer der Regentschaft noch das Verhältnis des Regenten zu gewissen höchsten landesherrlichen Befugnissen gesetzlich zu regeln war, wird vom ersten Tage der Regentschaft Schwierigkeiten bereiten. Hoffentlich helfen diese dazu, die Notwendigkeit einer definitiven Regelung nahezulegen. Auf der Reise u[nd] in Br[aunschweig] hatte ich Gelegenheit, einzelne Stimmen aus dem Publikum zu hören. Alles vortrefflich. Es ist ein tüchtiges, braves Völkchen. Heiter war die Fahrt. Die Entfernung von Gotha nach Br[aunschweig] sieht aus wie ein allerdings großer Katzensprung. Es ist aber eine Reise von sieben Stunden, viermaliges Umsteigen, Mittagessen vakat, man würde ebenso schnell nach Berlin kommen u[nd] weit bequemer. Hoffentlich hilft auch hier dem isolierten Ländchen die preußische Verwaltung ihrer Eisenbahnen. Es ist ein wahres Glück, daß die Rankünen des früheren Hannovers den Braunschweigern eine tiefe Abneigung gegen die Welfen eingeflößt haben.

Von Normann habe ich eine Bitte an Sie auszurichten, die ich Ihnen lieber sogleich schreibe. Sie äußerten ihm gegenüber, daß der Kronprinz ihm für seine Tätigkeit einen Orden auswirken müsse. Er läßt Sie dringend bitten, dafür durchaus nichts zu tun. Er will jetzt keinen Orden, aus zureichenden Gründen, die zum Teil in seiner amtlichen Stellung liegen. Das Nähere trage ich Ihnen vor, sobald wir uns sehen.

Darauf freue ich mich u[nd] daß es nicht mehr lange dauern soll. Ich hoffe, daß die Weinlese Ihnen keine Verkältung bringen wird u[nd] daß zuletzt die Tüchtigkeit Ihrer Reben sich doch noch besser bewähren wird, als man dies Jahr annimmt. Hier geht's so leidlich u[nd] wir denken ans Packen. Mein Knabe trägt schon zusammen. Herzliche Grüße ins Haus, Ihnen alle Liebe u[nd] Treue

Ihres

Freytag.

163.

Wiesb[aden], 28. November 1885.

Es ist schön, mit Kaiserinnen durch die Fluren schwärmen.
Schöner noch, hört man den eignen Most im Keller lärmen.
Bellmaus.

Lieber Freund!

Hoffentlich sind Sie durch Regen und Nebel wohlbehalten zurückgekehrt. Für Ihren letzten lieben Brief großen Dank, u[nd] den allergrößten für den verständigen Gedanken, nach Wiesbaden zu kommen. Dafür wage ich ein Gesuch. Kommen Sie doch einmal zu Mittag, meine Köchin ist leidlich, u[nd] ich würde mich freuen, Ihnen die Honneurs de la fourchette zu machen. Jeder Tag ist mir sehr willkommen, nur Montag würden wir nicht allein sein. Haben Sie nur die Güte, mir durch eine Zeile die Stunde Ihrer Ankunft anzudeuten.

Den Heyse[278]) bitte ich mit dem anderen Kram, den Sie nicht brauchen, an mich zu senden.

Alles übrige mündlich. Der Gemahlin treue Huldigungen, Ihnen alle Liebe

Ihres

Freytag.

164.

G. Freytag an Frau v. Stosch.

Wiesbaden, 12. Dezember 1885.

Liebe teure Freundin!

Mit wahrer Betrübnis muß ich auf dem Papier meine Glückwünsche zu Ihnen senden, da bei dieser Kälte der Ausgang ins Freie für mich völlig und peremptorisch verboten ist. Es ist eine Tücke des Nordpols, die dieser geographische Begriff mir zum Possen grade jetzt ausübt. Er hätte auch bis zum Januar warten können.

Ich werde Ihrer daheim in treuer Verehrung gedenken. Bewahren auch Sie mir im neuen Lebensjahr Ihre Freundschaft! Je länger wir zwischen Frost und Hitze auf dieser Erde umherwandeln, um so teurer wird der Vorrat von Liebe, den wir im Laufe der Jahre gewonnen haben. Ach, der Freunde werden eher weniger als mehr. Möge Ihnen ein gnadenvolles Geschick erhalten, was Sie haben, und reichlich auch die kleinen Freuden des Tages zuteilen.

Sobald das Wetter menschlicher geworden, werde ich um Erlaubnis bitten, Ihnen selbst zu sagen, wie sehr ich von Herzen bin in alter Anhänglichkeit u[nd] Freundschaft

Ihr getreuster

Freytag.

165.

G. Freytag an A. v. Stosch.

Wiesbaden, 26. Dezember 1885.

Lieber Freund!

Ich war durch einen Lungenkatarrh, der mich in die Stube bannte, ziemlich heruntergekommen. Jetzt geht's besser, doch will ich noch einige Tage warten, ehe ich mir die Freude gönnen möchte, herüberzukommen. Im ganzen habe ich zwar die Meinung, daß ich mich tapfer halte, aber gerade diese Art von Zufällen ist bei meiner Disposition ein Memento mori und beansprucht gute Behandlung.

Für den beifolgenden Brief danke ich herzlich. Die Verschwendung unserer Marinekraft ist, wie Sie ja längst erkannt, eine Folge der Verbindung von Unselbständigkeit u[nd] Tyrannei. Caprivi wird wahrscheinlich bereits das Gefühl haben, daß ihm die ganze Marine zu schwere Last war u[nd] daß er sich nach allen Richtungen verhauen hat. Die Ansprüche steigen plötzlich, die Abnutzung wird viel zu groß, die Defensivarmierung erweist sich als unausführbar.

In der Politik werden Sie die Befriedigung haben, daß Ihr Protegé, der Bulgare, in immer bessere Situation kommt.[274]) Freilich muß er nach Canossa, indes hoffe ich, daß er Gift genug getrunken hat, um den inneren Groll zu bewahren, und zuletzt werden sich die natürlichen Verhältnisse doch als die stärkern erweisen, und wenn das Landesinteresse die Bulgaren nicht von Rußland abzieht, wird die Schlechtigkeit der russischen Agenten das übrige tun. Komisch aber sind die tapfern Hellenen. — Wie es mit dem Reichstag[275]) werden soll, verstehe ich nicht. Dieser Karren ist gründlich verfahren, u[nd] der Kanzler u[nd] die Erwählten des Volkes teilen sich in die Schuld.

Ich bringe Ihnen den neuen Band von Treitschke,[276]) den ich in diesen Tagen vom Autor erhalten, mit, wenn ich komme.

Den herzlichsten Glückwunsch aber zur Festbescherung durch Albedyll.[281]) Das war doch ein gutgemeinter Beweis der Dankbarkeit von unserem alten Kaiser. Lassen Sie sich's wohlgehn bis zum Wiedersehn. Ihrem lieben Gemahl meine Huldigungen, den Söhnen besten Gruß

Ihres getreuen

Freytag.

166.

Wiesbaden, 9. Januar 1886.

Lieber Freund!

Die erwähnte Schrift[277]) hat zwei Übelstände: 1. weiß man nicht, für wen sie geschrieben ist; 2. lehrt sie nicht, was gegen den Übelstand, falls solcher vorhanden, geschehen soll. Was soll u[nd] was kann der Leser tun, um zu bessern, selbst wenn ihm gruselt? So ist es ein Streich in die Luft, der freilich ärgern wird. Und hat der Verfasser nur das gewollt, so kann er befriedigt sein. Ich glaube, daß auch die Zeitungen — etwa mit Ausnahme des Fortschritts — nicht wissen werden, was sie damit anfangen sollen.

In der Sache mag schon manches so sein. Bin neugierig, was Norm[ann] dazu sagen wird.

Es war mir eine Freude, Sie beide so wohl gefunden zu haben. Jetzt kommt die Zeit, wo die alte Kraft vorhalten muß, denn es wird draußen ruppig. Daß Sie der Reise nach Berlin überhoben worden sind, zwingt mich, Sie herzlich zu beglückwünschen, denn diese Spielerei im Kapitel[278]) kommt gleich hinter der Freimaurerei, es ist hohler Humbug. Für die Mitspieler keine ernste Befriedigung, für die hohen Herren kein Vorteil. Hier wird geschaufelt u[nd] Sand gestreut. Bei uns geht's besser mit dem Sohn u[nd] leidlich mit dem Vater.

Ihnen alle Liebe, der Gemahlin treue Huldigungen

Ihres

Freytag.

167.

Wiesbaden, 23. Januar 1886.

... Seit unter dem Prinz-General Puttkamer[279]) Generalstabschef Bonitz[280]) jener berühmte Sieg der Schulmeister und Babys über die Schriftsteller und das Publikum erfochten und die neue Orthographie eingeführt wurde, ist in unserer Schreiberei der Teufel los. Und Puristen aller Art fahren jetzt gegen alten Schlendrian und Gewohnheiten unserer Jugend los. Vorab gegen die Fremdwörter, oft mit Recht, oft albern. So bin auch ich gezwungen, für den beginnenden Neudruck meiner Sachen den Text zu revidieren und meine gebrauchten Fremdwörter scharf ins Auge zu fassen. Ich habe mir einen tüchtigen Leipziger zu Hilfe genommen, der mir vorarbeitet

und anstreicht. Aber ich habe die widerwärtige Arbeit, über jedem Bogen, dessen Druck ich einst verschuldet, zu Rate zu sitzen und zu ändern. Das ist mein Kampf mit dem Zeitgeist.

Andere Sorge machte die Politik. Ich habe nicht für möglich gehalten, daß der Deutsche Reichstag je einen Tag erleben würde wie den traurigen der Abstimmung über die Polenausweisungen.[281]) Nicht nur dieser ernsten Angelegenheit wegen, die ohne Härte gegen viele einzelne gar nicht in deutschem Interesse behandelt werden kann. Noch schlimmer ist der Vorfall als ein Symptom: das Instrument versagt und seine Schärfe verletzt das Leben Preußens. Man darf wohl fragen, was soll jetzt werden? Haben Sie deshalb Nachsicht mit den Nationalliberalen, die auch den greulichen Ernst unserer Lage fühlen und solcher Opposition gegenüber die Regierung zu stützen suchen, soweit sie vermögen.

Auflösen des Reichstags würde nichts nützen. Denn die Neuwahlen würden der Regierung ein Dutzend Stimmen mehr geben, im ganzen die Partei Windthorsts und die Freisinnigen nebst Sozialdemokraten und Fremden wiederbringen.

Dies nationale Unglück hat allerdings zum Teil der Kanzler verschuldet. Ebensosehr die eiteln Narren, welche damals von Bennigsen abfielen und die alten Herren der Partei als übermütige Korpsstudenten allein ließen. Schritt für Schritt sind sie heruntergekommen, jetzt im Fahrwasser des bedenklichen Richter. Die Führer des Abfalls, Lasker, Forckenbeck, Stauffenberg, hat die Nemesis erreicht, die übrigen werden folgen, wir aber tragen den Schaden.

Darüber aber besser mündlich. Kommen Sie bald, lassen Sie mich's nur einige Stunden vorher wissen, damit wir ungestört sind. Die erwähnte Broschüre[277]) halte ich nicht für unbedeutend, nur für einen Fehlschuß, da sie kein Publikum hat. Die Zeitungen wissen nichts mit ihr anzufangen, wie Sie aus ihrem Schweigen merken werden, und die Kronprinzeß, für und gegen die sie geschrieben ist, vermag sowenig davon zu profitieren wie eine Elster von einer Nachtmütze. Wann hätte eine solche Frau auf die Dauer verständige Zurückhaltung bewahrt? Sie wird heut vielleicht alles einsehen und morgen das Gegenteil tun. Das Papier reicht nicht aus. Bleiben Sie gut und grüßen Sie die Freundin von

Ihrem

Freytag.

168.

Wiesbaden, 9. März 1886.

Lieber Freund!

Die Bereitwilligkeit des Leicher hat mich um die Freude gebracht, Sie hier zu sehen. Ich will nur wünschen, daß er sich zu Ihrer Zufriedenheit bewährt. Meine Öfen, die er gesetzt hat, sind die besten im Hause, sie halten wenigstens eine Höllenglut aus.

Heut ist Fasching, die der Wiesbadner trotz seiner Gedrücktheit gern in Maskenhabit feiert, nicht auf der Straße, wo nur die Kinder mit Kappen laufen, aber des Abends in jeder Art von Gesellschaften. Auch meinen Jungen hat Hauptmann Bauer vom Theater zu einer Tagesvorstellung „Aladdin oder die Wunderlampe" eingeladen, und ich harre daheim, wie diese Ausschweifung dem Kinde bekommen wird. Mich hält die Witterung, so sonnig sie ist, in der Stube, ich muß meine Wetterbeobachtungen an einer geschwollenen Backe machen.

Was Sie mir über Sommerfeld schreiben, beschäftigt mich sehr. Zufällig hatte ich in diesen Tagen einigemal Veranlassung, von ihm zu hören. Der Direktor der Museen, Schöne,[282]) ein alter Bekannter, hält sich hier auf. Er hat viel mit dem Kronprinzen zu tun, u[nd] seit Normanns Abgang ist S[ommer]f[el]d der geschäftl[iche] Vermittler. Schöne sprach übrigens befriedigt von dem Burschen, u[nd] ich vernahm mit Verwunderung, aber ungläubig, daß die Kronprinzessin besagten Herrn nicht ausstehen könne, u[nd] daß dieser ängstlich bemüht sei, ihren u[nd] Seckendorffs Einfluß[265]) vom Kronprinzen fernzuhalten — natürlich in Kunstsachen. Ist etwas Wahres daran, wie sich bei der Persönlichkeit des Berichterstatters annehmen läßt, so reicht dies doch jedenfalls nicht weit.

Aber traurig ist, daß die Zustände des jungen Hofes, deren Kenntnis wir als ein düsteres Geheimnis bewahren, auch in den Kreisen der Beamten völlig bekannt sind. Bei jenem Ankauf von Miniaturen aus England war einiges, was für England mehr Wert hatte als für uns, ausgeschieden worden, um dorthin an [das] Britisch[e] Mus[eum] wieder verkauft oder vertauscht zu werden. Die Kronprinzeß forderte — nur für sich zur Instruktion — ein Verzeichnis dieser für uns weniger wertvollen Sachen. Sie erhielt vertrauliche Mitteilung. Diese sandte sie sogleich an das Britisch[e] Museum, zornig, daß wir überhaupt die Sachen gekauft u[nd] den Engländern entzogen hätten. Diese Indiskretion wurde Ursache, daß der Rückkauf sich zerschlug, weil das Ministerium nachträglich eine der notierten Handschriften von dem Verkauf ausschloß. Als nun später der Blenheimer Bilderhandel[283]) negoziert wurde, war die Sache nur so zu machen, daß der Kronprinz verpflichtet wurde, seiner Frau nichts davon zu sagen. Und das Ministerium betrachtete es als einen ganz besonderen Erfolg, daß der Kronprinz sein Versprechen wirklich wenigstens so lange hielt, daß das häusliche Ausplaudern keinen großen Schaden mehr zu bringen vermöchte. Das sind Kleinigkeiten, aber was sind das für Zustände, angenommen, es handle sich um ernste politische Geheimnisse! Der Kaiser soll sich gegen seine Beamten verpflichten, seiner Frau nichts auszuschwatzen?

Es ist Aschermittwoch geworden, bevor der Brief abgeht. Möchte er Sie u[nd] die Freundin wohl antreffen und Ihre Freundschaft bleiben

Ihrem getreuen

Freytag.

169.

Wiesbaden, 10. April 1886.

... Auch mir ist in Julian Schmidt[284]) einer meiner ältesten Freunde, und in der Frau meines Verlegers Hirzel eine treue Seele verschwunden; wenige Tage nacheinander haben sie sich fortgemacht. Dagegen wollen nun die Doktoren endlich einschreiten und sich zu diesem Zweck in Wiesb[aden] versammeln. Den Tag kann ich heut nicht genau bestimmen, wo Gerhardt[324]) erwartet wird, ich denke um den 16. April ...

Natürlich zum 20. erscheine ich, wenn es nicht Keulen schneit. Es war neulich übel an Königs Geburtstag. Ich erhielt Ihr Telegramm gerade noch rechtzeitig, um zum Bahnhof zu kommen, aber ich hatte noch eine Stunde unaufschiebbare Arbeit für Hirzel, u[nd] hoffte die Gesellschaft zum Kaffee zu erreichen.

Anbei lege ich ein bereits erwähntes Buch von Kobelt,[241]) habe mir erlaubt, da ein Zeichen einzulegen, wo die Hauptsache von den Kabylen steht. Dieses große Volkstum, welches den Hauptbestandteil der südlichen Spanier hervorgebracht hat und mit diesen jetzt noch merkwürdig viel Verwandtes hat, wird den Franzosen demnächst noch zu schaffen machen. Das Buch von Kobelt ist leider in der Form zuweilen salopp, aber von tüchtigem Inhalt, man erfährt daraus über Algerien u[nd] Tunis mehr, als aus einem anderen mir bekannten Buche zu holen ist. Er hat als Naturforscher gute Augen ...

170.

Wiesbaden, 26. April 1886.

Lieber Freund!

Die Tulpen blühen, alles blüht u[nd] Wiesbaden hat sein liebenswürdigstes Frühlingsröckel angezogen.

Können Sie kommen, so wäre das sehr schön. Der Ölgeruch in meinem Bau wird uns nicht stören, denn man kann im Freien leben.

Den Leuten hier scheint die Hoffnung auf Ankunft des Kaisers zu Wasser zu werden. Der arme Kronprinz aber darf nicht herkommen, er ist nach der englischen Kolonie Homburg dirigiert.

In diesen Tagen ist bei Hirzel der erste Band von Scharnhorsts Leben von Max Lehmann erschienen, ein Buch ersten Ranges.

Mit herzlichen Huldigungen an Ihr liebes Gemahl, deren Mitkommen hierher durchaus zu erstreben ist,

Ihr getreuer

Freytag.

171.

Wiesbaden, 13. Mai 1886.

Lieber Freund!

Ich bin in Sorge wegen Ihrer Gesundheit. Gönnen Sie mir doch eine Zeile Nachricht, wie es jetzt geht!

Daß Sie in Homburg waren, freut mich um des Herrn[285]) willen; die Abwesenheit höherer Weiblichkeit hat wenigstens ein ungestörtes Zusammensein ermöglicht. Seine Klagen bewahrt er freilich nicht für alte Vertraute. Auch gegen Schöne,[282]) der vor seiner Abreise bei ihm Vortrag hatte, sprach er sich pessimistisch u[nd] mutlos aus. Es ist die Lebenskraft verbraucht, u[nd] gegen solche Natur nicht viel zu machen. Auch die Steigerung u[nd] Erhebung, welche ihm bei politischer Änderung seiner Lage möglicherweise kommt, wird schwerlich von Dauer sein u[nd] sie wird sich nicht in großen Dingen, sondern im Eigenwillen u[nd] luftigen Projekten der Hofnippses, Zeremoniells, Orden usw. betätigen. Sie wissen, daß ich für unfruchtbar halte, seine politischen ersten Schritte bei einem Thronwechsel beeinflussen zu wollen.[264]) Wohl aber wäre verdienstlich u[nd] wichtig, diese arme Seele von den Lächerlichkeiten, die zu begehen er versucht sein wird, fernzuhalten. Denn wie unwichtig auch das Einzelne sein mag, seine ersten Willensäußerungen werden von der gesamten Welt mit Scharfsinn u[nd] Mißtrauen kritisiert werden. Den alten Steinstuhl der Sachsenkaiser wird er wohl nicht wieder hervorsuchen, aber über Krönung, Krone, Orden, Aufzüge, Feste, Zeremoniell — auch den Fürsten gegenüber — hat er sich in stillem Gemüt wahrscheinlich schon viele Torheiten ausgedacht. Bei einem Kampf dagegen würde auch seine Frau helfen.

Ich wäre selbst gekommen, mich nach Ihrem Befinden zu erkundigen, ich stehe auch unter der Hand des Doktors u[nd] nehme Arznei gegen Bronchialbeschwerden. Doch ist's nichts Akutes.

Die Tulpen sind dahin, aber Wiesbaden wird jetzt doch eine kokette Schönheit, welche sich freut, daß Fremde kommen, sie zu bewundern.

Mit herzlichen Wünschen für Sie u[nd] die Freundin

Ihr getreuer

Freytag.

Der Tod Stockmars[286]) hat mich mehr ergriffen als dem Anschein nach den Kronprinzen, obgleich dieser Ursache hat, zu trauern. Denn was von gutem Genius noch in seinem Hausleben wirksam sein konnte, hat er mit diesem Vertrauten verloren.

172.

Wiesbaden, 18. Mai 1886.

Lieber Freund!

Der Brief ist verbrannt.[287]) Die übrigen Briefe von Ihnen, welche ich noch habe, liegen im Verschluß in besonderer Enveloppe, damit sie Ihnen vorkommenden Falls eingehändigt werden können. Vorsicht ist immer gut.

Vor einigen Tagen war des verstorbenen Ernst Stockmars[286]) Bruder Karl bei mir, Major a. D., dem Bruder nicht an Bedeutung gleich. Er erzählte viel, auch von Kronprinzens, über deren Intima er überflüssig unterrichtet war. Er sagte auch, daß die Kronprinzeß im letzten Winter jeden

Sonntag nachmittag beim Bruder gewesen sei. Im übrigen war es nur eine Wiederholung von dem, was nicht neu ist. — Gestern begegnete ich Seckendorff[265]) hier mit Ompteda[288]) auf der Straße. Kühle Begrüßung. Er denkt wohl an die Bekenntnisse, die er Anno 70 mir gemacht. Sah recht gealtert aus.

Ihnen, lieber Freund, wünsche ich nur, wie mir, Fortdauer des warmen Sonnenscheins. Ich bin noch etwas verkältet und zu doktern genötigt, sonst wäre ich schon auf eine Stunde herübergekommen. Jetzt muß es bis zur nächsten Woche bleiben, denn eine kleine Arbeit liegt mir noch auf.

Das Haus ist endlich fertig und, nachdem der Dachdecker bezahlt ist, ergibt sich, daß es wieder einregnet. O ihr Wiesbadner!

Ich führe einen kleinen Krieg mit Strauß von der Polizei u[nd] der Einschätzungskommission, weil sie mich durchaus besteuern wollen über das bisherige Maß; „weil ich hier ein Gewerbe treibe, die Schriftstellerei". Und dagegen empöre ich mich. Wenn der Mensch zahlen soll, entwickelt sich in ihm ein ungeheures Rechtsgefühl.

Sonst nichts Neues als täglich neue Blüten, und daß die Vögel jetzt schon um $^3/_4$4 ihren Gesang anfangen.

Behalten Sie mich lieb und grüßen Sie herzlich Ihr liebes Gemahl von

Ihrem

getreuen

Freytag.

173.

Wiesbaden, 30. Mai 1886.

Lieber Freund!

Sie haben ganz recht, das Kränkeln ist eine schlechte Angewohnheit, dies öde Stubensitzen macht weichlich, und es ist beständiges Ankämpfen dagegen höchst wünschenswert. Ich habe in dieser Zeit eine Frühjahrskur durchmachen müssen, bin aber in den nächsten Tagen damit zu Ende, und gedenke mich alsdann, wie ein Löwe brüllend, zu erheben. Zunächst um nach Östrich hinüberzuspringen. Und ich frage an, ob Sie mich zum Dienstag[289]) haben wollen. Wäre dies der Fall, so bedürfte es keiner Nachricht; ist Ihnen ein anderer Tag lieber, so bitte ich um eine Zeile.

Hier wird's allmählich durch Bekannte aller Art unsicher, u[nd] ich bin nur durch die zweifelhaften Gesund[heit]sverhältnisse in Siebleben des Knaben wegen [hier] festgehalten.

Daß Sie nach Berlin gehen, freut mich um Ihretwillen; Sie haben doch ein herzliches Interesse an der großen Stadt und dem Großen, was dort geschaffen wird. Fast ängstlich registrieren die Berliner jetzt jede Lebensäußerung des alten Kaisers, es ist wie eine Ahnung bei allen, daß die Sicherheit u[nd] die ruhigen Tage des Volks mit seinem Tode enden werden.

Wenn ich selbst in diesem Jahre hinkomme, so kann dies erst im Herbst geschehen. Jetzt habe ich noch immer für Hirzel zu tun. Mit herzlichen Huldigungen für Ihr liebes Gemahl

Ihr getreuer

Freytag.

174.

Wiesb[aden], 31. Mai 1886.

Lieber Freund!

Kreuzung der Briefe. Komme also mit Vergnügen ohne Rücksicht auf Ätnas Nichtswürdigkeiten, von dem ich nichts Günstiges hoffe.

Auch die Speierei nimmt zu, der Blitzschlag nimmt zu; aber diese Sprühteufel kriegen doch das Menschengeschlecht nicht unter, wie schon Mephisto resigniert erklärte. Stets

Ihr getreuer

Freytag.

175.

Wiesbaden, 10. Juni 1886.

Lieber Freund!

Willkommen in der Heimat! Ich hoffe, daß Berlin Sie aus seinen großen Armen gesund und erfrischt entlassen hat. Es ist jetzt überall hübsch, und nach der massenhaften Aufspeicherung von Kunst wird die Arbeit der Natur, Weinblüte und kleiner gerundeter Äpfel auch seinen Wert für Sie haben.

Unter Kreuzband sende ich Ihnen einen Aufsatz von mir über Julian Schmidt,[284]) den ich für die „Preuß[ischen] Jahrbücher" zurechtgemacht. Er enthält nichts, was für Sie von besonderem Interesse sein könnte; doch da Sie selbst den „Grünen"[5]) ein lieber Gönner gewesen sind, so lassen Sie sich die Blätter gefallen. Ich bin immer noch hier festgenagelt, da der Gesundheitsstand in Siebleben schlecht ist, wiederholte Todesfälle unter den Kindern. Und dies Verzögern ist mir aus mehreren Gründen sehr unlieb.

Zieht sich die Geschichte noch hin, so droht Ihnen noch ein Überfall in Östrich. Unterdes bitte ich Sie, der lieben Hausfrau meine Huldigungen auszurichten und lieb zu behalten

Ihren getreuen

Freytag.

176.

Wiesbaden, 29. Juni 1886.

Lieber Freund!

Ich sitze noch hier, die Abreise ist auf den 7. Juli festgesetzt u[nd] ich hantiere hier noch mit meinem Schreiber. Ich hätte Ihnen bereits geschrieben, habe aber bis jetzt vergeblich auf den angekündigten Brief von Normann gewartet. Wahrscheinlich wird er später schreiben.

Die Andeutungen, welche Sie machen, geben zu denken. Hm, hm! Daß Sie nach Ems geladen sind, war ein richtiger Einfall des alten Herrn. Mich kann ich Ihnen nicht ersparen, ich komme Ende der Woche, wenn es Ihnen recht ist, und schreibe vorher den Tag genau.

Es wird hier, so hübsch es ist, durch alte Bekannte u[nd] kleine Verpflichtungen, welche sie auflegen, etwas lebendiger als sonst. Über vieles u[nd] alles mündlich. Der Freundin herzliche Huldigungen, Ihnen alle Liebe u[nd] Treue

Ihres

Freytag.

177.

Siebleben, 16. Juli 1886.

Lieber Freund!

Diesmal muß ich mit einer Dankfanfare beginnen. Für Ihre treuen Wünsche und für die Prachtkiste mit Östricher Original Nr. 1. Ich habe die beste Benützung davon gemacht, die ich wußte, habe einige Flaschen am 13.[290]) auf den Tisch gesetzt, welche begeisterte Anerkennung fanden, und ich saß stolz dabei, denn Ruhm unserer Freunde verklärt uns selbst.

Im übrigen war an dem bewußten Tage alles wohl gelungen. Holtzendorff war seit dem 11. hier, der liebe arme Kerl war recht fidel und vertrug sich auch gut mit den Leipziger Gästen (Wachsmuth, Ludwig usw.), dazu Tempeltey und Aldenhoven. Früh sangen die kleinen, abends die großen Singvögel meines Dorfes, Scholz' Hermann, mein Tischler und der Pastor hielten Ansprachen, kurz, es war die reine Idylle.

Wenn einem so oktroyiert wird, Grüße und Anreden wohlgeneigter Menschen an einem Tage aufzunehmen, so kommt man durch den Reichtum an Zuschriften in Verlegenheit. Es sind mehr als 200 Briefe und zirka 80 Telegramme eingelaufen, und ich habe von Stephan eine Anerkennung zu beanspruchen. Alles war sehr schön und höchst ehrenvoll, aber ich sitze jetzt, wo der Schwall verrauscht ist, verlegen vor dem Haufen, denn jetzt kommt die Beantwortung. Nur weniges war anonym. Die Zeitungsartikel habe ich noch gar nicht lesen können, und die Abbildungen, welche größtenteils unkenntlich sind, imponieren mir selbst durch den schönen blonden Knebelbart. Wo ist er hin? Nur im Bilde lebt er noch.

Das letzte Telegramm war von Augusta. Die Kronprinzeß hatte den Brief des Kronprinzen mit unterschrieben und außerdem durch Seckendorff[265]) schreiben lassen, der nicht ganz den Ton traf, und von „unserem" Hause sprach, als er die Herrschaften zu meinen hatte.

Im ganzen bin ich stolz wie ein Bovist. Von Westen und von Osten Freundlichkeiten, nämlich von Östrich Wein, aus Thorn ein Pfefferkuchen und vieles Herzliche von guten Leuten, auch von Fremden und aus kleinen Kreisen. Meine Deutschen haben gut verstanden, wohlzutun.

Wie aber steht's draußen in der Welt? Es scheint, daß in Rußland die bayrische Tragödie [291]) unter weit gefährlicheren Verhältnissen sich wiederholt. Vom Kaiser [292]) erzählt man Seltsames. Einen deutschen Arzt, der wegen des kranken Thronfolgers berufen war u[nd] ihm sagte, daß der junge Herr in Gefahr sei, geisteskrank zu werden, hat er eigenhändig zur Tür hinausgeworfen; einem General, der ihn zum Zorn gereizt, soll er das Genick gebrochen haben. Wissen Sie etwas darüber? So viel ist wohl sichtbar, daß bei den Kabinetten Rußland anfängt, für unberechenbar zu gelten. Da die Russen eine besondere Methode haben, ihre verrückten Zäsaren zu beseitigen, so würde eine Erkrankung des Kaisers wohl anderen Ausgang nehmen als das Verschwinden im Wasser. Vom Himmel aber regnet es endlos. Bis jetzt war man in Mittel- u[nd] Norddeutschland, wo alles noch zurück ist, mit dem Wetter nicht unzufrieden. Dies ewige Geträufel aber stellt auch hier die Ernte in Frage. Der Roggen erhält hier erst einen gelblichen Schimmer; sonst ist noch alles grün und mehr als 14 Tage gegen den Rhein zurück.

Ihnen, lieber Freund, wünsche ich vor allem, daß Sie den verdammten Hexenschuß los werden, ich kenne dies Scheusal; mir hat immer geholfen: 1. jeden Morgen mit kaltem Wasser tüchtig den Rücken reiben, 2. dazu innerhalb der Unterhosen eine gewirkte kurze Leibbinde tragen, wie sonst die Frauen zu Zeiten gebrauchen; sie ist aus einem Stück, wird übergezogen u[nd] hält beständig warm.

Der lieben Freundin Dank [und] Huldigungen. Ihnen alle Liebe u[nd] Treue

Ihres

Freytag.

178.

Siebleben, 26. Juli 1886.

... Die verdammten Stilübungen [290]) waren leider nicht fernzuhalten, da ich mich in den Zeitungen nicht selbst durch die Verbeugungen eines Generaldankes aufs neue produzieren wollte. Der unnötige Abdruck privater Schreiben ist Folge der Sauregurkenzeit, welche neben Blitzschlag u[nd] Mordtaten auch dergleichen Füllsel nahelegt ...

Der Tod Danckers [293]) hat auch mich betroffen. Wieder einer.

Im [Neuen] Palais ist's halt so: Einer wird dem anderen folgen. Und für uns ist das Jämmerlichste, daß wir nicht nur als Preußen, sondern auch aus Kenntnis der guten und ungewöhnlich menschlichen Qualitäten beider den Schmerz doppelt fühlen.

Ihnen aber, lieber Freund, wünsche ich jetzt vor allem gutes Wetter wegen des Kellers der Zukunft. Hoffe, daß wir den Jahrgang noch fröhlich in seiner Vollreife miteinander begutachten.

Der Herzog v[on] G[otha] wollte mich, oder doch meinen Jungen, mit einem Adelsbrief beschenken.[294]) Nicht in der Absicht, mich vor den Lands-

leuten totzuschlagen, sondern um mir etwas Gutes zu erweisen. Fürsten sehen die Welt anders an als unsereiner.

Üben Sie noch einige Tage Nachsicht mit meiner Schreiberei, ich stecke noch tief drin.

Ihrem lieben Gemahl treue Huldigungen

Ihres alten getreuen

Freytag.

179.

Siebleben, 15. August 1886.

Lieber Freund!

Danke herzlich für Ihren lieben Brief u[nd] seine Nachrichten. Man freut sich in dieser unruhigen Zeit doppelt, wenn man erfährt, daß bei den nächsten Freunden alles in Ordnung ist.

Wir halten uns hier nicht übel. Guste, der morgen zehn Jahre alt wird, ist gerade bei einem Vogelschießen der Siebleber Jugend, bei dem er mit Fahne u[nd] Schärpe aufzog, u[nd] hat nach telegraphischer Meldung aus der Schenke soeben ein Stück Vogel abgeschossen, wofür er einen Bleistift zu hoffen hat. Auch der hiesige Kriegerverein ist festlich ausgezogen, Sie sind nicht Ehrenmitglied, wohl aber Normann; wie denn überhaupt hier kein Sonntag ohne Festfeier vergeht, es ist geradeso schlimm als am Rhein. Ich schreibe etwas u[nd] korrigiere Aushängebogen, doch bin ich durch die verwünschten Jubiläumsbriefe aufgehalten worden. Erlebe ich diese Geschichte[290]) noch einmal, so gehe ich mit 69½ zu den Botokuden und komme erst mit 70½ zurück.

Ihre Fahrt mit dem Kronprinzen hatte ich in den Zeitungen gelesen ... Der Kampf um die Herrschaft über einen Hilflosen wird bald greifbare Gestalt annehmen, und es ist ganz zweifellos, wer zunächst darin Sieger sein wird. — Meine Nachricht aus Petersburg[292]) habe ich von dem Physiologen Ludwig aus Leipzig. Mehrere der großen Ärzte in Petersburg stehen mit ihm in einem gelehrten Bundesverhältnis u[nd] einer, der dort in Leipzig zum Besuch war, hat die Geschichte ihm erzählt. Und da es wohl die klügsten und bedeutendsten unter den russischen Medizinern sind, die dort im Vertrauen sich aussprechen, so ist die Notiz nicht verächtlich. Ich bin auch geneigt anzunehmen, daß Bismarck dasselbe und noch mehr weiß u[nd] daß auch Pr[inz] Wilhelm seit seiner russischen Reise, die er nach dem Willen des Kanzlers unternehmen mußte, *ohne seinem Vater etwas davon zu sagen*,[295]) und bei der ihm gelang, als *russischer* Regimentschef zum Kaiser [Alexander III.] zu bringen — er hatte sich die Uniform in einer Nacht zu Petersburg machen lassen — von den Zuständen in Petersburg genug weiß. Daß er in Gastein[296]) zugezogen wurde, ist wohl zum Teil deshalb geschehen, weil er persönliche Beobachtungen geben konnte. Denn ich denke mir, daß diese Verbrüderung mit Öst[er]r[eich] deshalb von beiden Teilen so

eifrig betrieben wurde, weil Rußland unberechenbar geworden ist. Ob dies Mittel genügen wird, den Unsinn von uns abzuhalten, steht dahin. Sicher ist es nicht. Nun ist ein, unter Umständen, mehrjähriger Weg von den ersten Symptomen bis zum Ausbruch der furchtbaren Krankheit, d. h. bis zu der Zeit, wo sie nicht mehr zu verbergen ist. Und deshalb mag auch diese Sorge eine Anzahl Jahre dauern.

Aber Sie haben recht, wir haben eine andere, die uns näher liegt, nicht so finster, aber für uns viel schmerzlicher ...

180.

Siebleben, 25. August 1886.

Lieber Freund!

Wir wollen den Battenberger[297]) nicht aufgeben, und wenn die ganze Welt ihn verrät, verläßt, verleugnet. Er ist ein Mann, und er war für unser deutsches Interesse auf seinem Posten.

Das Romanschreiben muß man aber aufgeben, denn die gemeine Wirklichkeit fängt an, in einem Stil und mit einer Effekthascherei zu arbeiten, gegen die ein Skribent nicht aufkommen kann, u[nd] wenn er noch so Tolles erdenkt.

Ich bin jetzt noch in Angst um das Leben u[nd] die Freiheit des armen Burschen; bei der Weltgeschichte ist alles möglich.

Was nun den Kanzler betrifft, so denke ich, er hat dem Kronprinzen die halbe Wahrheit gesagt, und er läßt jetzt wieder durch seine Journalisten die halbe Wahrheit sagen, daß ihn die Geschichte[297]) nichts angehe. Daß er ihn [den Battenberger] den Russen überliefert hat, möchte ich ungern glauben, weil es nicht nur schlecht, sondern weil es auch dumm wäre. Denn er kann ihn morgen brauchen, u[nd] die Russen werden ihn aus ihrem Munkacs nicht herausgeben. Wenn ich die heftige Bissigkeit bedenke, mit welcher er sofort durch die „Köln[ische] Zeitung" verkünden ließ, daß ihn u[nd] daß uns die Geschichte gar nichts angehe, so kann ich die Meinung nicht fernhalten, daß er jetzt keinen anderen polit[ischen] Gedanken hat, als Krieg mit Rußland. Daß er aber den Augenblick nicht für gekommen hält, loszugehen. 1. Alter Kaiser; 2. Unpopularität eines Krieges aus diesem Grunde; 3. Repetiergewehr u[nd] anderes, was ich nicht weiß. Aber verlassen Sie sich darauf, er schenkt den Russen weder Batum[298]) noch diese Abführung, denn diese Art von dramatischen Effekten ist ihm zu herausfordernd. Und er ist eine gewaltige Giftkröte. Aber wie er auch die Sache ansehe, mit unserer Friedenszeit, lieber Freund, geht es zu Ende. Und die Pläne, welche Moltke 1871 fertig machte, werden sich wohl bald an den Stiefeln unserer wackeren Jungen erkennen lassen.

Wir aber wollen noch schnell den Östricher von 1886 keltern und die „Gesammelten Werke" in Lauf bringen. Dann mit ganzer Seele gegen den Moskowiter marschieren.

Seit 1848 hatte sich die osteuropäische Zukunft so gut in der Richtung vorbereitet, die man für die vernünftige halten durfte: Ungarn wurde, Rumänien wurde, Bosnien erhielt die Möglichkeit der Existenz, Griechenland wuchs etwas, die Türkei wurde allmählich in eine Reihe kleinerer Staaten aufgelöst, die christlicher Kultur zugänglich waren, und es schien nicht mehr viel zu fehlen, daß sich dort neben oder mit Östreich ein Staatenbund der unteren Donau konstruierte. Alle Versuche Rußlands hatten zu seinem Schaden in Europa geendigt. Da kommt jetzt ein Rückschlag. Und das große Barbarentum packt aufs neue die Provinzen im Süden des Balkans. Wird dies ein neuer vergeblicher Anlauf sein, oder müssen wir die Gefahren seiner Herrschaft in Konstantinopel durchmachen, bis es selbst an seinem Umfang u[nd] seiner Schlechtigkeit zugrunde geht? Wer gibt Antwort, u[nd] wer wird sie erleben?

Unter allen Umständen bleiben Sie, was Sie sind, mein lieber Freund. Sehen Sie Roggenbach[237]), so sagen Sie ihm herzliche Grüße von mir! Ihrem lieben Gemahl aber treue Huldigungen

Ihres alten

Freytag.

181.

Siebleben, 30. August 1886.

Lieber Freund!

Vor allem großen Dank dafür, daß Sie mich von der Anfrage guter Freunde wegen Frau Julian Schmidt[284]) benachrichtigt haben. Ich neige mich zu der Annahme, daß es Hobrecht[101]) war, welcher die Frage gestellt hat. Mir ist Julians Witwe immer lieb und sympathisch gewesen, und ich bin überzeugt, daß, wenn sie sich meines Hauswesens annehmen wollte, das Haus, der Knabe und ich gut beraten wären. Aber ich bin nicht in der Lage, ihr das Anerbieten machen zu können, weil ich bereits mit meiner Nichte Magda deshalb verhandelt, auch für den Fall meines Todes die Bestimmung getroffen habe, daß diese die Sorge für das Kind, soweit weibliche Einwirkung noch nötig ist, übernehmen soll. Gegenwärtig ist keine Veranlassung, etwas am Bestehenden zu ändern, da der Knabe vorläufig in sorgfältiger Pflege u[nd] der Haushalt wohlgeordnet ist. Sobald es wünschenswert wird, soll Magda eintreten. Haben Sie deshalb die Güte, sich mit der Antwort zu belasten, daß ich den Gedanken für vortrefflich halten würde, wenn er noch ausführbar wäre, und daß ich die treue Meinung von Herzen zu würdigen weiß.

Und nun noch schnell zum Battenberger. Ich hatte Sorge, daß er aus zureichenden Gründen seine Reise[297]) bis Darmstadt fortsetzen würde; es ist vortrefflich, daß er sogleich wieder auf seinen Posten gegangen ist. Die Russen hätten ihn sicher nicht fortgelassen, wenn sie damals schon gewußt hätten, daß ihre Agenten so enden würden; der Kaiser [Alexander III.] glaubte

sich von einer unschädlich gemachten Verlegenheit zu befreien. Es war das immer noch mehr, als ich den Karnickeln zugetraut hätte. Ich glaube wohl, daß der Kanzler Frieden will u[nd] daß er bereit wäre, einen höheren Preis dafür zu zahlen als Alexandern. Die Frage ist nur, ob er ihn erhalten **kann**, und die zweite, ob er das noch selbst glaubt. Wenn er die Russen bis Sofia läßt, so öffnet er ihnen die Tore von Konstantinopel. Es sei. Dann aber, wie will er den Österreichern Bosnien erhalten, u[nd] wenn dies fällt, wie Dalmatien? Es scheint also doch klar, daß er die Russen nicht nach Sofia lassen darf. Man kann einen Bären hinter dem Gitter halten; wenn man aber einmal das Tor geöffnet hat, wie will man ihn ohne Anwendung von Gewalt zurückbringen? Wir haben keine Honigwaben, ihn wieder in sein altes Gebiet zurückzulocken. Deshalb, wenn [der] Kanzler sagen läßt, „wegen der Bulgaren keinen Krieg, u[nd] ich kann mir Rußland nicht zum Feinde machen", so ist das doch wohl nur Redensart, die vielleicht seine Wünsche ausspricht, [aber] nicht auf seine künftigen Operationen schließen läßt. Es ist auch nicht wahr, daß es in seiner Macht liegt, dem Kaiser u[nd] H[er]rn Katkow[299]) so zu imponieren, daß sie Ruhe halten, u[nd] wenn er zehnmal nach Gastein[296]) geht. Es hat sich zu Petersburg so viel üble Laune wegen der Mißerfolge in Europa u[nd] so viel Großmannssucht aufgesammelt, daß überall Pulverfässer stehen, welche ein Zufall entzünden kann. Das weiß [der] Kanzler doch so gut als wir anderen. — Über die Haltung der „Kölnischen [Zeitung]" habe ich mich schwer geärgert. Es ist immer ein Verlust, wenn ein solches Blatt klein wird . . .

182.

Siebleben, 20. September 1886.

. . . Mit den „Gesammelten Werken" geht es vorwärts, das erste Heft: Erinnerungen, erste Hälfte, wird wohl Anfang nächsten Monats ausgegeben werden. Die ganzen 22 Bände werden sich freilich über das nächste Jahr hinziehen. Für mich ist es pekuniär keine große Sache u[nd] der schließliche Gewinn zweifelhaft, denn wenn ich auch an Honorar eine Summe erhalte, vielleicht 80000 Mark, so wird durch diese Ausgabe doch die Rente, die ich bisher vom Verkauf der einzelnen Bände bezog, wesentlich u[nd] dauernd vermindert. Indes ist bei meinen Verhältnissen das nicht die Hauptsache, da ich mich in Geldsachen wie Gummi einrichten kann u[nd] zuletzt für den armen Jungen immer noch die nötige Ausstattung übrigbleibt. Für mich ist es aber wünschenswert, mit dem alten Kram abzuschließen, und ich möchte nicht, daß nach meinem Abgange ein anderer unter den Artikeln usw. die Auswahl träfe . . .

183.

Siebleben, 23. Oktober 1886.

. . . Ich bin hier jetzt durch den Maler festgehalten. Dieser Herr Stauffer[300]) ist ein junger, urkräftiger Gesell, der sich fröhlich von unten heraufgearbeitet

hat und, wie mir scheint, eine gute Zukunft zu erwarten hat. Er behandelt diese Malerei hier leider sehr ernsthaft und fordert viel Sitzen. Das ist ein sehr unbedeutendes Vergnügen und nimmt mir bei den kurzen Tagen die Arbeitsstunden. Da er wegen früher übernommener Verpflichtung noch einmal auf einige Tage nach Berlin zurück muß, so wird wohl Mitte November herankommen, bevor wir das Winterquartier beziehen können und ich die Freude habe, Sie wiederzusehen.

Mit Sorge verfolge ich die undeutlichen Nachrichten über das Befinden unseres alten Herrn. Es wird ihm allmählich schwer, auf der Welt auszuhalten.

Ich sehne mich aus der Beschäftigung mit mir selber, die mir noch wegen der „Gesammelten" obliegt, sehr heraus. Solche Schriftstellerei über das eigene Leben hat etwas sehr Unbefriedigendes, und es ist schwer, bei diesem Darstellen wirklicher Verhältnisse, wo man zuweilen sich selbst und andere schonen muß, wahr zu bleiben. Alles, und zuweilen die Hauptsache, kann man doch nicht sagen. Der Erfolg scheint nach Hirzels Andeutungen besser, als ich annahm. Er hat 15000 Exemplare gedruckt, was nach meinen Erfahrungen reichlich zuviel ist. Indes wird doch ein Teil davon freundliche Käufer finden. Da nun Autor von jedem Heft 30 Pfennige erhält, so gibt es eine große Multiplikation 30 × 48 × 15000 Pfennige.

In meinem Hause geht's nicht schlecht, der Knabe hält sich wacker; ich würde noch gesünder sein, wenn ich fleißiger lustwandelte. Aber das ist mir langweilig, zumal ich der Arbeitsstunden wegen nur selten mit Gusten ausgehen kann. Bin ich erst fertig, will ich umgehen wie ein Löwe.

Die letzte Zeit brachte einige Besuche alter Bekannten, unter denen mir Mommsen[301]) unerwartet kam. Er ist alt geworden, doch, da wir einander mehrere Jahre nicht gesehen hatten, nehme ich an, daß er den gleichen Eindruck von mir gehabt hat.

Herzliche Grüße Ihrem lieben Gemahl, Ihnen alle Liebe und Treue

Ihres

Freytag.

184.

Siebleben, 12. November 1886.

Mein lieber Freund!

Noch sitze ich hier fest, gehalten durch das gute Herbstwetter, die nähere Verbindung mit Hirzel und den Maler.[300]) Gegen die Porträtmalerei habe ich einzuwenden, daß das Objekt dabei unvermeidlich ist. Was sagen Sie zu zwanzig Sitzungen? Alle angeborene Eitelkeit und alle Ehrfurcht vor der Nachwelt schwand mir auf dem Isolierschemel dahin. Erst Sonntag wird die Sache fertig. Es ist wohl möglich, daß man die Arbeit des Malers lobt, aber der bravere Mann war der, welcher so geduldig stillgesessen hat.

Auch meine Arbeiten sind dadurch zurückgehalten worden. Entschuldigung bot nur der Artifex selbst, ein Herr Stauffer, ein frischer, netter Junge, der sich mühsam heraufgearbeitet hat und wahrscheinlich eine respektable Stellung erringen wird. Ich bin Jordan[302]) dankbar, daß er mir dies Probestück mutiger Jugend zudekretiert hat. Unterdes kam allerlei Besuch. Darunter ein alter Bekannter noch von den „Grenzb[oten"] her, Konstantin Rößler, jetzt von der offiziellen Presse, den ich seit vielen Jahren nicht gesehen, da unsere Wege auseinander gingen. Er ist das weiße Pferd des Auswärtigen Amtes, für die reinlicheren Geschäfte, persönlich ein treuer Mann. Er war zwei Tage hier und erzählte viel. Mir war interessant, daraus den ganzen Organismus der beeinflussenden Preßautoritäten kennen zu lernen. Was er von Politik zu berichten wußte, war im Grunde nur das Bekannte in neuer Beleuchtung. Er wußte manches sehr gut, im ganzen nur von der Peripherie. Am lehrreichsten war sein Urteil über die Menschen, mit denen er zu verkehren hat . . .

Die Politik läßt Ruhe. Nur über Bulgarien[297]) hängt die Wetterwolke. Und so sehr man sich bescheiden läßt, daß in der Weltgeschichte doch zuletzt die Dinge anders werden, als man sich vorgestellt hat, so wird doch nach menschlichem Urteil die Erhaltung des Friedens immer unwahrscheinlicher. Das Empörende in der Gewalttätigkeit Rußlands[303]) wirkt auf die Kabinette wie auf die öffentliche Meinung, und noch mehr reizt das Unberechenbare in dem politischen Wesen, das in Petersburg die Maßnahmen regiert. Es ist Peter u[nd] Paul redivivus. Und wir sind in die zweite Linie gerückt. Ob der Kanzler noch hofft, daß er uns den Frieden erhalten wird?

Der von Salisbury inspirierte Artikel über die Stellung der Mächte[304]) hat Ihnen doch wohl auch gefallen?

Im Anfange des Briefes habe ich das Wetter gelobt, es ist unterdes elend geworden und wir sitzen von der Welt isoliert. Möge es in Östrich Spaziergänge erlauben. Sagen Sie ihrem lieben Gemahl meine treuen Huldigungen, behalten Sie lieb

Ihren getreuen

Freytag.

185.

Siebleben, 30. November 1886.

. . . Daß der Wein sehr gut, aber sehr wenig wird, erregt die Stimmung des Königs im Hamlet, ein Auge weint, das andre lacht. Ich nehme an, daß Ihre Berechnung des Ertrages sich richtiger erweisen wird, als die meine über meinen Weinberg. Ich hatte einen ungenauen Ausdruck im Briefe des Verlegers falsch verstanden. Doch ist's immer noch mehr, als Vater und Sohn für ein bescheidenes Dasein als Zuschuß fordern können.

Es ist merkwürdig, ich habe nie auf Geld gehalten und von klein auf meine Decke mäßig zugeschnitten. Jetzt habe ich oft unerwartete und größere

Ausgaben; aber immer, wenn ich Geld brauche, kommt welches irgendwoher. Sonst bin ich gerade kein Glückskind, aber dafür sorgt mein alter Schutzengel im Himmel mit merkwürdiger Pünktlichkeit. Doch nur, was ich irgendwo durch Arbeit verdient habe; im Spiel bin ich der unglücklichste Tropf, der auf Erden existiert, und ich wollte niemand raten, mein Partner zu werden.

Von Normann habe ich einen Brief erhalten, der aber von größeren Sachen nichts enthält. Seine Gedanken schweben doch unablässig um den „jungen" Hof, der so alt und verwüstet worden ist...

186.

Wiesbaden, 8. Januar 1887.

...Ich lege einen Brief des Professors der Anatomie Wilhelm Braune[305]) zu Leipzig bei, der die ganze Sache darstellt, und bemerke dazu nur, daß Braune im Jahre 1870 assist[ierender] Generalarzt des Sächs[ischen] Korps und nicht nur Skatspieler des Kronprinzen von Sachsen, sondern auch ein famoser Militärarzt war und einer unserer berühmten Anatomen ist. Sein Säbelgriff ist also sicher kein Schwindel, und die Sache hat zuverlässig Grund. Ich schreibe ihm, daß jedenfalls Patent holen und dem preuß[ischen] Militär als Erfindung anbieten nicht gleichzeitig zu erstreben ist, und daß ich mich bei Ihnen erkundige, wie und wem er, falls er die Erfindung zunächst unserer Heeresleitung vorlegen will, sich zu melden habe; zugleich auch, daß unser alter Kaiser schwerlich großen Anteil an der Erfindung eines Zivilisten nehmen werde, selbst wenn dieser Wilhelm Braune heißt...

187.

Wiesbaden, 27. Januar 1887.

Lieber Freund!

Willkommen daheim und großen Dank für Ihren Glückwunsch. Diese Friedensklasse[306]) ist eine Art Seniorenkonvent alter Professoren geworden; von den 30 deutschen Mitgliedern sind 26 Professoren, davon 16 in Berlin. Gern schließe ich aus Ihrem Brief, daß die Reise Ihnen u[nd] der Freundin gut getan, es wird jetzt in Östrich um so hübscher sein, denn die Ruhe hat auch ihr gutes. Das allerbeste der Reise waren doch die Eindrücke in Hildesheim.

Die bewegte Zeit, welche Sie in Berlin an der Quelle durchgemacht haben, wirft ihre kleinen Wellen überall hin. Doch ist nur geringe Hoffnung, daß der neue Reichstag[307]) ein wesentlich anderes Antlitz zeigen wird; denn die Stimmen, welche die Freisinnigen verlieren, werden von den Sozialdemokraten gewonnen werden. Und was dahinter liegt, Zerstörung des Reichstags und Verlegung des Schwerpunkts in die Landestage, ist immer ein Nagel zum Sarge des Reiches. König Albert war sehr bereit, mit seinen Sachsen reichstreuer zu sein als Windthorst—Richter. Doch das alles ist zu

mündlicher Verhandlung zurückzustellen. Wir haben uns hier tapfer gehalten, und in Eis u[nd] Tauwetter behauptet. Auch meine Korrekturen sind jetzt auf ein bescheidenes Maß zurückgeführt und ich sehe mich nach den Büchern um, die zunächst zu bewältigen sein werden. Von den „Gesam[melten] Werken“ werden Sie jetzt einiges erhalten haben, ich bitte mir die beiden ersten Hefte aus — das zweite ist als achtes ausgegeben —, um sie Ihnen mit dem übersandten Buchdeckel einbinden zu lassen, da Sie durch Ihre Buchbinderei wahrscheinlich den roten Schnitt nicht zupassend erhalten, welcher jetzt eine dumme Mode ist. Außerdem muß Hirzel Ihnen B[an]d 2 u[nd] 4 gebunden übersandt haben, B[an]d 3 u[nd] 5 erhalten Sie demnächst, worauf das übrige regelmäßig weiterschnurren soll.

Erst sollen Sie sich ausruhen. Dann frage ich an, ob Sie kommen oder ob ich komme.

Ihrem lieben Gemahl meine Huldigungen, Ihnen alte Treue

Ihres

Freytag.

188.

Wiesb[aden], 3. Februar 1887.

Lieber Freund!

Windth[orst] mit großem Dank zurück. Der Schluß — Militärkanzler — ist ein Kompliment für Sie, in der Sache aber unrichtig.[308]) — Für Ihren Brief großen Dank, ich bin zufrieden, daß Sie über den Holzschnitt Ihrer Person in den „Erinnerungen“ [309]) nicht gar zu sehr zürnen, er ist in jedem Satze mit Bedacht geschrieben. Da nicht anzunehmen ist, daß ich Ihnen den Nekrolog schreibe, so wollte ich dem künftigen Biographus doch ein Direktiv geben. Doch wir leben.

Also guten Morgen. Herzliche Grüße ins Haus. Senden Sie mir die englische Zeitung, ich habe Leute zur Hand, die mir übersetzen, was ich nicht lesen kann.

Ihr getreuer

Freytag.

189.

Wiesbaden, den 16. Februar 1887.

Lieber Freund!

Anbei das gebundene Ex[emplar] von B[an]d 1 [der Gesammelten Werke]. Dazu herzliche Grüße! Hier ist weiter nichts Neues. Die Wahlen [307]) und das Narrenwesen des Fasching nehmen die Hiesigen gleichmäßig in Anspruch.

Man kommt so weit, daß man jede Woche Frieden für einen Gewinn hält. Seit Sie von Berlin fort sind, scheint dort irgendeine Nachricht eingelaufen zu sein, welche wieder Sorge macht. Die freche u[nd] kriegerische Stimmung der Katkowschen Artikel [299]) gibt der Annahme Raum, daß

es den Russen doch nicht möglich gewesen ist, dem französischen Liebeswerben zu widerstehen. — Nichts gewisses weiß man nicht. Was zuletzt ganz gut ist. Denn die Konstellationen verschieben sich fortwährend wie die Glasperlen im Kaleidoskop, und unsere Politik hat wieder eine auffallende Ähnlichkeit mit der endlosen Intrigen- u[nd] Bedürfniswirtschaft nach dem Dreißigjährigen Kriege, in der Zeit vom Großen Kurfürsten bis zu Friedrich II.

Sagen Sie Ihrem lieben Gemahl alles Herzliche, bleiben Sie gut

Ihrem

getreuen

Freytag.

190.

Wiesbaden, 19. März 1887.

Lieber Freund!

Da haben wir die Geschichte. Alles weiß. Hiems redivivus.[310]) Unserem alten Kaiser hätte das Wetter auch ein Frühlingsgesicht zeigen können. Wir waten durch Wasser u[nd] Schnee, mit Schwierigkeiten, denn die Stadt ist ganz des Teufels geworden, die Kanalisierung durchzieht alle Straßen mit riesigen Maulwurfsgängen, Gehen u[nd] Fahren wird bedenklich.

Ich hätte Ihnen eher geschrieben, habe aber dem schlechten Wetter durch Zahnrebellion u[nd] Verschnupfung den üblichen Tribut bezahlt u[nd] war ganz verstruwelt. Unterdes ist Lesseps als Friedenstaube umhergereist, das zu gleicher Zeit auftauchende Projekt der neuen franz[ösischen] Weltausstellung [für 1889] scheint mir darauf berechnet [zu sein], die Pariser für die zwei nächsten Jahre auf den Frieden anzuweisen, was nicht übel wäre. Und so wollen wir trotz den russischen Bomben[311]) uns der Hoffnung hingeben, daß Sie in diesem Herbst reichen Wein friedlich einkeltern u[nd] ich die Bände meiner Sammlung ungestört in das Publikum senden werde. Diese machen mir mehr Arbeit, als ich annahm; doch ist die Geschichte jetzt im Gange, und ich beginne mit nächstem Monat den Druck der politischen Aufsätze.

In diesen Tagen habe ich Böttchers Stephani[312]) durchgelesen, in das ich bis dahin nur flüchtig hineingepickt hatte. Es enthält eine ziemlich richtige Darstellung der politischen Tätigkeit der nationalen Partei u[nd] leidet nur unter dem Übelstand, daß es langweilig ist und zu wenig gekauft werden wird.

Mein alter Doktor Braune[305]) — der aber noch nicht alt ist — hat mich mit eingehender Korrespondenz über den bewußten Säbelgriff bedacht. Er hat Lehndorffs[313]) Wohlwollen erworben, ist in Berlin sehr artig behandelt worden, hat Audienz beim Kaiser gehabt und die Erlaubnis erhalten, seinen Säbel dem Kaiser zum Geburtstag zu schenken. Man erwägt ihn auf dem Kriegsministerium. Es mag wohl etwas an der Erfindung sein. Da gerade im Werke war, einen Säbel für Stich einzuführen, geriet Braune in großen Unwillen, behandelte das neue Modell des v. Ardenne mit

Verachtung und erklärte auf dem Kriegsministerium und vor dem Kaiser, daß unsere Leute hauen und nicht stechen wollen. Es käme nicht darauf an, ob wir einmal mehr Leute verlieren. Wenn unsere Leute forsch einreiten und Säbel haben, die zum Einhauen in der Hand jucken, so werden sie ganze Regimenter über den Haufen reiten, die in Stichparade ausliegen. Das gefiel dem Kaiser, der alte Herr wurde warm, zeigte seinen verstümmelten Finger, der ihm das Festpacken erschwere, ließ sich von Radziwill[314]) die Hiebe vormachen, äußerte auch seine Abneigung gegen den unsoliden Kolben des neuen Magazingewehrs, und war von solcher Gemütlichkeit, daß Braune aufgelöst in Seligkeit von ihm ging und sich sogleich bei Fritz Töpfer einen kleinen Rausch trank. Ich goß dem lieben Kerl so viel kaltes Wasser in seine heiße Begeisterung, als nötig war, um ihm eine mögliche Enttäuschung nicht zu greulich werden zu lassen ...

191.

Wiesbaden, 28. März 1887.

... Nach der Ihnen wahrscheinlich bekannten Geschichte der Voß: 69 Jahre[315]), ist Sophie Schwerin[316]) eine Art Fortsetzung über die preuß[ischen] Hofgeschichten im Anfange des Jahrhunderts, im Buchhandel wohl nicht zu haben.

Die Gesch[ichte] von Serbien ist das liebenswürdigste Buch Rankes. Besitzen Sie etwa den Moltke nicht, so interessiert Sie vielleicht seine frühere Auffassung der russischen Kriegführung[317]) gerade jetzt.

Sobald ich etwas Neues finde, teile ich's mit. Hier ist Frühlingsanfang, in der Stadt greuliches Aufreißen aller Straßen zur Verzweiflung der Droschken. Gust[av] u[nd] sein Vater halten sich tapfer. Auch der Verleger ist zufrieden, er verkauft noch an den ersten 5000 der „Gesammelten [Werke"], hofft nach Beendigung der Bände bald auf zweite Auflage, zahlt mir unterdes jeden Monat 3000 M[ark]. Da die einzelnen Werke nebenbei unverändert fortgehen, so wird die Einnahme dieses Jahres größer als jede frühere u[nd] der Laubfrosch klettert an der Leiter in die Höhe.

Ihnen aber und der lieben Freundin wünsche ich Wohlsein, mir Ihre Liebe als

Ihr getreuer

Freytag.

192.

Wiesb[aden], 31. März 1887.

... Alles andere mündlich. Hähne sind immer erfreulich, obgleich ich mit Kummer bemerke, daß über ihren Charakter in den Kinderbüchern zwei ganz verschiedene Auffassungen gegeneinander stehen, ein Teil betrachtet sie als feige Poltrons, der andere als tapfere Gentlemen. Wahrheit vielleicht in der Mitte: mutig, aber sie laufen ...

193.

Wiesbaden, 6. April 1887.

... Eben schickt mir Großh[erzog Friedrich I.] von Baden das Komturkreuz I. Kl[asse] des Zähringer [Löwen]. Ich weiß noch nicht, was ich damit mache ...

194.

Wiesb[aden], 12. April 1887.

Lieber Freund!

Hoffe, daß die sonnigen Festtage[318]) Ihnen gut getan haben.

Heut will ich nur anfragen, wann Roggenbach[237]) zu Ihnen kommt. Können Sie mich dabei brauchen, so komme ich auf einige Stunden herüber.

Dank für Ihre freundliche Teilnahme an dem Orden. Sie hatten ganz recht u[nd] ich hatte nicht die Absicht, den wohlmeinenden Herrn zu kränken. Die Schwierigkeit lag für mich woanders. Doch es lohnt nicht, darüber zu schreiben, zumal die Presse von Baden durch ihre Geschwätzigkeit die Sache entschieden hat.

In Treue u[nd] mit herzlichen Huldigungen für die Gemahlin

Ihr

Freytag.

195.

Wiesbaden, 25. April 1887.

Lieber Freund!

Unter herzlichem Dank für die Mitteilung sende ich nach zweimaliger sorgfältiger Lektüre das Schriftstück umgehend zurück, nach dem Grundsatz, solch Bedeutsames dem Eigentümer nicht lange zu entziehen. Auch ich möchte herzlich bitten, das Memoire nicht in die Hände des Kronprinzen gelangen zu lassen. Ob der Kanzler davon erfahren würde, kann zweifelhaft sein; sicher aber ist, daß eine Abschrift oder Auszug nach England wandern würde. Denn so langweilig der hohen Dame Branntweinsteuerverhandlungen sind, man putzt sich gern mit politischem Interesse. Zur Sache selbst hebe ich mir einige Bemerkungen bis auf Wiedersehen auf.

Daß ich Roggenbach diesmal nicht gesehen, tut mir leid; daß die leitende Macht Sie in Ems nicht zu sehen wünscht, ist zweifellos. Vielleicht wird dem Herrn[319]) in den letzten Tagen der Besuch unter Aufsicht erlaubt.

Nach dem gestrigen Gewitterregen will ich heut scharf auf die Tulpen sehen, über ihren Stand berichten.

Mit herzlichen Huldigungen für die Gemahlin

Ihr getreuer

Freytag.

196.

Wiesbaden, 5. Mai 1887.

Lieber Freund!

Also Familie Geffcken ist bewältigt, und nachdem in friedlicher Abendunterhaltung mit den Damen die gesetzliche Zeit vergangen war und ich mich, froh, seinen vertraulichen Enthüllungen entgangen zu sein, verabschieden wollte, explodierte noch im Abschiedstehen sein politisches Voyageurwesen, u[nd] ich mußte im Flüsterton schnell Neuigkeiten anhören, die keine waren, Klagen über Kronprinzliches usw., den wohlbekannten leidigen Kram. Dieser Genius gebietet Vorsicht.

Verdy [427]) ist wohl wert, daß man seine Bekanntschaft mache. Dennoch ist besser, ich komme nicht. Er wird lieber mit Ihnen allein sein, u[nd] ich habe wieder ein wenig mit den Zähnen zu tun und möchte mir Ihren Besuch nicht verderben.

Die Tulpen blühen, aber sie verregnen.

Können Sie kommen, so bedarf es nur einer Zeile, ich bin immer in der Lage, Ihren lieben Besuch zu genießen, etwa Sonntag ausgenommen, den Sie aber ohnedies nicht wählen.

Mit herzlichem Mitgefühl für die Frühjahrsarbeit, die ich in voriger Woche durchzumachen hatte, u[nd] mit treuen Huldigungen für die Freundin

Ihr getreuer

Freytag.

197.

Wiesbaden, 13. Mai 1887.

... Ich bin zufrieden, daß Sie mich nicht auf Verdy [427]) geladen haben. Ohne daß ich ihn kenne — ich habe ihn nur einmal in Frankreich am 25. Aug[ust] neben Ihnen gesehen —, besteht ein gewisses leises Abstoßen zwischen unserem Magnetismus, wie ich mich dunkel erinnere. Es kann wohl sein, daß ihn irgend einmal eine journal[istische] Äußerung unangenehm berührt hat, obwohl ich nicht weiß, welche. Ich will nicht hoffen, daß ich etwas über seine Kavalleriedivision geschrieben habe. Doch ist er ein geistvoller Mann, mehr frech als fest, der beste Generalstabsoffizier, ob aber auch Feldherr? Das Examen über seinen inneren Stahl hat er noch nicht abgelegt.

Daß Sie aufzeichnen wollen,[320]) ist ein vortrefflicher Gedanke. Ich hoffe Ihnen morgen einiges über Bism[arck] zu senden, von der Bibliothek oder sonst woher. Der biogr[aphischen] Werke über Bismarck gibt's ja mehrere. ...

Viertausend Mark für Wachstum Stosch meldete der „Rheinische Courier". Da ist kein Wunder, wenn Sie reich und stolz werden, und wenn Sie in den Weinbergen umhergehen wie Sulamith im Hohen Lied

Salomonis. Dies Gedicht in der Bibel erklären unsere gelehrtesten Theologen jetzt für ein Drama. Ist es eins, so ist es ziemlich genau von der Art wie unsere alten Dorfaufführungen der heiligen drei Könige mit dem Stern.

Doch die Bibel verlockt zur Langweiligkeit. Deshalb kurz Finis, Ende, herzlichen Gruß und Huldigungen für die Freundin von

Ihrem getreuen

Freytag.

198.

Wiesb[aden], 16. Mai 1887.

Lieber Freund!

Anbei das Verzeichnis der wichtigsten Bism[arck]bücher — die von Busch sind nicht dabei. Hauptwerk ist Hahn,[321]) nicht zu kaufen, ich will, wenn Sie es vielleicht ansehen wollen, morgen in der Bibl[iothek] danach fragen.

Das aus Ems ist sehr traurig.[324]) Vorige Woche erhielt ich einen langen Brief des Kr[onprinzen], der aber nichts von Politik u[nd] nichts von seiner Person enthielt, nur die Schriftstellerhuld, die dem armen Herrn diesmal ausführlich geraten war.

Was die Fahrt nach Ems betrifft, so ist dies ein sehr achtungswerter Gedanke. Nur kann ich über mein Mitkommen zu Pfingsten[322]) noch nichts sagen, da ich um diese Zeit meinen kranken Hirzel erwarte, der in ein Bad soll und mit mir hier oder in Frankf[urt a. M.] zusammentreffen wird. Sobald ich näheres weiß, schreibe ich; doch lassen Sie sich dadurch nicht abhalten, ich komme ebensogern zu Ihnen oder mit Ihnen sonst wohin. Der Freundin herzliche Huldigungen

Ihres getreuen

Freytag.

199.

Wiesbaden, 20. Mai 1887.

... Ich muß viel an Berlin denken. Auf dem Rückwege von Ihnen fing damals Gerhardt[324]) noch einmal von der Sache an, sehr ernst. Offenbar lag ihm der Fall schwer auf der Seele. Daß eine neue Operation nötig ist, mag das bedenklichste sein. Und dazu das Geschwätz von der englischen Reise. Übrigens ist anzunehmen, daß die Kronprinzessin jetzt unterrichtet sein wird ...

200.

Wiesbaden, 24. Mai 1887.

Lieber Freund!

Anbei die Briefe Normann u[nd] Gerhardt mit großem Dank zurück. Es ist jammervoll u[nd] hat die letzten 24 St[unden] auch mir schwärzlich gefärbt, und doch ist der Gerhardtsche Brief, den er mir kurz avisiert hatte,

immer noch eine Erleichterung, da er der Hoffnung Raum gibt, daß außer dem Leben auch noch etwas von der Stimme erhalten bleiben werde. Ich bitte herzlich, sobald Gerh[ardt] wieder schreibt oder Sie sonst etwas erfahren, mich's wissen zu lassen. Betrachtungen u[nd] Gefühle über dieses Unglück schreibe ich nicht, bin ich doch sicher, daß wir darin fast gleich empfinden. Ich lege Ihnen jetzt den letzten Brief des Kronprinzen[323]) bei, obwohl er nichts als Freundlichkeit enthält, wie man sie in solchen Fällen einem alten Bekannten gönnt. Es ist immer ein Zeichen, daß er in Tagen, wo er schwer bedrückt war, die fürstliche Herzlichkeit gegen andere bewahrte.

Möge dieses Wetter aufhören, es macht uns alle melancholisch. Treue Huldigungen in das Haus von

Ihrem alten

Freytag.

201.

Wiesbaden, 27. Mai 1887.

Lieber Freund!

Anbei mit großem Dank die B[rie]fe Normanns, der erste war aus Versehen zurückgeblieben. Das Schweigen Gerhardts[324]) scheint mir zu bedeuten, daß er zwar der Strömung Mackenzie nicht widerstanden hat, daß er aber die Befürchtung hegt, die Geschwulst, wenn auch jetzt durch kaustische Behandlung entfernt, werde sich als Wuchergewächs erweisen und wiederkehren. Unterdes mag er es für loyal halten, über seine Besorgnisse zu schweigen. Daß dort nicht alles in Ordnung ist, schließe ich besonders aus dem Schweigen Wandas,[325]) welche sonst zu solchen Mitteilungen bereit wäre u[nd] auch mir auf mein Gesuch geantwortet hat, sie werde schreiben, sobald Gerhardt eine Mitteilung für angemessen halte. So müssen wir unruhig abwarten. Die Nationalzeitung hat wohl noch die besten Mitteilungen; die vom 25. läßt zwischen den Zeilen lesen.

Ich denke an den Aufbruch u[nd] zürne dem nassen Wetter. In jedem Falle komme ich vorher noch zu Ihnen.

Mit Kummer u[nd] mit vielen Grüßen an die Herrin

Ihr

getreuer

Freytag.

202.

Wiesbaden, 30. Mai 1887.

Lieber Freund!

Gern käme ich zur Fahrt nach Ems. Aber ich habe den Ersten Abgang der Dienstboten und davor Revision u[nd] Abnahme des Inventars. Sehr lästig. In jedem Fall aber erbitte ich in dieser Woche noch Erlaubnis, herauszukommen.

Von Berlin keine Nachricht. Man wartet also dort ab, und auch wir harren in Sorgen.

Gutes Wetter zur Reise. Wehe, es sieht heute nicht danach aus. Huldigungen der lieben Herrin, Grüße dem Sohn, Ihnen alle Liebe u[nd] Treue

Ihres

Freytag.

203.

Vöslau bei Wien, 22. Juni 1887.

Lieber Freund!

Sie erhalten diesen Gruß mit meinem Dank für Ihren letzten Brief aus dem kleinen Kurort, bei welchem der beste österreichische Wein wächst, u[nd] diese Zeilen laufen aus einer Residenz des Bacchus in die andere. Doch war es nicht der Wein, der mich hierherführte, sondern die Erwägungen für Gesundheit meines Knaben. Nach den Beobachtungen auf der Reise faßte ich den Entschluß, auf die nächsten Wochen oder Monate den Jungen in die renommierte Nervenheilanstalt v[on] Dr. Friedmann, Gainfarn bei Wien, zu geben, falls die ärztliche Konsultation dafür spreche. Seitdem badet u[nd] turnt er in der Anstalt, u[nd] wir wohnen eine Viertelstunde davon im Kiefernwalde in vortrefflicher Luft. Friedmann hat versprochen, ihm bis zum Herbst von seinen Zuckungen zu helfen und den Leib so zu kräftigen, daß er den lateinischen Unterricht des Herbstes u[nd] Winters gut ertragen kann. So kommt es, daß ich noch nicht in Siebleben gelandet bin, wo ich ohnedies mit Einrichtung des Haushaltes von dem Eintritt der neuen Köchin abhänge. Wir hausen hier in vortrefflicher Pflege, aber es ist kalt, u[nd] man spricht zuweilen vom Ofen als von einem achtbaren Stubengerät. Ich selbst werde wohl bis Mitte Juli hierbleiben, dann nach Siebleben gehen u[nd] vielleicht Gusten bis zum September hierlassen, wenn die Resultate der Kur erfreulich sind. Unterdes rennen meine Korrekturen emsig nach Leipzig und hierher, u[nd] Stephan erscheint bewunderungswürdig.

In den hiesigen Wiener Zeitungen, von denen die „Neue Freie Presse" ein sehr gut redigiertes Blatt ist, werden die deutschen Verhältnisse eifrig und mit guter Kenntnis der Dinge, fast überall sehr wohlwollend, ja herzlich besprochen. Es sind geschickte Schelme hier an der Arbeit. Daß die Kronprinzeß Gerhardt[324]) zuletzt nicht mehr gemocht hat, muß auf irgend etwas beruhen, was ich wohl erfahren möchte. Zur Sache ist nichts mehr zu sagen, die Gemütsstimmung wird traurig. Denn es ist für den Menschen zuweilen bitter u[nd] sauer, sein persönliches Empfinden mit dem zu befreunden, was seine Vernunft in der Weltgeschichte für das richtige hält. Die Gegner aber mögen vorsichtig sein; noch ist kein Todesfall in Aussicht, sondern, was für alle Teile schlimmer sein mag, ein sieches, argwöhnisches, launenvolles Leben.

Daß man am Rhein wieder etwas Weincourage bekommt, ist erfreulich zu hören, hier ist's fortgesetzt regnerisch u[nd] kalt u[nd] nur Saures zu erwarten. Die Leute hier trinken ihren Wein meist selbst, indem sie der Reihe nach ausschenken, was ihrem Geldbeutel nicht zum Vorteil gereicht. Die unbehilflichen Bayern waren mir lieber als die „Küß-die-Hand-Eur-Gnadn"-Östreicher.

Das Germanische Museum in Nürnberg hat viel Schönes u[nd] unermeßlich viel Lehrreiches. Die dekorative Einrichtung u[nd] vor allem der ganze Bau sind mir zu „stimmungsvoll". Wenn ich in ein Museum gehe, will ich die verfluchten Nippse darin sehen und kennen lernen u[nd] will nicht beschäftigt und gestört sein durch Treppchen, Erker, Goldfische in Weihern und eine Bauerei, die mit dem Labyrinth große Ähnlichkeit hat.

Ihrem lieben Gemahl treue Huldigungen, Ihnen alle Freundschaft

Ihres

getreuen

Freytag.

204.

Vöslau bei Wien, 11. Juli 1887.

Lieber Freund!

Noch immer sitze ich hier in Waldesstille unter Harzgeruch u[nd] Vogelgesang, erfreut über die Fortschritte, welche die Gesundheit meines Knaben macht, der in der Kur u[nd] in der Pflege guter Menschen sichtlich gedeiht. Ich selbst lese Korrekturen und arbeite ein wenig am 15. u[nd] 16. Bande der „Ges[ammelten] Werke". Es geht mir gut, und ich fühle mich durch die literar[ischen] Besuche aus Wien, welche in den ersten Wochen mehr, als gut war, in Anspruch nahmen, nur noch wenig belästigt.

Der Eindruck, den das östreichische Wesen in den Kreisen macht, an die ich hier trat, ist ein sehr freundlicher: leben u[nd] leben lassen, gute Küche, viele Höflichkeit des Herzens. Aber nirgends ein Herrengefühl, fast immer die leise Resignation oder Bescheidenheit von Provinzialen, die sehr gescheit über die politischen Verhältnisse sprechen mit dem Gefühl, daß das vollere Leben u[nd] die stärkere Kraft bei uns im Deutschen Reiche ist. Einige sehr reiche Produzenten-Industrielle, auch die besseren Schriftsteller hier, die ich kennen lernte, haben diesen Zug von Bescheidenheit oder von Schwäche. Der Kaiser und sein Haus sind aber viel mehr verehrt, ja geliebt, als ich dachte. Und wenn aus diesem Deutsch-Österreich ein Urteil erlaubt wäre auf das Ganze dieses wunderlichen Staates, so darf man behaupten, daß es nur eines glücklichen Krieges bedürfte, um Dynastie u[nd] Staat wieder fest zu machen. Die Landschaft ist hier sehr anmutig, der Weinbau wird eifrig betrieben, die Großbesitzer werden Millionäre, die vielen kleinen Weinbauern verkümmern, weil sie ihren Wein selbst austrinken, weit anders als im Rheingau. Der Boden — Kalkfels u[nd] reicher Lehm —

ist sehr günstig. Ein Herr Schlumberger hat hier am Orte so großartige Pflanzungen und Weinanlagen, wie ich sie noch nicht gesehen.

Merkwürdig war mir, daß in der Industrie, auch der textilen u[nd] kunstgewerblichen, die Empfindung verbreitet ist, man könne mit der Intelligenz u[nd] Tatkraft Deutschlands die Konkurrenz nicht aushalten; die Berliner Waren gelten in Wien für die vornehmeren. Dafür suchen sich die Kaufleute u[nd] Industriellen eigene Wege: außer dem europ[äischen] Osten, der ihnen auch durch Deutschl[and] beschränkt wird, mit Benutzung des Östr[eichischen] Lloyds Ostindien, u[nd] es war mir neu, daß Wiener Farben, Baumwolle, Seide jetzt blühende u[nd] lohnende Absatzgebiete über Singapore in demselben Lande haben, in welchem ein großer Teil des verarbeiteten Materials produziert wird.

Von der großen Politik weiß ich nur aus den Zeitungen — Neue Freie Presse —, vom Kronprinzen seit seinem Ritt in weißer Kürassieruniform beim Festzuge der fremden Königin[326]) gar nichts, u[nd] es wäre barmherzig, wenn Sie mich etwas wissen ließen. Soll er so langsam auslöschen? . . .

205.

Vöslau, 26. Juli 1887.

Lieber Freund!

Für Ihren treuen Glückwunsch hätte ich Ihnen eher gedankt, wenn nicht die letzte Woche eine Sorge gebracht hätte. Mein Knabe bekam das Scharlachfieber, und erst seit heut früh ist der Fortschritt zur Genesung so, daß man wieder gutes Vertrauen haben kann.

Es war alles aufs beste eingeleitet. Gustav gedieh hier ganz ausgezeichnet, die Anstalt des Dr. Friedmann, der mir schon in Wiesbaden empfohlen war u[nd] dessen Konsultation ich auf der Reise beschloß, bewährte sich sehr gut, die Nächte des Jungen wurden ruhig, die nervösen Zuckungen schwanden, auch die Kräftigung des Leibes war sichtlich. Dazu kam eine mütterliche Pflege im Hause der Familie Fuchs-Strakosch, bei der wir uns in Kost gegeben. Und ich war im Begriff, nach dem 13. nach Wiesbaden u[nd] Siebleben zu gehen und den Knaben noch bis September in der guten Pflege zu lassen. Da legte er sich ein, er liegt noch, u[nd] ich bin hier festgehalten, bis dies Naturereignis überstanden ist. Jetzt liegt mir die Sorge auf, daß durch diesen Aufenthalt der Druck der beiden Bände politischer u[nd] literar[ischer] Aufsätze nicht verzögert werde. Namentlich für das Ende des 15., welches die Artikel aus 1870 enthält, bin ich hier ohne Material. Doch hoffe ich ihn zuwege zu bringen.

Oft habe ich in der Hitze dieser Wochen Ihrer gedacht u[nd] der Reben von Östrich. Hier sind die Trauben so groß u[nd] zahlreich, daß die Vöslauer bereits triumphieren; sie haben Grund dazu, denn, wie ich schon schrieb, sie trinken ihren Wein meist selber.

Aus der Welt habe ich wenig gesehen u[nd] wenig gehört. Besuche der Wiener wurden so viel als möglich abgehalten, in der letzten Zeit waren die Ärzte die fleißigsten Gäste. Außer Friedmann noch Prof[essor] Nothnagel[327]) aus Wien, der eine Klinik der Univers[ität] hat, ein geborener Preuße, früher Prof[essor] in Jena, ein sehr anmutender Mann, der Ähnlichkeit mit Gerhardt hat und viel Freundlichkeit erweist. Wir in Deutschland sind jetzt, auch für die Österreicher unserer Bildungsschicht, die angesehenen Vettern, deren Verkehr man sucht. Das sind die Folgen der Hiebe, die Sie 66 austeilen halfen.

Messen Sie mich nicht mit dem Maße dieses Briefes, sondern seien Sie ein guter Freund u[nd] schreiben mir ausführlich, wie es Ihnen u[nd] wie es in unserer Welt geht! Grüßen Sie herzlich Ihr liebes Gemahl u[nd] bleiben Sie gut

Ihrem getreuen

Freytag.

206.

Vöslau, 18. August 1887.

... Ich habe mir in diesen Wochen von Wiesbaden Bücher u[nd] Material zur Arbeit hersenden lassen, den Druck der Bände, welche die kleineren Aufsätze enthalten, nicht zu verzögern. Wie sich diese alten Arbeiten für den Tag in Sammlung ausnehmen werden, darüber bin ich sehr unsicher und habe, unter uns gesagt, kein gutes Zutrauen. Schon die Auswahl war eine trübselige Arbeit, zumal die der politischen Artikel. Ich habe wenigstens daran festgehalten, mich nicht klüger erscheinen zu lassen, als ich war. Habe zwar weggelassen, doch nicht zugesetzt. Indes schon in dem Weglassen liegt eine Fälschung des tatsächlichen Inhalts. Und das war das Peinliche. —

So lebte ich in diesen Wochen in fast völliger Abgeschiedenheit, da die Krankheit u[nd] Rücksicht auf mögliche Ansteckung den Verkehr mit den Wiener Bekannten völlig suspendierte. Doch kann ich nicht sagen, daß ich dies als Entbehrung empfand, da ich Liebe und aufopfernde Pflege für den Knaben u[nd] mich im Hause fand, in dem wir uns niedergelassen hatten. Der Wiener Professor Nothnagel[327]) aber, den ich bei der Behandlung zuzog, ist ein guter Preuße.

Der warme Dank für die Nachrichten Ihres letzten Briefes geht Ihnen erst jetzt zu. Daß die Kronprinzessin recht behalten hat — wenigstens vorläufig —, ist ja in der Hauptsache weitaus ein Glück, für die Selbständigkeit des Kronprinzen ein neues Unglück. „Alle haben abgeredet, meine Frau war die einzige Kluge, Weise.“ —

Der Tod Katkows[328]) wird doch wohl mit Grund als eine Förderung des Friedens aufgefaßt, obgleich die Presse immer geneigt ist, die Bedeutung eines, der ihr angehört, zu überschätzen. Ich vermag hier nicht zu verstehen, ob der Kriegszug gegen die russischen Papiere, welcher von Berlin aus so

heftig begonnen wurde, eine andere Wirkung gehabt hat, als die deutschen Besitzer dieser unglücklichen Werte zu ängstigen. Ging er vom Kanzler aus? Und was war die Absicht? Einen, der Krieg führen will, hat Mangel an Geld doch selten gehindert. Und da der größte Teil der russ[ischen] Papiere in den Händen von Ausländern ist, so könnte Rußland durch Staatsbankrott, der den Krieg begleiten würde, sich seine Lasten sogar erleichtern. Wissen Sie darüber etwas Näheres? Auch ob die Berliner Feindseligkeit auf die russ[ische] Regierung irgendwie kalmierend gewirkt hat. Es scheint fast so.

Wir Deutsche sind so sehr geneigt, von Menschen, die wir wenig kennen, Gutes anzunehmen u[nd] das zu hoffen, was wir wünschen. Auch ich habe bei Gelegenheit immer mit großer Freude das Hoffnungsvolle wiederholt, das mir vom Prinzen Wilhelm zu Ohren kam. Jetzt tut mir leid, wenn wieder einmal das Idealbild zur Wirklichkeit nicht stimmt. Ich kenne ihn so gut wie gar nicht. Doch ist ein Trost, das Amt zieht den Mann, wenn nur Kraft vorhanden ist; und da die deutsche Kaiserkrone noch lange Zeiten der preußische Helm sein wird, so ist die erste u[nd] Hauptsache für einen künftigen Kaiser, daß er Soldat ist ...

207.

Vöslau, 12. September 1887.

... Gern würde ich Ihnen den Bulgaren-Koburg[329]) porträtieren, aber ich kenne weder ihn noch seinen Vater. Die österreichische, katholische Linie der vielgenannten Familie gilt für ruhig und anständig, im Privatleben gentil. Sie sind reich. Von H[erzog] Ernst erfahre ich wohl gelegentlich, was er weiß. Deshalb ihm zu schreiben, lohnt wohl nicht; auch würde es, da ich mich politischer Anfragen sonst enthalte, mißtrauisch und unaufrichtig machen. Ich möchte annehmen, daß die Inspiration zu dieser Kandidatur nicht von Wien ausgegangen ist, obgleich die Koburg hier in persönlich guten Beziehungen zum Kaiserhaus stehen, sondern von der Königin Viktoria selbst, seit sie den Battenberger aufgegeben hat. Was Sie von dem Prinzen denken, wird schon das richtige sein. Wien ist nicht der Ort, wo junge Prinzen zu Männern werden. Nach unten zu behaglich, nach oben zu enge ...

Man erlebt doch viele Trauerspiele in der Geschichte und im Leben Privater, und man ist oft in Versuchung, die Feder bestürzt aus der Hand zu legen, weil das Schicksal, die Vorsehung oder wie man diesen anonymen Autor sonst benennt, seine Geschichten mit einer so genauen, grausamen und doch für Menschenverstand begreiflichen Abwägung von Schuld und Strafe, Ursache und Wirkungen in übermenschlicher Größe abzufassen weiß. Was haben wir für Kunstwerke unseres Herrgotts in den Geschicken der Könige erlebt und wie verschieden im Stil! Die Trauerspiele Napoleon I. und II., das bürgerliche Schauspiel Louis Philipp, die russischen Romane seit Alex[ander] I. und Nikolaus. Und die Stücke hören nicht auf. Leider lebt man nicht lange genug, um diese Königspoesien ganz zu verstehen. Aber

auch in unserer Nähe, rings um uns werden solche Schicksalsgeschichten geschrieben ... Aber man liest diese Arbeiten des Schicksals mit bewegtem Gemüt, denn die Wirklichkeit hat ganz anderen Ernst als die größte Tragödie. Genug davon ...

208.

Wiesbaden, 6. Oktober 1887.

Lieber Freund!

Melde mich, als seit Montag[330]) eingerückt nach glücklichem Rückzug aus dem Lande der Phäaken. Die Abreise war durch mein eigenes katarrhalisches Wesen um einige Tage verzögert worden. Ihr lieber Brief gibt mir die Hoffnung, daß Sie von heut ab wieder daheim sein werden, und sobald Sie sich ausgeruht haben, wollen wir uns dem Wiedersehn ergeben, wonach ich mich sehne. Schreiben Sie eine Zeile, ob Ihnen Sonntag oder Montag recht ist, daß ich herauskomme. Dann vieles mündlich.

Es geht mir u[nd] meinem Knaben nicht schlecht. Treue Huldigungen der Freundin, Ihnen alle Liebe u[nd] Treue

Ihres

Freytag.

209.

Wiesb[aden], 13. November 1887.

Lieber Freund!

In Ihre Weinlese fielen die traurigen Nachrichten aus S[an] Remo. Man lebt immer wieder die alte Angst durch, und ein guter Ausgang wird immer unwahrscheinlicher.

Heut sende ich Ihnen nur schnell den eben eingelaufenen Band I, Herz[og] Ernst. Ich habe jetzt eine Arbeit vor u[nd] bitte Sie, das Buch vor mir zu lesen. Fürchte, daß einzelne Seiten besser ungedruckt geblieben wären. Im Buchhandel nennt man dies einen Wälzer. Möchte der wackere Verleger Hertz keine Enttäuschung erleben.[331])

Der lieben Freundin u[nd] den Söhnen herzliche Grüße, Ihnen alle Liebe u[nd] Treue

Ihres

Freytag.

210.

Wiesb[aden], 13. November 1887.

Lieber Freund!

Es ist traurig. Daß der Vater den Sohn überlebe, muß jetzt ein patriotischer Wunsch sein. Noch ist mir nicht klar, ob der Kronprinz die zwei Stunden ohne die Kronprinzeß verbracht hat, ich halte dies für unwahrscheinlich. In diesem Fall des Zusammenseins ist möglicherweise von den

sanguinischen Hoffnungen, an welche sie sich klammert, auf ihn übergegangen. Trägt diese Selbsttäuschung dazu bei, ihm die nächste Zeit leichter zu machen, ohne eine noch mögliche (?) Rettung zu verderben, so wäre sie wohl ein Glück für ihn. Welch jammervolles Glück!

Alles andere schrumpft dagegen zusammen. Auch der [bevorstehende] Besuch des Kaisers von Rußland.[332])

In Liebe u[nd] Treue

Ihr

Freytag.

211.

Wiesbaden, 27. November 1887.

Lieber Freund!

Habe ich Sie in diesen Wochen der Lese u[nd] Presse auch in keiner Weise heimgesucht, so haben wir doch miteinander gelebt. Gemeinsam der Schatten, der von S[an] Remo über alle Arbeit des Tages fällt, gemeinsam auch der Anteil an Ihrer Tätigkeit, deren Schlußresultat, wie es in Ihrem Anschlage vorliegt, ich durchaus nicht billigen kann. Sie haben immer zu niedrig veranschlagt, und ich sage Ihnen, Sie werden herauskommen u[nd] es wird noch etwas Weniges zu Sommerhüten für die Enkel übrigbleiben. Möge ein gnädiges Schicksal verleihen, daß wir diesen Jahrgang noch miteinander in Frieden und Freude zu trinken vermögen. Mich hat außer einer dummen kleinen Umarbeitung eines alten Aufsatzes „Über den schlesischen Grenzwald" in dieser Woche auch die Zeitung beschäftigt. Enthüllungen in Frankreich u[nd] Rußland.[333]) Und ich versuche vergeblich, mich in Zustände u[nd] eine übelriechende Atmosphäre zu versetzen, welche Menschen so zu Schafsköpfen machen kann, wie Papa Grevy u[nd] in anderer Weise Väterchen Alexander gemacht worden sind. Wie ist es möglich, daß ein alter Herr zu Paris sich selbst einen Fußtritt geben kann, der ihn vom Stuhle in das Kehricht wirft? Und was sind das für Zustände, welche dem Russen gefälschte Schriftstücke mit so ungeheuren Konsequenzen auf den Schreibtisch legen! Denn etwas muß doch an der Sache sein, und wenn der Kanzler das Gespräch mit dem Russen gesucht hat, so muß er schon vorher von diesen Fälschungen etwas gewußt haben. Ich bedaure nur, daß er wieder in seinen inspirierten Artikeln über das Ziel hinausschießt. Die Beschuldigungen gegen Personen unseres Hofes meinen jedenfalls einen oder einige verhaßte Mitmenschen; aber wie kann man auf Achselzucken u[nd] kleines Höflingsgeschwätz, was nicht einmal ganz unwahr ist, eine solche allgemeine Anklage erheben? Wahrscheinlich ist die Absicht, bei Privatmitteilungen höchster Personen Vorsicht zu gebieten; aber das Mittel kompromittiert uns vor den Fremden.

Mein Herzog ist gehoben durch den Erfolg seines Buches;[331]) auch Bismarck hat ihm seine Anerkennung ausgedrückt. Er hat den Zeitungen,

welche große Partien abdrucken, den Gefallen getan, daß sie an ihm einige hundert Mark Honorar sparen. Das Beste wird der Teil werden, dessen Mittelpunkt Napoleon ist. Denn diesen Gesellen hat der Herzog gut u[nd] gründlich kennen gelernt.

Daß Roggenbach [337]) zum Kronprinzen gereist ist, freut mich sehr. Er wird doch dem Armen Beschäftigung u[nd] Gedanken geben. Wir aber wollen alle Wünsche dahin richten, daß, wenn das Furchtbare eintreten muß, es den alten Kaiser noch am Leben findet.

Mein Knabe tummelt sich kräftiger. Ich bitte Sie, Ihrem lieben Gemahl meine herzlichen Huldigungen auszurichten u[nd] lieb zu behalten

Ihren

getreuen

Freytag.

212.

Wiesb[aden], 9. Dezember 1887.

Lieber Freund!

Alles richtig erhalten. Ihr günstiges Urteil über Ernsts Opus [331]) freut mich, obwohl ich keinerlei Anteil daran habe, als daß ich einige Kapitel des Manuskripts kritisch u[nd] unzufrieden mit [Ottokar] Lorenz besprach. Ist etwas von meinem Stilus darin sichtbar, so muß das von Tempeltey oder Lorenz herrühren ...

213.

Wiesbaden, 7. Januar 1888.

... Zufällig habe ich auch mit Berliner Ordensgeschichten zu tun. Es sind 2 von den 30 Mitgl[iedern] der Friedensklasse des Pour le Mér[ite] gestorben und wir haben neue zu wählen; jeder von uns 2 Namen zu nennen. Ich nenne Lenbach, den Maler, und Karl Ludwig, den Physiologen. [290]) Aber dies Einsenden von Stimmzetteln ist ein ungenügender Brauch, der den außerhalb Berlin befindlichen Mitgliedern gegenüber den 15 Berlinern jeden maßgebenden Einfluß nimmt. Dergleichen ist nur durch mündliches Ausgleichen der Ansichten zu einer Majorität zu bringen ...

214.

Wiesbaden, 3. Februar 1888.

Lieber Freund!

Unser Masseur soll gepriesen sein, wenn er Ihr Beinchen so behend gemacht hat, daß wir auf den hiesigen Maskenball gehen können. Ich schlage vor, daß wir als neuer Erwerb des Deutschen Reiches, als Papuas von Kais[er]-Wilhelms-Land, erscheinen; wir brauchen dazu wenig Kostüm ...

Auch mir scheint aus den Zeitungen hinter den Zeilen über S[an] Remo eine vollständige Bestätigung Ihrer Nachrichten erkennbar zu sein. Die Zunahme an Mutlosigkeit ist aus den inspirierten „Nachrichten" deutlich herauszulesen...

215.

Wiesbaden, 8. Februar 1888.

Lieber Freund!

Über Ihren Gruß habe ich mich herzlich gefreut. Das war wieder einer von den großen Momenten unserer Geschichte,[334]) und er tat uns not. Wenn es gelingt, die Deutschen warm zu machen, werden sie tüchtig. Und das hat Kanzler diesmal gut zuwege gebracht. Am meisten hat mich gefreut, wie er sich wegen der Frage: Defensive oder opportuner Angriff, mit Moltke auseinandersetzte. Darin ist er größer und hat das bessere Recht. Ich wünsche ihm jetzt, daß er sich die große Stellung, welche ihm der Montag wieder gegeben hat, nicht durch späteres Vielreden im Reichstage schädigt. Aber er ist darin wie ein Löwe, welcher Blut geleckt hat.

Bei alledem ist merkwürdig, wie schnell und wie fast selbstverständlich dies neue Wehrgesetz mit den riesigen Ansprüchen an die Volkskraft zum Gesetz wird. Es verfügt über Leben und Schicksal von Millionen. Wie gewaltig ist den Deutschen doch die Überzeugung geworden, daß der Mann vor allem sich dem Staate schuldig sei. Und man schilt unsere Zeitbildung selbstsüchtig.

Ich werde mich herzlich freuen, wenn ich die Nachricht erhalte, daß Sie kommen. Hier nichts Neues, alles geht im Gleise ruhig fort, für mich immer noch langweilige Korrekturen.

Ihrem lieben Gemahl treue Huldigungen, Ihnen alte Liebe

Ihres

Freytag.

216.

Wiesb[aden], 10. Februar 1888.

Lieber Freund!

Daß der Luftröhrenschnitt durch Bramann am Nachmittag[335]) vollzogen werden mußte, bevor Bergmann ankam, ist wohl ein Zeichen, daß er dringend not tat. Mir sagen die Ärzte hier, die Operation sei nur dazu gut, den Erstickungstod für den Augenblick abzuhalten, sie könne nach der Dauer der Krankheit durchaus keine Hoffnung auf Exstirpation geben, und sie trage erfahrungsmäßig in solchem Fall vielmehr dazu bei, die anderweitigen Fortschritte der Krankheit zu beschleunigen. So wird Gerhardt wohl recht behalten. Immer wieder der Schmerz um solches Ende, und die verständige Erwägung vermag über die Trauer nicht wegzuhelfen.

Ihr getreuer

Freytag.

217.

Wiesbaden, 17. Februar 1888.

Lieber Freund!

Mit großem Dank eile ich die drei Briefe zurückzusenden. Es ist in diesem Fall eine fast schmerzliche Freude, die Ansichten lieber Menschen zu vernehmen. Daß man zu S[an] Remo nicht aufgegeben hat, schön darzustellen, zeigt die letzte ungeschickte Veröffentlichung Mackenzies. Es wird wohl, wie früher, eine Weile so fortgehn, bis wieder eine Krisis eintritt.

Auf meinen Brief an den Kronprinzen habe ich weder Antwort — die nicht zu erwarten war — noch eine Empfangsbescheinigung erhalten, er wird von der Kronprinzeß arretiert worden sein.

Draußen schneit's, die dummen Börsen wollen nicht an den Frieden glauben; wir aber haben ein gutes Vertrauen zur Zukunft am Himmel u[nd] auf Erden.

Der lieben Freundin herzliche Huldigungen. Ihnen alle Treue

Ihres

Freytag.

218.

Wiesbaden, 11. März 1888.

Lieber Freund!

In diesen ernsten Tagen[336]) habe ich viel Ihrer gedacht u[nd] wäre heut auf einige Stunden nach Östrich gekommen, Trauergedanken auszutauschen. Es ist anders gekommen, als der Mensch von strafender Gerechtigkeit des Schicksals die Fügungen erwartete. Wir haben also eine neue Kaiserin.

Der Unsinn des ersten sachlichen Erlasses, den man zu S[an] Remo ausgedacht, wird viele kleine Trübsal veranlassen. Er setzt die Tagesexistenz von vielen Tausenden Zufälligkeiten aus — Theaterkontrakte usw. — u[nd] stellt persönlicher Willkür anheim, was als nationale Anstandspflicht zu behandeln ist. Die Krone handelt unweise, auf das Trauerrecht, das sie der Nation gegenüber hat, zu verzichten. Ich fürchte, dieser erste Erlaß ist vorbedeutend. Vielleicht wird es dem, welchem man den Namen „Wilhelm II.“ gegen früheren Beschluß, wahrscheinlich in stillem Gegensatz gegen den Toten, überlassen hat, durch das, was jetzt zu folgen droht, leichter, dereinst Popularität zu gewinnen. Denn das Nächste, was jetzt folgen muß, wird Enttäuschung u[nd] Unpopularität sein. Stellt sich diese jetzt ein, so mag der Nachfolger Friedrichs III. leichteres Geschäft finden.

Lassen Sie mich wissen, wann Sie zurückkommen, u[nd] achten Sie auf Ihre Gesundheit! Denn dies wird für Sie eine angreifende Woche.

In Treue

Ihr

Freytag.

219.

Wiesbaden, 16. April 1888.

... Als uns Gerhardt[324]) erzählte, daß noch einmal eine kurze Verlängerung des Röhrchens möglich sei, dann nicht mehr, da wußte er wohl noch nicht, daß diese Verlängerung bereits nötig geworden. Ich habe Gerhardt noch am Abend eine Stunde bei mir gehabt, doch waren wir nicht allein ...

220.

Wiesbaden, 30. April 1888.

... Neulich traf ich mit [dem Regierungspräsidenten v.] Wurmb zusammen. Er erzählte, Sie seien in S[an] Remo gewesen und hätten dort Anteil an der Redaktion der Kaiserlichen Proklamationen[337]) gehabt. Ich hörte schweigend an und sagte, mir sei von der Reise nichts bekannt. Woher kam ihm diese Wissenschaft? Daß Gerhardt[324]) in so auffälliger Weise beiseite geschoben worden, empört mich. Obgleich es für den geradsinnigen Mann ein wahres Glück ist, daß sein Name in der Doktorenkatzbalgerei nicht genannt wird ...

221.

Wiesbaden, 28. Mai 1888.

Lieber Freund!

In der Hoffnung, daß Sie wohlbehalten von den Hochzeitsfeierlichkeiten heimgekehrt sind, schreibe ich heut, nicht über allerlei Schweres, was uns auf der Seele liegt, sondern nur um Ihre gütige Befürwortung in einer kleinen Angelegenheit von wissenschaftlichem Interesse zu erbitten.

Mein werter Freund Ludwig Dreyfus ist seit längerer Zeit mit einer Untersuchung über die Phylloxeriden beschäftigt, deren übelbeleumdetes Mitglied auch die Reblaus ist. Die ganze große Sippschaft ist eine nichtswürdige Bande, welche die Fortpflanzung ihrer Rasse auf unerhörte Weise so besorgt, daß sie durch mehrere Generationen jede männliche Mitwirkung beim Fortpflanzen verschmäht, nur ab u[nd] zu einmal Männliches gebraucht. Dem denkenden Menschenfreund kann nicht zweifelhaft sein, daß diese Gewohnheit die geheime Ursache der Nichtswürdigkeit ist, welche der Reblaus zur Schande gereicht.

Die gelehrte Arbeit, welche Dreyfus im Werke hat und für die er bereits viel getan und durch wunderschöne Zeichnungen aufgewandt hat, verspricht eine wesentliche Förderung im Verständnis einer der dunkelsten Partien in der Naturwissenschaft, sie ist von dem Anteil und den guten Wünschen namhafter Gelehrten begleitet, der Verfasser selbst durch seine wissenschaftliche Tüchtigkeit und Ausdauer in nicht gewöhnlicher Weise befähigt. Und wir dürfen etwas sehr Tüchtiges erwarten.

Um nun die kleinen Rebteufel in allen Generationsfolgen und in allen Stadien ihrer Entwicklung beobachten zu können, hat Herr Dreyfus sich erboten, als Hilfssachverständiger in Reblausangelegenheiten einzutreten, er wünscht das Recht zu erhalten, die infizierten Weinstöcke mit untersuchen zu dürfen u[nd] wissenschaftliche Präparate für sein Werk zu machen. Doch ist für diese Beobachtungen gerade jetzt Gefahr im Verzuge, denn jeder warme Tag erzeugt und verdirbt einzelne der schnell wechselnden Gestaltungen.

Der Aufsichtskommissar Herr v. Lade, Bruder des Herrn, dessen Bekanntschaft mir in Ihrem Hause wurde, ist, wie mir berichtet wird, der Sache, um welche es sich hier handelt, gewogen, und würde wohl Herrn Dreyfus als Hilfssachverständigen annehmen. Nun kommt es aber sehr darauf an, die Möglichkeit dieser wissenschaftlichen Untersuchungen nicht von einer ferneren Tätigkeit der übrigen Sachverständigen abhängen zu machen, da die Zeit drängt u[nd] für mikroskopische Untersuchungen jede bereits desinfizierte Stelle Gelegenheit zu Präparaten bietet.

Deshalb bitte ich mein liebes Ehrenmitglied der k. k. Leopoldina[238]) hoch u[nd] höchst, sich in dieser Angelegenheit so weit zu bemühen, daß Dreyfus die erwähnte Berechtigung zu seinen Untersuchungen sogleich jetzt erhalte. Diesem wird jeder Weg lieb sein, auf welchem Herr v. Lade die Berechtigung erteilt, ob durch sofortige Aufnahme unter die Sachverständigen oder in anderer geeigneter Weise . . .

222.

Siebleben, 16. Juni 1888.

Lieber Freund!

Es ist entschieden gut, daß die Tragödie zu Ende ist. Aber es rührt einem doch an die Seele. Jedermann merkt, daß ein neuer Abschn[itt] der deutschen Geschichte beginnt . . .

223.

Siebleben, 1. Juli 1888.

Lieber Freund!

Während Sie als Großwürdenträger bei großen Staatsaktionen[239]) würdig repräsentieren, lag ich ziemlich miserabel fest u[nd] besorgte eine ernste Krankheit. Zwar ist's besser geworden, und der Sousleib hat seine Hartnäckigkeit aufgegeben, aber es ist immer noch Schwächlichkeit vorhanden, u[nd] ich muß Sonnenschein erwarten, um das Zimmer zu verlassen. Dieses Jahr! Der arme Wein! Die Deutschen hätten nach allem wohl verdient, daß sie im Keller eine gute Erinnerung an 1888 bewahren könnten. Die Regierung des jungen Kaisers wird nicht wie ein Komet über dem Lande stehen. Die Behendigkeit unserer Landsleute, sich gegenwärtig jede Lebensäußerung des Herrn aufs günstigste auszulegen, ist wieder recht auffallend, u[nd] sie tun das Menschenmögliche, ihn zu verziehen.

Lassen Sie sich unterdes meinen kurzen Glückwunsch, daß Sie wieder in der Heimat bei Gemahlin und Reben angekommen sind, freundlich gefallen. Bin ich wieder völlig imstande, so schreibe ich Ihnen aufs neue, daß ich immer bin

Ihr

getreuer

Freytag.

Was Sie über Duxens Abnahme[340]) schreiben, ist leider wahr. Aber Sie dürfen ihn nicht als Spiegel betrachten, denn Sie sind eine ganz andere Natur.

224.

Siebleben, 8. Juli 1888.

Lieber Freund!

Für Ihren guten Brief, der Sie in frischer Regsamkeit und anderen hilfreich zeigt, herzlichen Dank. Die Gratulationen sind wir ja allmählich gewohnt worden. Das Liebste war mir der Berliner Fakultätsbrief an mich, dessen Inhalt sehr hübsch war.[341]) Da Sie aber das Ordenskreuz erwähnen und eine artige Antwort auf des Kaisers freundlichen Gruß als erfolgt voraussetzen, so will ich doch schreiben, daß die Zeitungsnotiz: Der Kaiser hat dem usw. verliehen, ungenau war. Das Kreuz ging mir durch Goßler zu, mit einer Zuschrift des hochseligen K[aisers] u[nd] K[önigs]: „M[ajestät] haben mittels Allerh[öchsten] Erlasses vom 14. Juni d. J. E[uer] H[ochwohlgeboren] das Komturkreuz usw. zu verleihen geruht. Ich füge die bez[üglichen] Ordensinsignien bei usw. 30. Juni 1888." Nun starb K[aiser] Friedrich den 15. und lag am 14. bereits so sehr auf dem Tode, daß von einer Ausfertigung eines solchen Erlasses wohl nicht die Rede sein kann. Wie ist in den letzten Tagen des armen Herrn eine Artigkeit dieser Art zustande gekommen? Noch bemerke ich, daß Kaiserin Viktoria, die mir seit Jahren ihre Beachtung nur durch Seckendorff[265]) zuteilte, zum 30. Juni ebenfalls ein Glückwunschtelegramm gesandt hat. Was die Dame Ihnen klagte, erklärt dies. Vielleicht ist Ihnen ohne Mühe möglich, über die Provenienz der Auszeichnung etwas zu erfahren. Und soll ich mich doch bei dem neuen Kaiser bedanken? Ich denke nein. Goßler wird wohl genügen.

Wie die Teilung der Gewalten in der Marine zum Vorteil derselben bewirkt werden kann, ist mir nicht verständlich. Das wäre doch nur dann möglich, wenn der Oberkommandant gleich dem Führer eines Armeekorps gestellt und der Kaiser selbst mehr mit der höchsten Aufsicht über das Marineministerium belastet würde. Nun aber kommt der Kanzler mit seinem unleugbaren Anspruch, Schiffe zu verschicken usw. Doch ich bescheide mich, das Detail zu wenig zu kennen, und bin sehr neugierig, wie Sie die Schwierigkeiten gelöst haben ...

225.

Siebleben, 20. Juli 1888.

... Die Kaiserin „Friedrich“ hat jetzt, genau wie ihre Mutter nach dem Tode des Prinzen Albert, einen Kultus mit dem Verlorenen begonnen. Sein Totenbett steht in ihrer Wohnstube, und sie sammelt Aufsätze und schriftliche Zeugnisse über seine Tugenden. Sie hat durch die Stockmar[286]) auch von mir einen Aufsatz gefordert, was mich in einige Verlegenheit setzt, weil sie offenbar, wie ihre Mutter, zuletzt ein Buch daraus machen wird, ihm zur Ehre, sich zur Rechtfertigung. Und ich fürchte, ich werde ihr so, wie sie es wünscht, nicht dienen können. Denn wenn ich überhaupt das Recht habe, öffentlich über K[aiser] Friedrich lautbar zu werden, so darf ich es doch nicht im Hofkleide tun ...[342])

226.

Siebleben, 28. Juli 1888.

... Die Berichte über die Kaiserreise sind erfreulich, aber langweilig. Daß wir jetzt fünf junge Kaisersöhne[343]) haben, kostet mich sechs Flaschen Rheinwein, ich habe im Übermut gegen Wurmb gewettet, daß es diesmal ein Mädchen sein werde. Wilhelm mag jetzt darauf denken, wen er zu Paten laden wird, wenn der siebente Junge kommt.

Die Rede des poetischen Theologen Schultz sende ich mit Dank zurück. Sehr schön, aber wieviel ist hinter dem Nimbus wahr!

Und doch ist sie sehr geschickt u[nd] ganz nach den Bedürfnissen der Deutschen gemacht.

Hier geht's wieder so ziemlich. Nur mein Wein gewährt keine Aussichten. Wenn das Jahr recht gut ist, bleibt er zwar hart, wird aber doch sauer; in diesem Sommer wird er den Charakter grüner Erbsen bewahren.

Herzliche Huldigungen ins Haus. Ihnen alle Treue

Ihres

Freytag.

227.

Siebleben, 18. August 1888.

... Daß Gerhardt[324]) einem Angriff Mackenzies, welcher ihm die Wahrhaftigkeit verdächtigt oder seine ärztliche Intelligenz insultiert, nicht schweigend stillhält, ist ganz in der Ordnung; Ehre und Ruf stehen für ihn auf dem Spiele, u[nd] beide darf er nicht der Rücksicht auf eine Dame preisgeben, welche in der ganzen Angelegenheit die schwerste Schuld trägt. Ich habe mich noch nicht entschließen können, der Kaiserin zu schreiben. Dem Federfertigen fehlen diesmal die Worte. Durch Ompteda[288]) hatte sie unterdes mich wegen des alten Schlosses Tenneberg[344]) fragen lassen; diese Anfrage habe ich möglichst kurz beantwortet, da ich wußte, daß sie gleichzeitig beim

Herzog selbst, zu dessen Fideikommiß der alte Bau gehört, Einleitungen zum Ankauf gemacht hatte. Vor zwanzig Jahren nämlich hatte sie von Reinhardsbrunn mit dem Kronprinzen dies herzogliche Gebäude, welches Familieneigentum des regier[enden] Hauses ist u[nd] jetzt, sehr heruntergekommen, die Amtslokale dreier Behörden umfaßt, besichtigt u[nd] Erwerbs- sowie Restaurationspläne darum gesponnen. Jetzt, in der Zeit des Kultus mit dem Verstorbenen, wurde ihr der Gedanke wieder lieb u[nd], während sie durch Sie u[nd] Ompteda [andere Schlösser] am Rhein u[nd] anderswo besichtigen ließ, besprach sie in der Stille mit Duxen die Möglichkeit des Erwerbs. — Dux war in dieser Sache groß, er mag die Nichte gar nicht, er schreibt wohl auch gegen sie; aber in der Stille ist ihm doch lieb, wenn sie in seine Nähe kommt, und ich fürchte, er hat, um sie dorthin zu dirigieren, allerlei getan, was er besser unterlassen hätte. Endlich wurde ein geheimnisvoller Besuch der Kaiserin bewirkt. Die Reise hatte nur den Zweck, das Schloß noch einmal zu begutachten, u[nd], wenn die Agnaten — Edinburg — ihre Zustimmung geben u[nd] das Land, dem der Nutznieß zusteht, anderweitig entschädigt werden kann, wird sie es wohl kaufen oder übernehmen. Ich glaube, die Sache ist noch großes Geheimnis, das ich übrigens zu bewahren nicht verpflichtet bin, wenigstens nicht gegen Sie. Haben Sie noch mit ihren Kaufprojekten zu tun, so wissen Sie, daß es nicht so ernst gemeint ist.

Mit dem Kaiser Wilhelm war ich bisher sehr vergnügt einverstanden. Daß er u[nd] Heinrich die Johanniteralbernheit sanktionieren, ist der erste dumme Streich. Denn dieser adlige Orden ist nicht zeitgemäß und muß verrujeniert werden, im Frieden albern, im Kriege schädlich. — Da haben Sie die Politik, sie macht jedermann krakeelig.

Es ist hübsch, daß Sie mit meinen Herren Nationalen wieder zusammen waren. — Aber, lieber Freund, dieses Wetter. Alle Jämmerlichkeit des Himmels läuft aus den Wolken auf die Erde. Was soll der wohlmeinende Christ denn in den nächsten Jahren trinken?

Ich denke täglich Ihrer, als eines Weinbauern mit Trauer, als eines Freundes mit Stolz; ich bitte Sie, der Freundin innigen Gruß auszurichten u[nd] gut zu bleiben

Ihrem getreuen

Freytag.

228.

Siebleben, 2. September 1888.

Lieber Freund!

Großen Dank für Ihren Brief. Der Schwindel mit dem Adel[345]) wird wohl durch ein Inserat in der „Nationalzeitung" abgemacht werden. Aber das kommt davon. Ich bin gerade dabei, über die Johanniter u[nd] ihre Ordenswirtschaft Betrachtungen anzustellen. Diese „Edelsten des Adels" habe ich noch von A[nno] 70 in den Gliedern, wo sie als Schlachtenbummler

einherzogen u[nd] mit ihren Vertrauten die Konserven naschten u[nd] den Sekt tranken, die von mitleidigen Seelen gestiftet waren. Jetzt ist all dieser Unsinn nur lächerlich, aber es kann eine Zeit kommen, wo er für die Monarchie zum Sargdeckel wird. Ludwig XIV. war auch der Adligste der Edeln, sein Nachfahre wurde dafür geköpft, was, wie Sie mir zugeben werden, für alle Beteiligten unangenehm war.

Die Ernennung von Bennigsen[346]) hat mich herzlich gefreut. Ob es für den Oberpräsidenten möglich sein wird, Führer der Nationalen zu bleiben, ist allerdings sehr zweifelhaft. Aber ich betrachte den Oberpräsidenten als eine Station zum Minister des Innern. Wäre dies nicht beabsichtigt, so wäre die Ernennung ein großer Übelstand für die nationale Partei. Denn Miquel[375]) vermag sie nicht zu führen.

Die Kaiserin darf also Tenneberg[344]) nicht kaufen. Seckendorff würde allenfalls zustimmen, wenn das Nest „geschenkt" würde. Sie hat dem Herzog bekannt, daß sie einen Ort suche, der nicht in Preußen läge. Daher auch die Fahrt nach Sachsen. Ich habe ihr immer noch nicht geschrieben. Mein Aufenthalt hier wird wohl nicht mehr lange währen. Da Gustav zu Michaeli auf das Gymnasium in Wiesbaden kommen soll u[nd] vorher angemeldet werden muß, so warte ich jetzt auf eine Nachricht des Direktors über den Termin der Anmeldung.

Ich kann Ihnen sagen, daß ich bei meiner Kritik des Wetters immer Ihren Wein in Gedanken habe. Daß er noch Hoffnung gibt, beruhigt mich etwas. Keltern Sie nur, für das Austrinken werde ich mich seinerzeit nützlich erweisen. Wir hier haben dies Jahr einen großen Reichtum an gemeinen Pflaumen, die man backen (welken) und auch zu Muß kochen kann, jedoch wer wird das Muß verzehren? Es ist nicht jedermann ratsam.

Grüßen Sie herzlich Ihr liebes Gemahl, bleiben Sie gut

Ihrem getreuen

Freytag.

229.

Wiesbaden, 19. September 1888.

Lieber Freund!

Ich melde mich als eingerückt. Mein Knabe war für das Gymnasium anzumelden, er hat heut den Vorzug gehabt, in die Quinta aufgenommen zu sein mit der Aussicht, nächste Ostern nach Quarta zu kommen. Gern wäre ich bei der guten Witterung noch in S[iebleben] geblieben, da ich mir dort in den letzten Wochen lästigen Katarrh geholt habe, den ich gern sitzend abgemacht hätte. Aber die Vaterpflicht zwang. Hier, wie alljährlich, Staub, neue Einrichtungen, Schlüsselverwaltung im neuen Hauswesen. Für einen bejahrten Weltbürger wird diese Art Sorgen lästig; ich habe große Lust, jemand ins Haus zu nehmen, der die Wirtschaft abnimmt. Doch das läuft nebenbei u[nd] wird langsam erwogen.

Unsere Nationalen rühren sich. Aber sie können Bennigsen[346]) nicht entbehren, Miquel vermag nicht ihn zu ersetzen. Es sind so viele tüchtige Männer bei der Partei; aber für große Politik fehlt es merkwürdig an Talenten, noch mehr an Kenntnis der Personen, am meisten in Fragen der auswärtigen Politik. Das geht freilich anderen Fraktionen ebenso. — Es ist wohl gut, daß die Kaiser-Friedrich-Legenden etwas aus dem Mund der Leute gekommen sind, doch ganz scheint der Kampf um die Leiche des gefallenen Helden noch nicht beendet. Demnächst wird wohl Mackenzie dafür sorgen. Außerdem soll eine Flugschrift erschienen sein: „Auch ein Programm aus den 99 Tagen", welche die Freisinnigen als Sack schlägt, aber eine andere wandelnde Persönlichkeit meint. — Wenn gestern in den Zeitungen zu lesen war, daß Villa Reiß bei Kronberg auch um deshalb von der Kaiserin F[riedrich] gekauft sei, weil es in Preußen liege, so ist das Gegenteil wahr. Denn ich nehme an, daß die hohe Dame ihre Herzensmeinung ausgesprochen hat, als sie wegen Tennebergs den Oheim drängte, „weil sie nicht nach Preußen wolle". Und sie hat zu diesem Zweck auch das ganz unbrauchbare Königl[ich] sächsische [Schloß] Albrechtshof besehen. Wie gern gönnte ich ihr einen Frieden, den sie nicht um uns verdient hat; aber sie wird keineswegs still sitzen.

In dieser Saison der Manöver und politischen Besuche, welche viel Staub aufrühren, ist es eine Genugtuung, an das ruhige Stilleben in den geschlossenen Weinbergen zu denken. Und ich sehe Sie in Gedanken stolz Ihren Rebengang auf und ab schreiten, einen siegesfrohen Blick nach dem Barometer, einen anderen nach den neuen Kellerräumen werfend. Zuletzt wird er doch noch trinkbar, nein, mehr, er wird gut u[nd] viel. Ich bin sehr bereit, mich mit Ihnen zu freuen, und würde mir nicht versagen können, in den nächsten Tagen selbst Ihnen das zu erzählen. Aber es ist besser, wenn ich meinem Doktor Ricker folge und mich bewahre, bis der Husten gewichen ist.

Unterdes sende ich treue Wünsche, der Gemahlin herzliche Huldigungen in das Haus u[nd] bitte Sie, lieb zu behalten

Ihren getreuen

Freytag.

230.

Wiesbaden, 2. Oktober 1888.

Lieber Freund!

So ist denn Geffcken,[347]) die arme Motte, ins Licht geflogen. Daß er das Tagebuch ohne Wissen der Kais[erin] Friedrich in Druck gegeben, ist kaum anzunehmen; hat er es mit ihrem Wissen getan, so kann ihn nur das eine trösten, daß er als Ritter leidet... Vielleicht finden Sie auch einen Zusammenhang zwischen Bismarcks Berserkerzorn gegen den Indiskreten und zwischen der Flugschrift „99 Tage".[348]) Offenbar hat B[ismarck] einen

Feldzug gegen die englischen Weiberintrigen für nötig gehalten. Er ist wie der Riese Wate mit der Eisenstange in unserer alten Heldensage, der immer an einer Kette geführt werden mußte, weil er schonungslos gegen Freund und Feind um sich schlug. Aber den Kanzler hält niemand an der Kette. Was auch aus der Geschichte werden mag, der unglückliche Geffcken wird das Opfer bleiben. Ein solches Ende wohlmeinender Vielgeschäftigkeit ist doch sehr traurig. Daß jetzt in allen Zeitungen von ihm die Rede ist, wird ihn etwas trösten, nicht auf die Länge ...

231.

Wiesbaden, 16. Oktober 1888.

Lieber Freund!

Mit herzlichem Dank für Ihren Brief heut nur einen Morgengruß u[nd] die Antwort, daß ich am Donnerstag[349]) mit großer Freude mich einstellen werde. Alles andere sei persönlichem Diskurs vorbehalten. Mir tut sehr leid, daß unser wackerer Gerhardt[324]) aufs neue durch des Engländers Schrift gekränkt u[nd] provoziert wird.

Mit herzlichen Huldigungen für die Freundin

Ihr

getreuer

Freytag.

232.

Wiesbaden, 20. Oktober 1888.

Lieber Freund!

Ich denke, der Kanzler weiß so gut wie andere, daß bei der Untersuchung gegen Geffcken[347]) nicht viel herauskommen wird; er hält aber diese Veranlassung für günstig, etwas gegen die Kaiserin [Friedrich] und ihre Indiskretionen zu unternehmen. Und wenn ihm gelänge, für solches Eingreifen Material zu finden, so würde er nicht durch das Gericht, aber durch Vortrag beim Kaiser gegen sie vorgehen und ihr das Publizieren aus der Vergangenheit, vielleicht sogar ihren Aufenthalt in Deutschland zu verleiden bemüht sein. Und darin hätte er nicht unrecht.

Über den Einbruch bei Roggenbach[337]) denke ich ganz wie Sie. Es ist ein Akt, der uns alle demütigt. Wenn solche Integrität und so reines Wesen nicht vor der Inquisition schützen kann, so ist nicht alles in Ordnung.

Haben Sie mit Geffcken korrespondiert, so ist wohl möglich — nicht daß man bei Ihnen sucht, aber daß man Sie zitiert. Es wird gut sein, zu erwägen, was man auf Fragen zu antworten hat. Mir würde die größte Bereitwilligkeit und Offenheit richtig erscheinen. Denn Sie haben in diesen ganzen Friedrich-Verhältnissen nichts zu verbergen und dürfen das Selbstgefühl hegen, ein treuer Berater gewesen zu sein, wenn einmal Ihre Ansicht gefordert wurde.

Lassen Sie mich wissen, was Sie etwa Neues erfahren. Ich grüße dankbar für die Stunden des Donnerstag[349]) herzlich Ihr liebes Gemahl, bin in Liebe und Treue

Ihr

Freytag.

233.

Wiesbaden, 1. November 1888.

... In dieser Zeit der Haussuchungen, offizieller Phrasen und begeisterter Toaste tut dem Menschen ein stilles, gemütliches Vergnügen wohl an, als Gegensatz zu dem Schellengeläut der neuen Zeit, in welche wir hineinfahren. Die gröbliche Anrede des Kaisers an die Berliner war ja wohl für Berliner Ohren sehr mißtönend, und man kann auch sonst Kritik daran üben; mich hat etwas darin gefreut: daß sie mehr Gemüt als Konvenienz kundgab. Wie der junge Herr sich bei dem ewigen Anfeuern den Teufel vom Leibe halten wird, ist allerdings eine wohl aufzuwerfende Frage.

Ich hatte gehofft, daß die Heimsuchung Roggenbachs[337]) der Presse entgehen würde, leider ist dies doch nicht geschehen. Die Demonstrationssezession der Kaiserin Friedrich[350]) läßt erkennen, wie es in der Familie aussieht. Wenn man den ganzen Geffcken in Betracht zieht, so ist die Meinung nicht abzuhalten, daß er die Publikation[347]) nicht ohne Wissen der Kaiserin gewagt hat, u[nd] daß er ihr Opfer ist. Offenbar haben der Kaiser u[nd] der Kanzler dieselbe Ansicht, u[nd] die Untersuchung ist gegen sie gerichtet. Daß sie jedes Mitwissen stark abgeleugnet hat, macht dies nur wahrscheinlicher.

Jetzt aber ist die Losung „Most", denken Sie bei diesem verruchten Bösewicht zuweilen an Ihren Sie liebenden und Ihr Gemahl herzlich grüßenden Freund

Freytag.

234.

Wiesbaden, 13. November 1888.

... Der zweite Band von „Herzog Ernst"[351]) ist viel besser als der erste u[nd] an vielen Stellen, zumal durch Briefauszüge, aber auch durch gescheite Charakteristiken u[nd] Schilderungen von hohem Interesse. Die übergroße Freude des Autors am „Sichvortragen" muß man freilich in Kauf nehmen.

Mein Dux steht jetzt auf dem Zenit seines Ruhmes, ich wünsche herzlich, daß dies Dauer habe ...

235.

Wiesbaden, 23. November 1888.

Lieber Freund!

Vor allem freue ich mich Ihrer Rückkehr aus der Stadt der Untersuchungen, und gern käme ich am Sonntag zu Ihnen, um die ganze Tragödie

anzuhören. Leider geht das nicht. Ich habe nämlich eine ziemlich ernste Lungengeschichte mit 40° Temperatur und häßlichem Auswurf hinter mir; bin bis jetzt glücklich darübergekommen, aber noch zu einigen Wochen Hausarrest verurteilt. Es wäre also sehr lieb von Ihnen, wenn Sie nächste Woche herüberkommen könnten.

Unterdes habe ich auch zum 26. eine Zitation in Sache Geffcken[352]) nach Berlin erhalten. Da sie vom 21., dem Tage Ihrer Vernehmung, datiert ist, so könnte wohl sein, daß der Scharfsinn des Inquirenten aus derselben die Veranlassung gefunden hat. Ich werde dieser törichten Zumutung natürlich keine Folge leisten, habe den Leuten wohlmeinend dictando vorschlagen lassen, daß sie mir entweder ihre Fragen zu schriftlicher Beantwortung zusenden oder mich in meiner Wohnung allhier vernehmen lassen. Wären sie klug, so würden sie das erstere wählen.

Also in der Hoffnung auf gutes Wiedersehen mit herzlichen Huldigungen für Ihr liebes Gemahl

Ihr

getreuer

Freytag.

236.

Wiesbaden, 27. Dezember 1888.

Lieber Freund!

Großen Dank für die Nachricht, die Ihr Brief über Ihr Befinden und aus Östrich brachte. Es geht doch besser, und das humane Wetter soll helfen, Sie wieder völlig auf Ihre alte Löwenkraft zu bringen. Christfest mit Söhnen ist immer erfreulich, zumal, wenn die Hausfrau für die Geschenke sorgt und man nur würdig dabeizustehen hat. Meinem Quintaner habe ich zu Weihnacht die erste Uhr einbeschert, er ist seitdem merkwürdig gut über die Tageszeit unterrichtet u[nd] hält sie alle fünf Minuten als Gentleman in der Hand. Mit mir geht's langsam, aber vorwärts, ich war heut schon eine richtige Stunde in den Anlagen spazieren. Mein Feind ist die Kälte u[nd] der Ostwind. — In Clausewitz[353]) haben mich die kurzen Porträts, die er von den preußischen Tragödien gibt, sehr gefreut; an solchen Stellen ist auch sein Stil ausgezeichnet. Aus den Zeitungen haben mich die engl[ischen] Telegramme über Stanley[354]) hoch erfreut, ich wünsche von Herzen, daß sie sich bestätigen; denn ich habe für diesen Journalisten viel übrig. Er und Wissmann haben im Dienste der Zivilisation das echte Blut und den Abenteuermut der alten spanischen Konquistadoren.

Sonst, lieber Freund, nichts Großes vom Büchermarkt. Eine Biographie Kirchenpauers,[355]) den Sie ja gekannt haben, sende ich Ihnen nicht erst, da der stattliche Band mir langweilig [zu sein] scheint. Im ganzen ist die Befriedigung vorherrschend, daß Weihnachten glücklich vorüber ist und die Kistelbeförderung ein Ende hat.

Sagen Sie Ihrem lieben Gemahl, die jetzt auch von der Festmühe ausruhen wird, meine herzlichen Huldigungen u[nd] Wünsche, den Söhnen herzliche Grüße u[nd] bleiben Sie gut

Ihrem getreuen

Freytag.

237.

Wiesbaden, 8. Januar 1889.

Lieber Freund!

In der Hoffnung, daß es Ihnen u[nd] der Freundin gut gehe, wünsche ich uns allen u[nd] Ihnen noch besonders Glück, daß die Sache Geffcken[347]) dies Ende genommen hat u[nd] daß Sie der Reise nach Leipzig enthoben sind. Hätte [der] Kanzler das Verständige getan u[nd] sich begnügt, die unberechtigte Veröffentlichung vor dem zuständigen Gericht verklagen zu lassen, so wäre entweder eine Verurteilung erfolgt oder eine Lücke unserer Gesetzgebung unter allgemeiner Zustimmung offenbart worden, u[nd] die Verhandlung hätte hinreichende Gelegenheit gegeben, das Unerlaubte solcher Publikationen ohne Einwilligung des Staatsoberhaupts darzulegen. Daß [der] Kanzler zuviel wollte, hat bewirkt, daß er wahrscheinlich auch das Wünschenswerte nicht erhält, u[nd] Sünder Geffcken, der eine Art Märtyrer geworden, wird Gelegenheit haben, ein neues Buch zu schreiben.

Über den Fall Morier[356]) lassen Sie mich schweigen. Ein Esel war er nie, und er hatte 1870 keinen größeren Wunsch, als durch seine deutsche Gesinnung englischer Vertreter in Berlin zu werden.

Diese Niederlagen des Kanzlers werden bewirken, daß er im Reichstag durch einige große Aktionen sich wieder in die verminderte Popularität hineinlanciert. Er war immer am meisten Löwe, wenn er eine Dummheit gemacht hatte . . .

238.

Wiesbaden, 21. Januar 1889.

Lieber Freund!

Ich bin so lange ohne Nachricht von Ihnen, daß ich um Sie sorgen muß. Haben Sie die Berliner Reise gemacht u[nd] hinter sich? Gern möchte ich annehmen, daß die unwürdigen Angriffe der Presse Sie nicht zu sehr geärgert haben. Den Ärger überlassen Sie Ihren Freunden. Der letzte Artikel der „Kölnischen [Zeitung]“ geht über alles Denkbare hinaus. Und ich hoffe, daß Roggenbach[337]) bei Gericht sein Recht suchen wird, denn diese Ausbeutung einer nicht straffälligen Privatkorrespondenz ist doch offenbar auch vor dem Gesetz ein Unrecht. Offenbar hat sich [der] Kanzler gesagt: Auch wenn Fischer verurteilt wird, ich habe in jedem Fall meinen Zweck erreicht. Aber auch darin irrt er sich. Denn soweit ich in meiner Einsamkeit merke, ist der Schrecken u[nd] die Trauer über seine Operationen auch unter

seinen Verehrern sehr groß. Könnte ich meinen Freunden doch etwas von der Unempfindlichkeit gegen solchen Tagesqualm zuteilen, den ein Journalist erwirbt!

Ich bin so weit hergestellt, daß ich nach Östrich kommen könnte. Wollen Sie mich haben, so bestimmen Sie mir einen Nachmittag. Denn mündlicher Austausch ist wünschenswert.

Der Freundin innige Huldigungen, Ihnen alle Liebe u[nd] Treue

Ihres

Freytag.

239.

Wiesbaden, 27. Januar 1889.

Lieber Freund!

Wiesb[aden] hat heut wieder etwas geflaggt, auch mein Knabe hat eine Fahne zurechtgemacht und durch ein so künstliches System von Leinen festgebunden, daß ich, von dem leisen Knarren in der Nacht erweckt, aufstand u[nd] nach einbrechenden Spitzbuben suchte.

Der Inhalt Ihres Briefes gab zu denken. Es gibt wenig Menschen, deren Konflikte mich so schmerzen, wie die Roggenbachs,[337]) u[nd] die Trauer wird dadurch nicht geringer, daß sie nicht unerwartet kam. Denn etwas Unregelmäßiges in seiner Anlage u[nd] in seiner irdischen Stellung ließ immer der Besorgnis Raum, daß er einmal der Verstimmung u[nd] Verbitterung anheimfallen werde. Diese soviel als möglich von ihm abzuwehren, muß jetzt die Aufgabe seiner Freunde sein.

Wegen Ihres Briefes an die „Kölnische Zeitung" wage ich einen alten journalistischen Grundsatz, den ich stets bewährt gefunden, anzuführen. Man soll gegen persönliche Attacken in der Presse nie im ersten Eifer antworten u[nd] nie absenden, ohne das Geschriebene eine Nacht beschlafen zu haben. Das habe jetzt ich bei Ihrem Vorschlag getan, der mir im ersten Augenblick gefiel. Resultat ist: nicht schreiben, vornehm still bleiben! Ihren B[rie]f würde Dumont-Schaub[er]g selbstverständlich nicht abdrucken, sondern vielleicht in guter Meinung nach Berlin senden. Die Folge wäre: keine Revokage, sondern ein neues Bespritzen, wenn auch mit mehr Vorsicht. Da Sie so gut zu der ganzen Sache stehen, so können Sie den nach Roggenb[achs] B[rie]f an den Kanzler immerhin möglichen Abdruck der Briefe ruhig abwarten. Geffcken[347]) hat als Herostrat erreicht, daß sich die ganze Welt auf einige Wochen mit ihm beschäftigt; ich denke, das wird ihm eine gewisse Befriedigung gewähren, wenn er auch die Hoffnung aufgeben muß, an Herbert B[ismarcks] Stelle zu kommen. Wir aber dürfen annehmen, daß die Kolonialvorlage und anderes größere Interessen auf die Tagesordnung setzen wird.

Lassen Sie sich das milde Wetter guttun, seien Sie noch einmal für Ihren lieben Besuch bedankt und sagen Sie Ihrem Gemahl herzliche Huldigungen

Ihres getreuen

Freytag.

240.

Wiesbaden, 6. Februar 1889.

Lieber Freund!

Der traurige Parallelismus in den Geschicken Deutschlands u[nd] Österreichs wird auch Sie in den vergangenen Tagen stark beschäftigt haben. Die unerhörten Ereignisse in Wien[357]) haben dort zunächst eine ähnliche Wirkung wie die des letzten Jahres in Deutschland. Die Millionen werden gemütlich daran erinnert, daß sie in einer Kammer ihres Herzens Patriotismus haben. Wir Deutsche mögen auch den Gegensatz zwischen dem unglücklichen Friedrich u[nd] Rudolf uns gefallen lassen. Über die Folgen für Östreich sind meine Gedanken bescheiden. Das Schicksal liebt es, in solchen Fragen der menschlichen Kurzsichtigkeit eine Nase zu drehen, u[nd] es ist müßig geworden, sich bei den Hoffnungen aufzuhalten, welche die Östreicher darauf setzten, daß ihnen ein Thronerbe frei von den spanischen Familientraditionen erwachsen war.

Die Behandlung der Geffckensache im Reichstag hat gezeigt, daß zuweilen auch die Linke nützlich ist. Hoffentlich ist die Sache damit zu Ende. Wenn nur Rog[genbach] den Gedanken aufgeben wollte, sich nach der Schweiz zurückzuziehen; kann ihn jemand abhalten, so ist es die Fürstin, u[nd] es war gut u[nd] weise, daß Sie ihr so geschrieben haben.

Auf Ihren lieben Brief hätte ich Ihnen längst geantwortet, schwerlich Ihnen zur Freude, denn ich hätte Sie mit der öst[er]r[eichischen] Tragödie u[nd] meinen Gedanken darüber belästigt. Mich hat dieser Vorfall einige Tage durchaus in Anspruch genommen, nicht nur, weil ich einst östreich[ische] Artikel geschrieben, mehr, weil ein Poetaster u[nd] Geschichtsmensch hier durch eine Fügung aufgeregt wird; man meint, durch ein Guckloch in Herrgotts Werkstatt zu schauen. — Zuletzt ist unser Deuten der Ereignisse auch nur eine Kinderei.

Daß ich Ihnen aber nicht geschrieben, daran ist im letzten Grunde die [verwitwete Frau Emma v.] Normann schuld. Ihre schmeichelnde Beschwörung meiner Dichterqualitäten wirkte so stark, daß ich mich tagelang in der Stille mit einer Grabschrift herumschlug. Nun gibt es aber nichts im Handwerk, was so mißlich ist, als ein Epitaphium in Versen. Es sieht immer geziert u[nd] gemacht aus. Für solch großen Ausdruck tiefster Empfindung passen dem modernen Menschen nur die einfachsten Worte in Prosa. Und ich kam nicht über die bitteren Schlußzeilen:

> Die sich von dir schieden, verloren ihr Glück,
> Dein Scheiden läßt die Gattin gebrochen zurück —

was doch nicht zu brauchen war. —

Das Befinden ist noch nicht ganz, aber drei Viertel. Die Erfahrungen mahnten zur Vorsicht bei dem Februarwetter. Wenn Sie in nächster Woche herkommen, so erwarte, begehre u[nd] bitte ich, daß Sie mich das

(die Zeit) wissen lassen u[nd] mir wieder Ihre Unterhaltung gönnen. Man muß sich austauschen.

Ihrem lieben Gemahl treue Huldigungen, Ihnen alte Freundschaft

Ihres

getreuen

Freytag.

241.

Wiesbaden, 19. Februar 1889.

Lieber Freund!

Die wohlverdienten Vorwürfe, welche die Opposition dem Kanzler zuteil werden ließ, möchten wir gern als den Schluß der unglücklichen Affäre[347]) registrieren. Es war für Sie eine harte Zumutung, während der ganzen Zeit still zu bleiben; jetzt aber erweist sich, daß es doch das Richtige gewesen. Die Flut ist bereits darüber hingezogen, u[nd] gern möchten die Deutschen die ganze Geschichte vergessen. Es scheint mir, daß der Kanzler nicht weiter darin herumstöbern wird; Gutes ist für ihn nicht mehr zu gewinnen, u[nd] den nächsten Zweck hat er in der Hauptsache erreicht. Eins freilich nicht, Geffckens Feder untätig zu machen. Denn der wird schreiben! Und er kann sich bei seinem Gönner dafür bedanken, daß ihn dieser zu einem berühmten Manne durch sein Schnauben aufgeblasen hat.

Man sieht jetzt in Berlin mit Besorgnis auf Rußland. Der Fürstenbesuch[358]) hat auch diesmal die gewöhnliche Wirkung gehabt, auf vier Wochen eine bessere Temperatur hervorzubringen, nicht auf länger. Daß Fürst B[ismarck] es aufgegeben hat, Rußland festzumachen, darf man aus der Sprache seiner Presse schließen. Die Mahnung an die Madjaren ist, wie mir scheint, von ihm selbst inspiriert u[nd] läßt erkennen, wie man die Sachlage ansieht. Daß Roggenbach mit seiner Warnung recht behalten, wird nicht dazu beitragen, ihm im Auswärtigen Amt größere Neigung zu vermitteln. Aber man fühlt dort, daß eine Krisis bevorsteht. Und das geschäftliche Gedeihen in diesem Jahr der [Pariser Welt-]Ausstellung droht mit dem nächsten Frühjahr zu Ende zu gehen.

Hier ist der Schnee in den Straßen weggetaut, wie auf den Feldern, u[nd] der Gummischuh wünschenswert. Es sind ziemlich viel Fremde hier; aber die Kurdirektion klagt über schlechten Besuch ihrer Veranstaltungen, [und] daß die rechte Fröhlichkeit fehlt. Diese Gemütsstimmung wird aber Hainerweg 12 vorhanden sein, wenn Sie Ihr Versprechen erfüllen, herzukommen, ich freue mich auf anmutiges Wechselgespräch. Lassen Sie mich nur eine Zeile wissen, wann.

Der Gemahlin herzliche Huldigungen, Ihnen alle Treue

Ihres

Freytag.

242.

Wiesbaden, 15. April 1889.

... Verdy[359]) hat als Kriegsminister vieles, was dem jungen Herrn sehr gefallen wird, Ideen, schnelles Urteil, die der Gewandte in anmutiger Form geben wird. Nicht so sicher bin ich, ob er nur einen Teil der Arbeitskraft und des Interesses am Detail haben wird, die sein neues Amt fordert. — An dem jungen Herrn bekümmert mich, daß er bei seinem Regiment so sehr den Schneider zu Hilfe nimmt. Auch das Bedürfnis dieser Art von Wirkungen gehört zu den Schatten, welche das neue Kaisertum in die Seelen der Hohenzollern wirft. Die Einzelheiten sind an sich wenig, aber zusammen werden sie allmählich ein Strick, der abwärts zieht. Und es ist wunderlich zu beobachten, wie sich beim Großvater, Vater, Sohn die Schauspielerei anders nuanciert, aber immer bedenklicher zeigt. Publikum u[nd] Zeitungen, alles hilft gemütlich, sie darein zu verstricken.

Von Frau v. Normann habe ich einen langen Brief erhalten, in dem sie mir bekennt, daß sie einen Artikel über N[ormann] von mir erwartet u[nd] sehr sein Nichterscheinen empfunden habe. Ich hatte ihr mitgeteilt, daß ich eine Gelegenheit finden werde, von ihm zu erzählen,[362]) und das hat sie wohl wieder beruhigt. Sie weiß nicht, wie greulich es ist, immer Leichenreden zu halten.

Wiesbaden rüstet zur Festfeier für Bodenstedt.[360]) Hoffe, man wird es nicht für unfreundlich halten, wenn ich dem Diner fernbleibe. Die Sammlungen haben nur mäßigen Ertrag gegeben — es kommen dieser dummen „70-Feiern" zu viele — das Komitee hofft auf Amerika.[361]) Auch das ist ein Zeichen der Zeit.

Daß es grün wird u[nd] daß die Veilchen blühen, empfinde auch ich mit Freude. Mein Knabe ist nach Quarta versetzt worden, und ich bleibe zunächst seinetwegen hier.

Der Freundin herzliche Huldigungen, Ihnen alle Treue

Ihres

Freytag.

243.

Wiesbaden, 21. Mai 1889.

Lieber Freund!

Daß mir die Hoffnung wird, Sie hier zu sehen, ist eine gute Frühlingsbotschaft, und ich bitte nur um zwanglose Angabe von Tag und Stunde, damit ich daheim und frei bin.

Wenn die hohe Dame mir, was ich noch nicht für sicher halte, einen Antrag stellen sollte, so würde ich ihn selbstverständlich ablehnen und nur die Schreiberei bedauern[342]) ... Was ich jetzt drucken lassen will, sind nur wenige Bogen aus dem Tagebuch von 1870, dazu eine Charakteristik des

Kronprinzen und einige Blätter über Normann,[362]) das Ganze eine Broschüre. Zu mehr habe ich weder Lust noch Berechtigung; auch das wenige nur, weil es mir wie eine Last auf der Seele liegt. Der Kaiserin [Friedrich] wird es höchlich mißfallen.

Vielen anderen auch, es ist nur gemeine Land- und Wasserwahrheit und nichts Besonderes.

Das Eingreifen des Kaisers in die Streikbewegung[363]) hat, soweit ich sehe, einen sehr guten Eindruck gemacht.

Über dies und vieles mündlich; ich freue mich. Huldigungen Ihrem lieben Gemahl, ich bin immer von Herzen

Ihr getreuer

Freytag.

244.

Wiesbaden, 29. Mai 1889.

... In den letzten Tagen erhielt ich die von Ihnen signalisierte Einladung zum Luncheon nach Hamburg u[nd] war gestern auf zwei Stunden da. Der Besuch verlief menschlicher, als ich erwartet hatte. Zwar die Klagen fehlten nicht: die Söhne, Onkel Ernst, der Schmerz über ein zerstörtes Leben. Indes brach die Heftigkeit nur ruckweise heraus. Sie wird sich einrichten, so gut oder übel es noch geht. Die Zumutung, biographisch zu wirken, wurde ohne Anstrengung abpariert; ich sagte ihr geradezu, ich könne nicht schreiben, wie sie es brauche. Auch äußerte sie selbst, daß [es] jetzt unmöglich sei, etwas über den Verstorbenen zu drucken. Worauf ich: daß ich in den nächsten Wochen einiges Wenige[362]) doch in die Presse senden wolle, nicht ganz so, wie sie meine. Damit schieden wir als gute Leute: Kronprinz v[on] Griechenland, drei Töchter, Viktoria zu ihrem Vorteil verändert. Sie, die Kais[erin Friedrich], hat sehr gealtert — ich habe sie wohl fünf Jahre nicht gesehen —, noch mehr der Unglückspilz Seckendorff.[365]) Ich fuhr mit Pr[äsident] v. Wurmb, den ich in Frankfurt traf u[nd] der sich einschreiben wollte; dieser ist seine Heiserkeit u[nd], wie ich besorge, auch sein Lungenleiden nicht los.

Es ist jetzt so schön in der Natur, daß man jede Stunde im Freien verleben möchte, u[nd] ich hoffe, daß auch Ihre Reben Freude machen.

Richten Sie der Freundin meine treuesten Huldigungen aus u[nd] behalten Sie lieb

Ihren getreuen

Freytag.

245.

Wiesb[aden,] Freit[ag], 14. Juni 1889.

... Meine Reise nach Siebleben ist in der Wärme zerflossen. Ich war einige Tage — nur wenig — mit meiner Lunge beschäftigt u[nd] scheute die warme Reise. Das war mehr vorsichtig als tapfer; indes war nicht gerade

Notwendigkeit vorhanden, etwas zu wagen. So blieb ich im Schatten hiesiger Kastanienbäume zurück u[nd] regierte still den kleinen Haushalt. Mein Wintergast, Frau Anna,[364]) hat uns verlassen u[nd] ist nach Wien, wo sie eine schwererkrankte Mutter zu pflegen u[nd] für den Sommer in ein Bad zu begleiten hat; ihre Kinder, Gespielen von Gustav, bat ich, bis zu späterer Nachfolge, zurückzulassen. So fehlte auch hier nicht ganz die Häuslichkeit.

Es freut mich, daß die Pfingstbetrachtung[365]) Ihnen zeitgemäß erscheint. Sie wurde auf Ansuchen der „N[euen] Fr[eien] Presse“ schnell niedergeschrieben, weil ich den Knaben, die schon seit vorigem Jahr allerlei über K[aiser] Friedrich vergebens petitioniert hatten, irgend etwas senden wollte. Und dies Thema bot sich jetzt gerade als nützlich.

In diesen Wochen hatte ich wegen der „Münchn[er] Allg[emeinen] Zeitung“ mit Prof[essor] Dove aus Bonn verhandelt, dem die Redaktion unter glänzenden Bedingungen von einem neuen Konsortium angeboten war. Hätte er angenommen, so wäre wahrscheinlich auch ich wieder unter die Journalisten gegangen. Doch bändigten verständige Erwägungen die geheime Sehnsucht des treuen Kameraden, der in Versuchung stand, vom Pferd auf den Esel zu steigen, weil ihn der Teufel des Journalismus noch von den Grenzb[oten] her an einem Haare festhielt.

Es zieht sich im Osten zusammen. Die Gefahr ist, daß der enge Geist des Kaisers [Alexander III.] in Cäsarenlaune mit dem Feuer spielt, bis der Brand stärker wird als er. Über die Zustände in Esthland klagte neulich ein Gutsbesitzer jämmerlich vor — er war auf der Reise zur Ausstellung nach Paris.

Grüßen Sie herzlich Ihr liebes Gemahl. Gutes Wiedersehen

Ihr getreuer

Freytag.

246.

Wiesbaden, 4. Juli 1889.

... Es wird jetzt auch für mich in W[iesbaden] zu belebt. Die Reisezeit meiner Bekannten beginnt, u[nd] der Ort ist so gelegen. Gern freue ich mich des Wiedersehens; nur für tagelange Ausflüge bin ich zu faul. Neulich war ich mit musikalischem Volk zusammen eingeladen, darunter waren ein H. v. Bronsart u[nd] Frau aus Weimar, er Theaterintendant, sie Opernkomponistin u[nd] Schülerin Liszts.[367]) Oft war es ergötzlich, die überständige Kunstprätension der kleinen deutschen Musenstadt noch lebendig zu sehen; die Leutel waren doch sonst ganz gescheit, aber der Hof, ihr Theater u[nd] literarischer Lokalkram war der Inhalt, den sie auszugeben hatten, u[nd] sie waren so froh über das feine Kunstverständnis ihrer Herrschaften! Da ist meiner,[368]) für den Tempeltey jetzt hochherzig in eine Pfütze gesprungen ist, doch — nicht gerade besser, aber moderner.

Den Wissmann: „Unter deutscher Flagge“ [369]) habe ich durchgelesen u[nd] hebe ihn für Ihre Lektüre auf. Das Buch ist nicht schlecht geschrieben, aber trotz seiner Dicke etwas mager. Das beste daran ist, daß man einen tüchtigen, entschlossenen Mann daraus kennen lernt, den man lieb gewinnt . . .

247.

Wiesbaden, 3. August 1889.

. . . Ich habe mich in diesen Wochen mit philologischem Kram abgegeben, zu nötiger Auffrischung alter Habe. Die Welt flötet wieder Friedensweisen; von diesen Kompositionen hat mir die Rede Salisburys am besten gefallen, obgleich seine Ansicht über die Resultate eines Krieges unrichtig ist. — Für die Bekanntschaft mit Fabri, Fünf Jahre,[370]) bin ich Ihnen dankbar, er ist ein gescheiter u[nd] wohlunterrichteter Mann, dem man gern glauben möchte. Aber ich besorge, die Artigkeit, mit welcher er den Kanzler behandelt, wird nicht ausreichen, um demselben die abweichende Ansicht schmackhaft zu machen . . .

248.

Siebleben, 2. September 1889.

Lieber Freund!

Ihr inhaltreicher Brief war eine Freude, er stellt in so anmutiger Weise Ihr Stilleben vor Augen. Sie sind jetzt für mich ein Südländer, denn ich schicke diesen Gruß aus einem Orte, wo die Weinbeeren nicht größer und nicht weicher werden als Kirschkerne. Doch ist's an sonnigen Tagen, wie heut, auch hier hübsch, das Laub ist noch voll und dicht, und die Beete bunt durch Astern, welche Richter in kluger Farbenzusammenstellung überall eingesetzt hat. Aber die Vögel schweigen, nur die Stare fliegen in ungeheuren Schwärmen u[nd] schwatzen anf den Pappeln.

Mein Stilleben wurde nur selten unterbrochen. Dux ist in die höheren Jagdreviere nach Oberhof abgezogen, unser Zusammensein bei Diners war erwähnungswertem Gespräch nicht günstig, zumal er seine Familie, den Wiener Koburg mit dessen belgischer Frau,[371]) und sogar den Herz[og Alfred] von Edinburg, seinen Ennemi, zu Jagdgenossen hatte. Er tröstet sich nach dem Mißerfolg der „99 Tage“ [348]) mit der Aussicht auf den dritten Band seines Werkes, der in einigen Wochen ausgegeben wird.[372])

Ich lasse von hier die wenigen Bogen [342]) drucken, welche ebensogut hätten ungeschrieben bleiben können. Olle Kamellen, sagt Fritz Reuter.

Ist Ihnen noch möglich, die Zeitungsberichte über die Bewegungen unserer Fürsten zu lesen? Ich überschlage, und ich fühle einen Abscheu vor den stereotypen Bildern der „Illustrirten Zeitung“, die ich seit vielen Jahren halte, in denen Wilhelm in jeder denkbaren Bewillkommnungspositur abgebildet wird. Für den Herrn wäre es auch gut, wenn der Winter käme und diesen Fahrten und Toasten ein Ende machte.

Wissen Sie, ob die offiziösen Artikel über die Gefährlichkeit des neuen franz[ösischen] Organisationsgesetzes[373]) eine Vorbereitung zu neuem Anziehen der Militärschrauben auch bei uns sein sollen? Hat Verdy[359]) solche Pläne? Es ist doch bereits nach dieser Richtung mehr, als menschenmöglich ist, bei uns u[nd] drüben auf das Papier gebracht, u[nd] die Steigerung wird zuletzt abenteuerlich. Es wäre wohl an der Zeit, diesem Schwindel gegenüber zu bitten, man möge doch lieber an Qualität als an Quantität verstärken. Mein Trost ist, daß die Franzosen um so friedlicher werden müssen, je beschwerlicher ihnen ihr Kriegswesen wird. Die Racker sind aber durch ihren Eiffelturm usw. wieder aufgeblasen; unleugbar bringt die Ausstellung viel Geld nach Paris, u[nd] das genügt, um sie übermütig zu machen ...

249.

Wiesbaden, 26. September 1889.

... Es freut mich, daß die Elektrizität so zu Ehren kommt und daß wir Aussicht haben, uns selber statt des Petroleums zu brennen. Hoffentlich werden wir später auch noch mit uns selber heizen und als Lokomobile schnellfahren ...

250.

Wiesbaden, 9. Oktober 1889.

Lieber Freund!

Vergebens habe ich im Sonnenschein auf Ihren Besuch gewartet. Jetzt sehe ich mit Kummer auf den Regenhimmel.

Die Zusendung meiner Schreiberei[342]) hat noch nicht erfolgen können, weil Kaiser Wilhelm sich eingemischt hat. Er ließ mir durch Mießner[374]) schreiben, daß er Einsicht vor der Veröffentlichung fordere, worauf ihm ein Ex[emplar] in noch unfertigem Zustande, der Schluß in Korrekturbogen, zuging, nebst einem Briefe an ihn. Bis jetzt keine Antwort. Natürlich muß dem jungen Herrn vieles in Erzählung u[nd] Urteil auffällig und unbequem sein, zumal wenn er mit einigem Argwohn u[nd] kritisch liest. Sie, lieber Freund, kennen den Inhalt, ohne daß Sie lesen, und mögen unterdes meiner Versicherung glauben, daß ich als alter Journalist das gesetzlich und gemütlich Zulässige mit Pietät behandelt habe. Aber ohne jede Rücksicht auf hohe Wünsche. — Nun hat sich Willem in seiner Forderung wieder zu jäh gezeigt. Denn wenn ihm die Geschichte auch höchlich mißfallen sollte, was kann er tun? Verbieten? Was nicht gegen das Preßgesetz verstößt? — Zuletzt muß er sich hinter Bismarck stecken u[nd] diesem überlassen, einen Gewaltakt zu vertreten. Und das ist doch auch eine Demütigung für den Kaiser. Außerdem bin ich dafür doch auch nicht die bequemste Person, u[nd] der Skandal, welcher entstehen würde, müßte anderen mehr schaden als dem Verfasser. Ich warte ohne Unruhe ab.

Die Königin von Rumänien hat mir den Wunsch ausdrücken lassen, mich kennen zu lernen. Da der Kolporteur, v. Dungern, dazufügte, daß sie in den nächsten Tagen beschäftigt sei, ließ ich zurücksagen, sie möge mir eine Stunde bestimmen. Dies ist noch nicht geschehen ...

251.

Wiesbaden, 13. Oktober 1889.

Lieber Freund!

Anbei sende ich Ihnen die Aushängebogen der Schrift[342]) mit der Bitte um wohlwollende Rücksendung. Heut habe ich aus dem Kabinett den Bescheid bekommen, daß der K[aiser] die Arbeit „mit Interesse und Beifall" gelesen und gegen die Veröffentlichung des Textes nichts einzuwenden habe. Nur die beiden letzten Beilagen (Kind v[on] Braunschweig und Normann)[362]) wünsche er weggelassen, das „Kind", weil es mit dem Ganzen nicht in näherem Zusammenhange stehe, Normann — u[nd] diesen nachdrücklicher —, weil es doch nicht angemessen sei, den „Diener" da zu behandeln, wo von dem „Herrn" die Rede sei, und weil die Mitteilung an dieser Stelle Weiterungen zur Folge haben könne, die auch mir unangenehm sein würden. Was damit gemeint ist, verstehe ich nicht recht. Ist es, weil die Presse die Entfernung Normanns vom Kronpr[inzen], die nach dem Gesagten auffällig erscheinen kann, glossieren würde? Hauptsache ist wohl, daß ihm Norm[ann] nicht passend erscheint, zugleich mit dem Kronpr[inzen] besprochen zu werden. Ich teile Ihnen den Wortlaut der Zuschrift mit, sobald ich sie wieder habe, ich mußte sie an Hirzel senden, weil er auf Grund derselben die Ausscheidung der beiden letzten Beilagen zu besorgen hat.

Übrigens hat der K[aiser] insofern recht, als beide Anfügungen mit Titel u[nd] Hauptinhalt nicht in enger Verbindung stehen, d. h. für das Publikum nicht. Nur für die wenigen, welche hinter den Kulissen stehen.

Sie werden aber Wilhelm loben, daß er sich so entschieden, denn Sie werden allerlei darin finden, z. B. über die Johanniter, was für ihn nicht bequem war. Zuletzt hat mir ein gutmütiges Kabinett noch auf einem Separatzettel ein paar Druckfehler angezeigt u[nd] korrigiert.

Es ist mir lieb, daß der Zwischenfall so erledigt ist. Ich denke, Sie sind mit dem Wetter zufrieden; wünsche herzlich, daß der Schnupfen nicht schlimm werde. Herzliche Huldigungen der Freundin, Ihnen alle Liebe und Treue

Ihres

Freytag.

252.

Wiesbaden, 23. Oktober 1889.

Lieber Freund!

Für Ihre interessanten Mitteilungen danke ich herzlich. Miquel[375]) ist ein gescheiter Gesell, und es ist auf das innigste zu wünschen, daß er sich für Frankfurt erhält. Die vortreffliche Weise, in welcher ein großer Teil

unserer Großstädte sich regiert, ist auch ein deutscher, sehr berechtigter Stolz. Man vergleiche damit die traurige Wirtschaft in Wien. M[iquel] hat auch ganz recht, wenn er von der nächsten Zukunft der Reichswirtschaft nicht viel Gutes erwartet u[nd] sich nicht zum Opfer der Stagnationsperiode machen will. Es bleibt dem Kanzler u[nd] uns nicht erspart, daß der Kanzler die Schicksale eines alternden Reformators durchzumachen hat: Verengung des Gesichtskreises, Tatenunlust u[nd] Größenwahn. Ähnliches ist auch höher organisierten Männern, Luther u[nd] Friedrich II., nicht erspart worden. Von den politischen Parteien wird sicher die unsere am meisten durch die Senilität des Kanzlers geschädigt werden. Das müssen wir ertragen; bleiben wir in maßvoller Festigkeit u[nd] scheuen wir uns nicht, dem mächtigen Alten, wo dies unvermeidlich ist, fest entgegenzutreten, so werden wir diese Jahre dennoch überdauern, u[nd] uns wird dennoch die Zukunft gehören. Auch deshalb, weil ich die Meinung habe, daß Jung-Wilhelm im Grunde das Wirken des Kanzlers ebenso ansieht wie wir. Nur daß er die Unentbehrlichkeit des Mannes für die auswärtigen Geschäfte sehr lebhaft empfindet. Doch darüber sprechen wir hoffentlich bald mehr, wenn ich die Freude habe, Sie hier zu sehen.

Was im „Rhein[ischen] Kurier" von meiner Anwesenheit bei einer Abendgesellschaft der Königin v[on] Rumänien stand, ist nicht begründet. Ich erhielt die Einladung zu spät u[nd] schrieb ab. Dafür wurde ich den nächsten Morgen zu einer ähnlichen Vorlesung geladen und nahm einen sehr guten Eindruck von der Art Carmen Sylvas nach Hause. Es ist mir lieb, die Bekanntschaft gemacht zu haben.

Immer muß ich an Ihre Trauben denken, der Sonnenschein am Morgen vexiert uns. Innige Grüße der Freundin, Ihnen alle Liebe u[nd] Treue

Ihres

Freytag.

Morgen endlich hoffe ich, Ihnen das Ex[emplar] des „Kr[onprinz]"[342]) senden zu können.

253.

Wiesbaden, 7. November 1889.

...Ich bin noch mit Schreiberei, dem Beantworten von Zuschriften und Büchersendungen, die jetzt unmäßig kommen, u[nd] mit der Abwehr von Bettelbriefen beschäftigt. Dergleichen Arbeit häuft sich immer, wenn man in die Zeitungen aufgenommen wird. Hirzel hat ebenfalls viel mit der Versendung[376]) zu tun. Auch die Gegner haben sich tapfer gerührt, am ausführlichsten der spekulative Bimetallist Arendt,[377]) Herausg[eber] des freikonservativen „Deutschen Wochenblatts", der mit Ernst Curtius, dem Lehrer des Kronprinzen, enge liiert ist, dann Schrader in der „Nation" usw.[378]) Kleine Anonymusse senden auch zornige Gedichte, z. B. eines, das überschrieben ist: „Auf dem Grabe Gust. Freytags", ohne Wert. Dazwischen warme Bei-

stimmungen, z. B. von Hinzpeter,[379]) Wildenbruch. Kurz, die kleinen journalistischen Teufel schwärmen umher. Vielen guten Leuten ist schmerzlich, daß Ihnen das Idealbild, welches sie seit 20 Jahren von „unserem Fritz" im Herzen getragen haben, einigermaßen gestört ist, und sie urteilen: „Es mag ja so sein, aber er hätte es doch nicht sagen sollen." Das ist echt deutsch u[nd] tiefes Bedürfnis nach Verehrung. Einiges von den Preßäußerungen, was mir zugegangen, bewahre ich nach Ihrer Order für Sie zu gelegentlicher Ansicht; doch lohnt's die Mühe nicht. Im ganzen ist unsere Presse darin schwächer geworden, als sie wohl früher war; es wird aus Faulheit und handwerksmäßigem Schlendrian gräulich nachgedruckt, zu eigenem Urteil haben nur wenige Blätter das Zeug u[nd] die Muße ...

254.

Wiesbaden, 16. November 1889.

Lieber Freund!

Großen Dank für Ihren Brief u[nd] die guten Nachrichten von Ihrer Lese! Diese Art von Rente schafft zwiefache Freude. Nur sollen Sie sich jetzt hübsch pflegen lassen, damit keine Erkältung Ihnen schade.

Heut muß ich Sie d[urc]h den Auftrag eines alten Bekannten bemühen. Der Anatom an der Leipz[iger] Universität, Prof[essor] W. Braune,[305]) im J[ahre] 70 Generalarzt beim 12. Korps, hat beifolgendes Werk an mich gesandt mit der Bitte, Ihnen dasselbe als ein Zeichen seiner Verehrung zu überreichen. König Albert hat sich für dasselbe interessiert u[nd] die Einsendung nach Berlin gewollt. Derselbe Braune hat früher über die zweckmäßigste Form des Kavalleriesäbels geschrieben und seinerzeit dem alten Kaiser darüber Vortrag gehalten. Er gehört zu den Getreuen vom runden Tisch [bei Kitzing] in Leipzig und ist ein feuriger Patriot.

Wenn ich die Freude habe, Sie hier zu sehen, werden wir allerlei zu besprechen haben. Ich wünsche sehr, daß der Preßschwall, den die kleine Schrift[376]) hervorgebracht hat, sich endlich verlaufe; es ist jetzt genug damit, und die täglichen Zuschriften von Freund u[nd] Feind beengen unnütz die Zeit.

Innige Grüße Ihrem lieben Gemahl. In Liebe und Treue

Ihr

Freytag.

255.

Wiesbaden, Sonntag, 8. Dezember 1889.

... Für Ihr Mitgefühl mit meiner exponierten Broschürenstellung[376]) bin ich Ihnen von Herzen dankbar. Das Geschrei dauert so lange, und auch ein alter Journalist wird durch langjährige gute Behandlung von seiten seiner Kleinen verwöhnt. Aber so lästig mir zuweilen wird, stillzuschweigen, ich habe die Abneigung, in dieser Sache noch einmal die Feder zu ergreifen, nicht überwinden können. Wozu? Eine Erörterung der Frage, ob und wie weit

das Bild wahr sei, ist ausgeschlossen, und fast ebenso mißlich ist eine Diskussion über meine Berechtigung oder gar über meine Befähigung. Und so wollen wir vorläufig diesen Hasen laufen lassen. Mehr als das Gesumse in der Presse hat mich ein Brief Roggenbachs affiziert, weil er eine große Verschiedenheit in Wesen und Auffassung der Pflicht ausdrückt. Ich lege Ihnen denselben bei, dazu auch eine Antwort des Großherzogs von Baden, dem ich meine Schreibereien seit alter Zeit zusende. Roggenbach schreibt unter dem Einfluß seiner Frauen und des Kreises von Arendt und Curtius.[377])

In der letzten Woche habe ich, soviel meine Augen verstatteten, in Sybels „Begründung des Deutschen Reiches" gelesen. Ich sende Ihnen die zwei Bände d[urc]h Post, damit Sie dieselben einsehen. Es ist immer Sybel, seit Rankes Tod unser erster Historiker. Schade, daß er zuweilen im Ausdruck die Vornehmheit, die ihm sonst eigen ist, vermissen läßt ... Ich besorge fast, daß Dux durch Sybels Darstellung des Fürstenkongresses veranlaßt worden ist, in seiner Selbstbeleuchtung zu ändern.[382]) Die Harmening-Geschichte[380]) ist von beiden Teilen keine schöne Affäre ...

256.

Wiesbaden, 15. Dezember 1889.

... In den Feiertagen werden Sie an Lektüre keinen Mangel haben. Der zweite Band von Boyen[381]) ist gekommen. Seine Erzählung und seine Schilderung Friedrich Wilh[elms] III. fesseln mich sehr. Boyen, dieser maßvolle, gerechte und gescheite Mann, ist trotz dem Memoirenhaften seines Berichts wohl der beste Beurteiler der Verhältnisse und Menschen. Der König ist so treu noch nicht geschildert worden. Lieber wird er dem Leser freilich nicht durch die ehrlichen Worte B[oyens]. Nächstdem steht [Herzog] Ernst, [Band] III,[382]) — wahrscheinlich sehr zugerichtet und jedenfalls mehr auf Wirkung als mit Respekt vor der Wahrheit gearbeitet — und endlich Treitschkes IV. Band[383]) in Aussicht der nächsten Woche. Alles soll Ihnen zugehen. Es sind sämtlich dicke Bücher, das ist aber den Deutschen nicht abzugewöhnen, auch den Verlegern nicht, die immer noch nicht begreifen, daß man solche Lektüre in der Hand halten will und fast ohne Mehrkosten zwei Bände aus einem machen könnte. Über die gute Behandlung Miquels[384]) d[urc]h Jung-Wilhelm werden Sie wohl mehr gehört haben als ich. Auch hier war die Taktlosigkeit und kindische Sucht zu kombinieren, die in der Presse zum Vorschein kam, auffällig und unbequem für alle Teile ...

257.

Wiesbaden, 21. Dezember 1889.

... Über „Dux Ernst, III" [382]) werden Sie keine große Freude haben, er spielt zu auffällig den Mengler in dem alten Theaterstück: „Er mengt sich in alles", u[nd] Lorenz muß große Mühe gehabt haben, zu tuschen u[nd] wegzuwischen. Ich bin in seinem Interesse heilfroh, daß die Geschichte jetzt zu Ende ist.[385]) ...

258.

Wiesbaden, 10. Januar 1890.

... Augustas Tod[386]) war ja zu befürchten, die allgemeine Hochschätzung der Menschen überall, welche sich jetzt äußert, ist nichts besonders Imponierendes, aber es ist doch die beste Nachschrift ihres Lebens, die ihr werden konnte. Sie hat sich's redlich sauer werden lassen, ihre Fürstenpflicht zu tun. Mit ihr scheidet wohl der letzte namhafte Vertreter der eigentümlichen Bildungen von Weimar und der Goethezeit...

259.

Wiesbaden, 22. Januar 1890.

Lieber Freund!

Daß Sie glücklich u[nd] gesund aus dem Strudel der Politik zurückgekehrt sind, ist die beste Freude dieser Tage eines bedenklichen Monats. Wahren Sie sich nur, daß der Wechsel der Witterung Ihnen unter Ihren Reben nicht einen Streich spielt. Wir halten uns hier nicht übel, nur mein alter Augenkatarrh ist der Beschäftigung hinderlich. Wiesbaden fühlt sich kränklich u[nd] verstimmt, es hat vorläufig den Anspruch verloren, ein gesunder Ort und Zuflucht für Fremde zu sein.

Mit Freude komme ich zum 27. auf Jung-Wilhelms Geburtstag, die Hiesigen haben den Mut verloren, das gebräuchliche Festmahl zu halten. Sie werden mir glauben, daß ich auf Ihre neuen Zeitungen aus unserem alten Babel neugierig bin.

Der lieben Freundin herzliche Huldigungen, Ihnen alle Liebe u[nd] Treue

Ihres

Freytag.

260.

Wiesbaden, 7. Februar 1890.

Lieber Freund!

Mit vielem Dank sende ich den Schliemann[387]) zurück. Es ist ein gutes Buch, u[nd] der Verfasser völlig zu gutem Urteil befähigt. Man muß sich auch über die Weise freuen, wie er den dilettantischen Eifer Schl[iemanns] behandelt, der in der ersten Ausg[abe] seiner Trojaentdeckungen mit naiver Freude die Helden der Homerischen Ilias wieder aufleben ließ. Daß Schl[iemann] in der Hauptsache gegen die Philologen Recht behält, ist besonders erfreulich, weil es eine Warnung vor Professorendünkel ist.

Das große Ereignis, die Aufforderungen des Kaisers,[388]) werden Sie mit gemischten Empfindungen gelesen haben. Bismarck hat nichts dawider, daß der Herr sich in dieser Frage hereinreitet. Aber wenn's auch unvorsichtig war, u[nd] obgleich es gegen die Sozialdem[okratie] wenig nützen wird, mich freut's doch, u[nd] zuletzt, wenn etwas ganz anderes herauskommt, als

Jung-Wilhelm hofft, wird sein Eifer ihm bei den Deutschen nicht schaden. Freilich sagt jeder gescheite Arbeiter: „Da seht ihr's, wie sie Furcht bekommen; hätten wir den Bebel nicht, säßen wir noch in der alten Mißachtung." Nur fortgewühlt! wird die allgemeine Antwort sein. Indes, wenn dies auch vorerst, vielleicht noch lange bis zu großer Katastrophe geschieht, wir haben jetzt das bessere Gewissen u[nd] dadurch auch bessere Kraft. Diese letzte Betrachtung kommt von Ernst II., der hierin recht gescheit ist.[389])

Hoffentlich geht es Ihnen beiden gut. Wir halten uns ziemlich. Morgen mittag kommt lieber Besuch aus Wien, Frau Anna[364]) mit den Kindern; wenn nur auch der Frühling nicht aussetzte, ich sehne mich nach warmer Luft.

Herzliche Huldigungen Ihrem lieben Gemahl, Ihnen alle Liebe u[nd] Treue

Ihres

Freytag.

261.

Wiesbaden, 16. Februar 1890.

Lieber Freund!

Ihr Brief bereitet die frohe Aussicht, Sie mit Ihrem lieben Gemahl am Mittwoch[390]) hier zu haben. Nun möchte ich zwar Ihre u[nd] der Freundin Dispositionen nicht stören, erlaube mir aber die Anfrage, ob es Ihnen nicht genehm wäre, bei uns um 1 oder 2 Uhr zu Mittag zu essen, und den Nachmittag den Geschäften u[nd] mir zu schenken, oder, falls Sie am Morgen zu tun haben sollten, den Mittag als Zeit des Ausruhens zu behandeln. Der liebe Besuch aus Wien[364]) ist noch hier und würde nicht stören.

In Beilage sende ich Ihnen den B[rie]f des Herzogs,[389]) welchen Sie erwähnten. Die Äußerung vom guten Gewissen kann allerdings einem B[rie]fe des Kaisers entnommen sein, sie sieht aber auch Ernsten ähnlich.

Hier ist jetzt die Wahlagitation obenauf, auch ich will am Donnerstag meinen Zettel zum Rathaus tragen; in der Stadt sind unsere Aussichten nicht schlecht, aber das Land umher gehört den Gegnern ...

262.

Wiesbaden, 21. Februar 1890.

Lieber Freund!

Mit herzlichem Dank für Ihren Besuch u[nd] in der Hoffnung, daß Sie beide gut in Haus Stosch angekommen sind, sende ich den B[rie]f von Hinzpeter,[379]) den Ihre Güte mit dem des Koburgs[389]) bis zu Gelegenheit bewahren möge.

Die Wahlen scheinen schlecht ausgefallen zu sein. Die Sozialdemokraten blasen Triumph; das tun sie freilich immer. Und Bismarck scheidet seine Möbel von dem Staatsinventarium aus u[nd] läßt das die Öffentlichkeit wissen. Der Kaiser wird ihm eine neue Porzellanvase zum Aufstellen schenken oder einen ähnlichen Prachtnippes ...

263.

Wiesbaden, 8. März 1890.

... Der Ausfall der Wahlen ergab weniger Soziald[emokraten], als ich gefürchtet, und mehr Leute Richters.[391]) Was jetzt werden wird, läßt sich in dem klugen Satz zusammenfassen: nichts Gewisses weiß man nicht. Aber zu einem erhöhten Ansehen des parlam[entarischen] Regiments wird er nicht helfen, was ja vorläufig auch kein Unglück ist.

Auf den dramatischen Verlauf des abenteuerlichen Stückes bin ich so neugierig, wie noch nie in ähnlichen Fällen. Sowohl Freisinnige als Sozial-d[emokraten], ja auch das Zentrum werden sich des Kaisers wegen Zahmheit vornehmen; aber alle guten Vorsätze werden hinfällig, wenn der Kanzler persönlich in den Kampf tritt. Ich denke, die Familie wird ihn eine Weile fernhalten, bis irgendein höhnendes Wort Richters ihn zur Explosion treibt. Ist er nicht mehr imstande, den Ansturm überlegen zurückzuweisen, so wird Jung-Wilhelm, falls sein Kanzler ungebührlich beschimpft wird, im Vertrauen auf die eigene Popularität dem Alten wohl noch gestatten, die Probe der Neuwahlen vorzunehmen. Und wenn diese unter hochgestiegener Aufregung der Wähler nicht besser ausfallen, dann wird der Kanzler durch den Reichstag und durch das Wahlgesetz, die er geschaffen, beseitigt werden. Seltsam. Und wir fangen ein neues Blatt deutscher Geschichte an ...

264.

Wiesbaden, 19./21. März 1890.

Lieber Freund!

Es muß wohl in Ihrem kriegerischen Naturell ein geheimer Zauber liegen, welcher große Ereignisse herbeiführt und Krieg schafft, denn kaum sind Sie in Berlin angekommen, so springt die Kanzler-Granate.[392]) Jedenfalls ist es eine merkwürdige Fügung, daß Sie gerade an Ort und Stelle sein müssen, um als freier Mann den Sturz dessen zu sehen, der Ihnen einst das Amt verleidete. Die Kanzlerfrage, die soziale Bewegung und dieser Reichstag sind drei Probleme, von denen jedes einzelne einem Staate und einem Monarchen die schwersten Aufgaben stellt, und diese drei harten Nüsse zu gleicher Zeit aufzuknacken, wer soll dazu seine Kinnbacken hergeben? Für Jung-Wilhelm wird es eine Lehrzeit, weit schwerer, als wir sie ihm wünschen durften, und für uns andere eine harte Zeit. Irre ich mich, wenn mir vorkommt, als ob schon jetzt, bevor Bismarck seinen Sitz geräumt hat, die Vorboten einer führerlosen, schwierigen Zukunft durch die Seelen fliegen?

Lieber Freund, dieser Zettel ist liegengeblieben, nicht wegen eines Malheurs, sondern weil Schreiber im Zustande völliger Blaffheit war, welche stündlich durch neue Wunder erneuert wurde. Und ich bescheide mich, Ihnen gar nicht zu schreiben, wie hier im Lande die Dinge erscheinen, das Bild

verschiebt sich fortwährend, und nichts Gewisses weiß man nicht. Wie der Kaiser mit einem Fischtorpedo statt Zepter regieren will, verstehe ich nicht, der arme Herr muß entweder sehr groß werden, und auch dafür werden wir die Kosten zu zahlen haben, oder er wird uns kleiner machen, als wir ohnedies noch sind. Es komme, was da will, ich ziehe mich ins Enge und habe bereits damit angefangen, indem ich meinem Schuster, in welchem ich einen Sozialisten argwöhne, gegenüber zwei neuen Stiefeln zwei Mark abgezogen habe. Ihnen aber, mein Freund, wünsche ich innig Gesundheit, Gemütsruhe und womöglich gute Laune vor all dem Wunderlichen, das Sie an Ort und Stelle aufzunehmen haben. Ich werde mich ausbündig freuen, wenn ich Sie erst wieder in der Nähe habe. Denn es ist zuletzt ermüdend und kein Gewinn, unablässig Neuigkeiten zu schlucken, auf deren Werden man keinen oder doch nur sehr unsicheren Einfluß ausüben kann, und auch einem, der kein Journalist ist, wird die Geschäftigkeit einer Notzeit peinlich, deren Signatur Übergang und Halbheit ist, und die dem Mann ein starkes Wollen und ehrliche Leidenschaft nicht aufkommen läßt ...

265.

Wiesbaden, 8. April 1890.

... Unterdes sorgt unser eifriger Kaiser dafür, daß die Welt sich unablässig mit ihm beschäftigt. Wenn nur jemand die Macht hätte, seine vortrefflichen Ideen ins Korrekte zu redigieren. Er verschäumt seinen Wein, bevor dieser ausgegoren ist. Doch über Politik und Vaterland mündlich ...

266.

G. Freytag an Frau v. Stosch.

Wiesbaden, 9. Mai 1890.

Liebe Freundin!

... Als ich von der Versteigerung des Rebenlandes in Östrich las, spekulierte ich sofort im Interesse des Gemahls ganz still auf Vergrößerung, u[nd] es ist sehr angenehm, daß das Geträumte zu glorreicher Tat geworden ist. Denn jeder Neukauf wird neues Schaffen, u[nd] es ist ein liebenswerter Humor des Schicksals, daß der Großadmiral der deutschen Flotte seine Tätigkeit vom Wasser nach dem Wein verlegt hat.

Uns hier geht es nicht schlecht. Frau Anna[364]) ist in diesen Tagen eingetroffen, und meine Verwaisten im Parterre haben jetzt mütterliche Aufsicht, ich die Freundin und treue Bewahrerin vieler Schlüssel zur Hilfe. — Sie trägt mir auf, Ihnen u[nd] dem Gemahl ihre Empfehlungen auszurichten. Bewahren Sie beide gute Freundschaft

Ihrem

allergetreusten

Freytag.

267.

G. Freytag an Frau v. Stosch.

Wiesbaden, 20. Mai 1890.

Liebe, hochverehrte Freundin!

Auf Ihre gütige Einladung zu antworten, war ich durch einen verstauchten Fuß verhindert, der sich einige Tage Stillsitzen forderte. Glücklicherweise bot der Hausgarten junges Grün und lustige Vogelstimmen auch durch die geöffneten Fenster. Jetzt bin ich wieder zu langsamem Walzer bereit und imstande, mich ehrerbietig zu regen. Auch die Frau Professorin[364]) freut sich der Aussicht auf den Besuch Ihres Hauses. Und ich möchte, obgleich Sie uns gestattet haben, den Tag zu bestimmen, doch wegen der Nähe des Festes[393]) vorher noch artigst anfragen, ob Ihnen der Freitag recht wäre, oder ob sie beide einen Tag der Pfingstwoche, gleichviel welchen, für weniger unbequem halten. Am liebsten einen Tag, wo man Sie beide allein hätte.

Also bekäme Nr. 6 bis Freitag 10 Uhr keinen Bescheid, so würden wir um Mittag eintreffen, andernfalls erflehe ich kurze Notiz.

An den Gemahl herzliche Grüße, Ihnen die treuen Huldigungen alter Verehrung.

Freytag.

268.

G. Freytag an A. v. Stosch.

Wiesbaden, 2. Juni 1890.

... Die Kniehosen habe ich noch nicht bestellt, weil ich annehme, daß noch Neuerungen in der Farbe bevorstehen, wahrscheinlich roter Atlas oder Trikot, die Hoftracht des Mephistopheles. Als Student mußte man zu meiner Zeit beim „Wichs" falsche Waden tragen, ich hob sie auf, aber die Motten fraßen mir die ganze Wolle; jetzt könnte man ein Geschäft damit machen.

Den fünften Teil Sybel[394]) habe ich gelesen, er enthält nur den Krieg u[nd] Frieden von [18]66, in ersterem war mir die — Moltkesche — Verurteilung Falkensteins am interessantesten, beim Friedensschluß die Verhandlungen mit Napoleon.

Herzliche Huldigungen der lieben Freundin. Ihnen alle Liebe u[nd] Treue

Ihres

Freytag.

269.

Wiesbaden, 13. Juni 1890.

... Nach den Zeitungen greife ich jetzt mit einer Spannung, die man in dem letzten Jahrzehnt Kaiser Wilhelms so nicht hatte. Ich besorge jeden

Tag eine Dummheit, entweder des Kanzlers oder eines anderen Herrn darin verkündet zu sehen. Beide mindern dem monarchischen Wesen die Würde u[nd] Ruhe ...

270.

Wiesbaden, 24. Juni 1890.

Lieber Freund!

Den Dank für das gelungene Zauberfest in Waldeinsamkeit bin ich lange schuldig geblieben, zuerst weil ich über den deutsch-engl[ischen] Vertrag[395]) keine eigene Meinung gewinnen konnte; denn ungern hörte ich auf die Mahnungen des Verstandes, welcher zur Bescheidenheit riet ...

Für Ihre Auffassung des Erwerbes von Helgoland bin ich Ihnen sehr dankbar. Bekenne nur, daß ich noch nicht verstehe, was wir damit machen werden. Befestigen, wie die Österreicher damals Lissa? Aber der Felsen ist klein, und wenn wir 2000 M[ann] Besatzung dort unterbringen wollen, werden die Einwohner auswandern müssen, was, nebenbei bemerkt, nicht das größte Unglück wäre. — Es ist für Caprivi unbequem, daß die Einsicht in die militärische Bedeutung Helgolands nur bei wenigen sich vorfindet, daß aber jede Konzession von Quadratmeilen in Afrika das junge Selbstgefühl der Deutschen verletzt, das jetzt so üppig ins Kraut geschossen ist. Die Welt ist jetzt ausgeteilt, die Deutschen kamen gerade noch in der letzten Stunde und empfingen einen Bruchteil, der nicht groß war, den sie sich aber auch noch nicht verdient hatten.

Der Kanzler fährt fort, von sich sprechen zu machen, das ist wohl der letzte Grund seiner Offenbarungen. Er fürchtet, vergessen zu werden. Der Kaiser sollte damit ganz zufrieden sein; denn der starke Mann erweist sich als schwächlich ...

271.

Wiesbaden, 11. Juli 1890.

Lieber Freund!

Obgleich dieses Wetter gewissermaßen vom Himmel kommt, so schreit es doch zum Himmel, es ist unheimlich, widerwärtig und macht rabiat. In diesem Zustande bin ich wenigstens. Alles ist hier krank und meine Fahrt nach Siebleben ins Ungewisse aufgeschoben, was mir am unangenehmsten ist. Nämlich mein Knabe, der bereits wieder zur Schule ging, hat nach zwei Tagen diesem Genuß entsagen müssen, etwas Fieber usw., er muß Arznei schlucken u[nd] die Stube hüten. Meine gute Hausgenossin, die sonst in Krankenpflege stark war, hat mit den jüngsten Kindern den Neroberg bezogen, wo Gelegenheit zur Luftkur ist, ihr Hänslein ist hergestellt, sie selbst aber sehr herunter, der Sprache immer noch nicht recht mächtig, ich fürchte, daß es eine üble Affektion der Lunge war, noch hat das Fieber sie nicht ganz verlassen. So hause ich als Krankenpfleger meines Jungen u[nd] meiner selbst, ich habe diesmal mich noch einmal durchgeschwindelt, doch ist's ein Memento.

Daß Ihr und Ihres lieben Gemahls Besuch uns so kränklich traf u[nd] daß auch noch der B[rie]f verloren ging, habe ich nicht überwunden. Von dem Briefe keine Spur.

Derweilen macht die Politik Sommerferien, und wenn der alte Kanzler nicht für die Journalisten freundlich sorgte, wären sie übel daran. Aber sein Geschwätz wird eine Entschuldigung für die eitle Großmannssucht der geborenen Fürsten. Wenn ein solcher Mann von ungewöhnlicher Kraft dem geckenhaften Bedürfnis, täglich von sich reden zu machen, so sehr verfallen konnte, wie darf man noch die Effekthascherei der Purpurgeborenen anklagen, die von klein auf für diesen Schwindel erzogen werden? Den letzten B[rie]f von Dux[396]) lege ich bei, obgleich er nicht viel enthält, aber er bestätigt das Urteil, das man aus unseren Gesichtskreisen gewinnt. Seine Ansicht dürfte mit der anderer ehrlicher Standesgenossen, des Königs Albert und des G[ro]ßh[erzogs] von Baden zusammenstimmen.

In dieser Woche, wo ich nicht viel zu schreiben vermochte, habe ich einiges gelesen. Der dritte Teil von Boyen[397]) ist leider unbedeutend. Das Wesen des Kronprinzen von Schweden war hinlänglich bekannt, u[nd] Boyen bestätigt nur, die militärische Teilnahme Boyens war in den Monaten bis zur Leipz[iger] Schlacht keine hervorragende, die Erinnerungen hören gerade da auf, wo man gern mehr gehört hätte. Zu dem Schützenfest, welches die Berliner sich aufgeladen haben, kann man nur den Wunsch senden, daß sie den Unfug mit nicht allzuviel peinlichen Eindrücken wieder los werden . . .

Als Ernst II. König der patriotischen Vereine war, hatte ich Gelegenheit, ihre Physiognomien zu beobachten. Die Sänger sind noch die harmlosesten, sie betrinken sich zwar am schnellsten, aber sie umarmen; die Schützen krakeelen; die Turner sind tanzwütig u[nd] treten den Damen auf die Füße.

In diesen Wochen werden gern Denkmäler für große Männer enthüllt. Soeben kommt Einladung nach Graz zur Enthüllung des Hamerling-Denkmals.[398]) Von diesem Dichter haben Sie vielleicht nichts gelesen, er ist etwas besser als sein Kollege Harmening.[380]) In der Einladung sagt das Komitee: „Um dem Fest ein deutsches Gepräge zu verleihen, werden die Teilnehmer ersucht, nicht in Frack u[nd] Zylinder zu erscheinen." Was auch wünschenswert ist, damit diese Inventarienstücke bei einer möglichen Prügelei mit den Slawen nicht demoliert werden. — Auch meine kleinen Siebleber haben dem Drange zur Festfeier nicht widerstehen können. Sie haben nachgedacht u[nd] gefunden, daß sie zwei Burschen, die 1870 in Frankreich geblieben sind, wenn ich nicht irre an Krankheiten, ein Denkmal setzen müssen. Die Festfeier ist für den 13. Juli festgesetzt u[nd] der Kriegerverein ladet ein. Schade, daß Normann nicht mehr lebt. Ich hoffe, mich durch einige Fäßchen Bier würdig vertreten zu lassen.

Grüßen Sie von Herzen Ihr liebes Gemahl, behalten Sie lieb

Ihren getreuen

Freytag.

272.

Wiesbaden, 27. Juli 1890.

... Was Sie über die „Ehre“ [399]) schreiben, ist ganz nahe an meiner Meinung. Nur daß einer vom Handwerk stärkere Empfindung für das merkwürdig Gelungene in Führung der Charaktere u[nd] Zurichtung der Szenen hat. Darin übertrifft dieser Unglücksmensch alle seine gleichaltrigen Kollegen bei weitem. Unsicher über die Energie seiner Gestaltungskraft machen gerade seine beiden Lieblingsfiguren, Held und Heldin: sie sind nicht auf dem Boden u[nd] der Luft ihrer Familie erwachsen, u[nd] die Enttäuschung des Mannes über die Nichtsnutzigkeit seiner Familie, ebenso wie die ideale Treue, welche die Heldin einer Jugendbekanntschaft bewahrt, sind nicht genügend erklärt, u[nd] erscheinen deshalb unwahr, wenigstens als sehr willkürliche Annahmen. Es mußte verständlich u[nd] glaubhaft gemacht werden, wie die reine u[nd] tiefe Neigung der beiden zueinander sie vor dem Versinken in die ungesunden Zustände ihrer Familien bewahrt usw.

Boyens [397]) Schilderung Friedr[ich] Wilh[elms] III. ist so genau u[nd] macht so sehr den Eindruck der Wahrheit. Aber gegen das Vergoldungsbedürfnis unserer Historiker wird sie doch nicht sofort aufkommen. Ich fürchte, es wird eine andere Zeit kommen, wo der Geschichtschreibung der Zünftigen der Loyalismus gar sehr fehlen wird. Was jetzt nach großen Erfolgen im Übermaß vorhanden ist, wird nach einer Periode der Verwirrung u[nd] Unzufriedenheit verachtet werden. Zuletzt setzt sich alles ins Gleichgewicht.

Ich habe mich in diesen öden Tagen mit einem treuen Mann, Wilhelm Scherer, [400]) der zu früh verstorben ist u[nd] dessen Biographie zugeschickt wurde, beschäftigt. Dieser Öst[er]reicher, der ein Preuße wurde, gehörte zu den merkwürdigsten Gelehrten der jüngeren Generation; er wurde uns in der Vollkraft seines Schaffens entrissen, u[nd] das ist darum so traurig, weil er gerade erst zu gereiften Resultaten kam, als er uns verloren ging. Erich Schmidt, sein Nachfolger als Professor der deutschen Literatur in Berlin, ist sehr ehrenwert; aber er vermag ihn nicht zu ersetzen.

Von Herzen wünsche ich, daß [Gustav v.] Goßler [401]) uns erhalten bleibe; aber ich fürchte, auch um ihn ziehen sich Kaiserwolken zusammen ...

Haben Sie die Güte, Ihrem lieben Gemahl u[nd] der Frau Admiral meine herzlichen Huldigungen auszurichten, selbst aber lieb zu behalten

Ihren getreuen

Freytag.

Soeben schreibt Ludwig, daß Wachsmuth [290]) gestorben ist. Gestern teilte mir die Tochter mit, daß eine Operation in der Nase notwendig geworden — wahrsch[einlich] Polyp — u[nd] erfolgreich abgemacht sei. Aber er hat's nicht überstanden. Noch zum 13. hatte er vom Rigi telegraphiert. Ich

verliere viel mit ihm, noch mehr die Leipziger. Er hatte in diesem Frühjahr dem König Albert verweigert, die säch[sischen] Finanzen zu übernehmen,[402]) weil er in L[eipzig] für unentbehrlich galt. Jetzt müssen wir alle ihn entbehren.

273.

Siebleben, 26. August 1890.

... So narrt uns das Schicksal, und doch bleibt uns nichts weiter übrig, als nach Pflicht und Neigung für unser Wollen uns einzusetzen, wir die Ameisen, die große Fügung irdischer Dinge der Pudel, der unsere Gänge schonungslos zerkratzt. Es ist tapfer von Miquel,[384]) daß auch er diese Beharrlichkeit aufwenden kann, er wird sie brauchen. Denn jede Reform in Abgabensachen ist für den Reformer eine verhängnisvolle Sache, die Geschädigten hassen und agitieren, die Gewinnenden bleiben untätig. — Wenn Ihnen gelingt, die zweijährige Dienstzeit durchzusetzen, so wird Ihre Tätigkeit die populärste von allen großen Arbeiten Ihres Lebens sein. Leider wird das Publikum Ihr Verdienst dabei wieder nicht erfahren.

Ich hause hier mit meinem Knaben im Frieden des Dorfes, dem leider eine gute Ernte verregnet. Es fehlt nicht an Bewegung. Einen Tag war ich in Reinhardsbrunn, bat den Herzog,[403]) über den letzten Besuch bei Bismarck zu erzählen u[nd] referiere nach seinen Worten. Ursache des Konfliktes keine Einzelheit, sondern der Kampf um die Herrschaft. Als ich ungeladen nach Berlin kam, sagte der Kaiser sogleich: „Du kommst wegen Bismarck. Es ist mir ganz recht, gehe hin, versuche, was du vermagst, denn so, wie es ist, kann es nicht bleiben.“ Darauf begann er die Klage: er (Bismarck) saß Monate in Varzin, ich schreibe u[nd] telegraphiere, er soll in der u[nd] der wichtigen Angelegenheit zu einer Besprechung herkommen, er kommt nicht, ja zuletzt antwortet er gar nicht – (?) Das muß anders werden. Also Herzog zu Bism[arck]. Dieser kommt ihm mit Umarmung entgegen u[nd] fängt laut an zu schluchzen. Der Herzog bietet seine Vermittlung an u[nd] referiert ihm die Klagen des Kaisers. Bismarck antwortet: „Unter seinem Großvater u[nd] auch Vater habe ich es ebenso gehalten; ich brauche in großen Fragen meine Zeit, um mit mir fertig zu werden u[nd] die Dinge vorzubereiten; dieses Zögern von vier, sechs Wochen hat der alte Kaiser immer respektiert.“ Herzog: „Aber dem jungen Herrn ist das doch nicht zuzumuten.“ Darauf Bism[arck]: „Ja, er selbst will alles leiten, es ist Zeit, daß ich gehe. Man intrigiert gegen mich.“ Und jetzt kam wie aus der Champagnerflasche die Geschichte mit Bötticher[404]) u[nd] dem Schwarzen Adlerorden, die er als die schmerzvollste persönliche Kränkung empfand, so daß der Herzog ganz erstaunt war und sagte: „Um so eine Nichtigkeit, wie eine Ordensverleihung können Durchlaucht Schmerz empfinden; dergleichen ist gar nichts, wo es sich um so Ernstes handelt,“ u[nd] er sprach, wie er berichtete, mit viel gesunder Unbefangenheit über diese Begebung.

Aber das wollte nicht helfen, Bismarck fuhr fort, über die Beleidigung zu klagen, und sagte wieder weich: „Ich muß gehn, ich kann nicht bleiben.“ Es war also vergebens. Der Herzog beurteilt J[ung-]Wilhelm etwa ebenso, wie andere, die wir kennen, über ihn denken. Doch um einige Striche vertrauensvoller: „Seine Reisen sind viel nützlicher, als man glaubt.“ Der Kaiser sagt: „Man hat mich schlecht erzogen; ich habe keinen großen Hof kennen gelernt, jetzt will ich das nachholen, ich werde nicht immer umherfahren.“ Und er macht den fremden Herrn gute Eindrücke, man glaubt an seine Besonnenheit u[nd] Friedfertigkeit. Zum Kaiser von Österreich hat er eine besonders herzliche Zuneigung, die auch einigermaßen erwidert wird. — „Zu mir,“ sagt der Herzog, „hat er gutes Vertrauen; ich kann es nur erhalten, wenn ich mich nicht aufdränge, sondern ihn kommen lasse.“ — Dies war das klügste Wort, das er gesprochen, Gott gebe, daß er die Enthaltung habe, danach zu handeln...

274.

Siebleben, 12. September 1890.

... Auch Ihnen sind, wie uns allen, die Augen scharf auf den Kaiser gekehrt, man möchte aus der Gegenwart Günstiges für die Zukunft hoffen. Da muß ich Ihnen auch ein intimes Urteil von Hahnke[405]) mitteilen. Dieser war, wie Sie wissen, mehrere Jahre[406]) Adjutant des Herzogs, in einer Zeit, wo der Herzog täglich mit seinem Adj[utanten] verkehrte und sich von ihm fast überall hin begleiten ließ. H[ahnke] hatte also reichlich Gelegenheit, die Natur des Herzogs kennen zu lernen. Jetzt ist er dem Kaiser gegenüber in derselben Lage. Er sagte nun neulich seinem hiesigen Vertrauten, der beim Herzog gegenwärtig als militärischer Begleiter fungiert, daß ihm nie eine größere Ähnlichkeit vorgekommen sei als in dem Wesen des Kaisers und dem seines Oheims. Und ich meine, er hat nicht unrecht. Wie Jung-Wilhelm in seinem Äußern weit mehr dem Prinzen von Wales und Edinburg (in ihrer Jugend) gleicht als einem Hohenzollern, in Kopfform u[nd] Gliederbau, so hat auch seine Seele ein anders nuanciertes Gefüge. Die Selbstsucht ist anders, sein Verhalten zu den Geschäften anders, statt der pedantischen Ehrlichkeit der Hohenzollern, die zuweilen Schwerfälligkeit wurde, ist hier eine weit behendere Rührigkeit u[nd] ein flüchtiges dilettierendes Springen um die Hindernisse, statt der inneren Blödigkeit und dem bescheidenen Selbstbewußtsein, das bei manchen der früheren Unbehilflichkeit wurde, hier übermäßiges Vertrauen auf Stellung u[nd] Machtmittel, auf die Theaterwirkungen des Augenblicks. In den Hohenzollern größere Wahrheit und Zuverlässigkeit, hier übergroßes Streben nach dem Schein, übergroße Freude an den Wirkungen. Noch glaubt der junge Herr an sich; aber er ist in Gefahr, daß dies Vertrauen, sein moralischer Halt, zuletzt kleiner wird... Über ihre geheime Courage sind die hohen Herren untereinander nicht übel unterrichtet, und es wird in diesen Kreisen als ein Glück betrachtet, daß der

Kaiser von Rußland trotz seiner Bärennatur im Grunde ein Feigling sei. — Wer Kaiser ist, muß sich gefallen lassen, daß die Zeitgenossen ihn auf den Seziertisch legen ...

Dafür ist heut ein Zeichner aus Berlin eingezogen, den Kürschner[269]) [mir] auf den Hals geschickt hat, weil er ihm für eines seiner Blätter Sieb-l[eben] und das alte Haus abzeichnen soll ...

275.

Siebleben, 25. September 1890.

... Mich hält hier allerlei Ernstes fest, wozu letztwillige Verfügungen[407]) gehören, welche zum Teil von Konferenzen mit meinem kranken Verleger abhängen, u[nd] dieser ist noch nicht aus seiner Kur zurück. Außerdem ist es hier warm u[nd] still, allerdings sehr still, denn ich bin ganz allein. Meinen Knaben habe ich, bis ich zurückkomme, in Pension bei einem Lehrer gegeben, nachdem er zum Schluß der Ferien noch mit seinem Kameraden Schröder das Oberammergauspiel angesehn hatte. Die liebe Frau Anna[364]) aber ist mit ihren Kindern noch in Langeoog; sie hat, durch Krankheit aufgehalten, erst seit acht Tagen für sich die Seekur beginnen können u[nd] wollte das warme Wetter benutzen. Sie ist Ihrem lieben Gemahl nach ihren Briefen [für den Vorschlag] sehr dankbar; denn dieser Ort war gerade, was sie ersehnt hatte: Stilligkeit, und ich denke auch Billigkeit. —

Ich lese ziemlich, schreibe wenig, verkehre nur mit einzelnen Mitmenschen aus Gotha, lasse mich in die sozialen Verhältnisse meines Dorfes — 2600 E[in]w[ohner] — einweihen u[nd] lerne auch dabei allerlei. Von Staat u[nd] Kirche erfahre ich nur aus den Zeitungen, gerade genug für meine Gemütsruhe. Es geht Ihnen, wie ich merke, auch wie uns anderen. Wo zwei ernste Männer zusammentreffen, fliegt das Gespräch unvermeidlich über den Reiselustigen. Die Berliner, der Quelle am nächsten, sind die größten Schwarzseher. Von allen Begegnungen war die mit dem Kaiser von Öst[er]r[eich][403]) wohl die angemessenste u[nd] auch die wirksamste. Es ist merkwürdig, wie herzlich u[nd] innig, einem Sohne ähnlich, sich Jung-W[ilhelm] gegen den Öst[er]r[eicher] darstellt, so ganz anders, als dieser von seinen Verwandten gewöhnt ist, u[nd] es mag wohl sein, daß diese Vertraulichkeit des Jüngeren eine kräftige Einwirkung auf Franz Josef gehabt hat, der diesem Hohenzollern gegenüber nicht die frühere Feindseligkeit auf den Schlachtfeldern zu vergessen hatte. Diese Zuneigung, gemacht oder wahr, ist jedenfalls ein erfreuliches Symptom an unserem Herrn, entweder große Klugheit oder ein unerwartetes Anzeichen von Gemüt. Um noch einmal die früher erwähnte koburgische Ähnlichkeit zu berühren, so ist das beobachtende Verweilen über dergleichen Familienzügen allerdings nicht viel besser als ein Spiel. Denn die Mischung früheren Lebens in die Keime der späteren Generationen vermag keine Wissenschaft zu schematisieren; die Mischung der Vorfahren in dem Leben der Enkel ist ja unermeßlicher Variationen fähig und wird durch

die Zeitverhältnisse, Bildung u[nd] das eigene Leben der Enkel fortwährend nuanciert. In dem vorliegenden Falle sind es einige Charakterzüge der Urgroßmutter Luise von Gotha,[409]) welche sich in dem Wesen des jetzt lebenden koburgischen Geschlechtes zu wiederholen scheinen. Nicht allein nach Meinung fremder Beobachter, auch Kinder des Hauses selbst leiten Besonderheiten von ihr her. Die Dame, von ihrem Gemahl, dem [1844] verst[orbenen] Herzog von Koburg, getrennt, verging als Fr[au] v. X. in der Schweiz, ihr Vater war Herz[og] August von Gotha [† 1822], der erotische Romane schrieb u[nd] dem Napoleon I. bei dessen erstem Besuch einen Prachtwagen in Gestalt eines Totenkopfes bauen ließ. — Jeden Tag dieses milden Herbstes gedenke ich des Rheingaus und Ihrer Trauben, in jedem Falle wird etwas. — Grüßen Sie herzlich Ihr liebes Gemahl, bleiben Sie gut

Ihrem getreuen

Freytag.

276.

Siebleben, 22. Oktober 1890.

Lieber Freund!

Endlich bin ich mit meiner Expedition nach Leipzig u[nd] Dresden fertig. Für Leipzig war mir der Tag durch eine Kommissionssitzung in der Buchhändlerbörse bestimmt, der ich mich nicht entziehen konnte: Literarisches, Geschichte des deutschen Buchhandels; ich hatte mich durch zwei Jahre von den Sitzungen fern gehalten u[nd] war mit der Tätigkeit der anderen nicht ganz einverstanden. Dann kamen zwei für mich wichtige Angelegenheiten: mein Verhältnis zu der Handlung von Hirzel, aus deren Hand der größte Teil der Renten kommen soll, die ich meinem Sohn hinterlasse. Ich sah Heinrich Hirzel wieder und beobachtete die Physiognomie der Handlung. Es steht mit dem armen Kranken[410]) etwas besser, als ich annahm, u[nd] nach vertraulicher Versicherung seiner Ärzte ist wohl möglich, daß er so lange lebt, um die Handl[ung] seinem Sohn zu übergeben. Dieser, mein Patchen, welcher vorige Woche in die Handlung eingetreten ist, macht sich gut, ist ein gentiler Gesell u[nd] gibt Hoffnung, ein tüchtiger Geschäftsmann zu werden. Dann konsultierte ich meinen Leipziger Arzt, Dr. Bahrdt, der meinen Leib am genauesten kennt. Dieser war allerdings nicht zufrieden u[nd] riet dringend dazu, einen deutschen Winter zu überschlagen u[nd] nach Palermo oder Kairo zu gehen. Das aber ist für jemand, der in fremdem Land unbehilflich ist und überhaupt nicht auf langen Aufenthalt hienieden zu rechnen hat, eine ernste Sache, und ich verhandle darüber noch mit mir selbst. Unterdes schreibe ich meinen letzten Willen um, mein Verhältnis zu der Kranken in Bendorf[407]) ist gelöst und die gesetzlichen Ansprüche von dort auf ein festes Maß normiert, so daß darin wenigstens Klarheit gewonnen ist . . .

Seit fünf Tagen ist der wunderschöne Herbst in Siebleben zu Ende, er war für mich einsam, aber nicht traurig; viel alte Vergangenheit stand vor

mir auf und auch die Freude an neuer Arbeit ist gekommen, obgleich ich mir zuweilen wie das Wichtel im Märchen vorkomme, „uralt, wie der Böhmerwald", u[nd] ich denke, wie muß [es] erst Moltke zumute sein. Daß man den alten Herrn in solche Jubiläumsehren[411]) hineinschleppt, ist doch grausam, u[nd] ich möchte wissen, ob ihm daran liegt, oder ob er es nur leidend erträgt.

Es ist merkwürdig, wie die Auffassung großer geschichtlicher Personen sich mit den Wandlungen der Zeitbildung modifiziert. Als Treitschke [1858] seine gelehrte Laufbahn begann, war die Pietät gegen die Agitatoren unter den preuß[ischen] Staatsmännern obenauf, und seine Schilderung Steins[412]) ist ebenso warm und so voll von Pietät, wie sein Urteil über die Gegner Preußens herbe war. Jetzt wird auch Stein einer strengeren Kritik unterzogen, u[nd] das Werk: „Freiherr v. Stein u[nd] die deutsche Einheit" von W. Adolf Schmidt ist nicht nur eine ehrliche Arbeit, auch ein Symptom einer größeren Auffassung. Mir war die originale Gestalt dieses trotzigen Reichsritters niemals recht nach dem Herzen. Er war weit vornehmer als Bismarck, aber noch viel querköpfiger und launenhaft wandelbarer in seinen Ansichten. Daß er stolz und mannhaft war, hat sein Bild den Deutschen so imponierend gemacht, unter fügsamen Beamten ein großer Herr. Und das war damals allerdings sehr viel.

In den nächsten Tagen sende ich Ihnen ein kleines Werk von Alwin Schultz, „Alltagsleben einer deutschen Frau zu Anfang des 18. Jahrh[underts]",[413]) es ist leichte, aber quellengemäße Arbeit und wird Ihrem lieben Gemahl, wenn sie hineinblicken will, vielleicht einige amüsante Notizen geben. Seit einigen Tagen ist Frau Anna[364]) hier bei ihren Kindern, den lieben Leuten ist das Seebad eine gute Kur gewesen. Ob sie mit nach Wiesbaden kommen kann, steht noch nicht fest, da ihre Vermögensauseinandersetzungen sie noch einmal nach Wien treiben ...

277.

Siebleben, 19. November 1890.

Lieber Freund!

Von Herzen wünsche ich Glück zu der beendigten Ernte des ersten und größten Weinbauers von Östrich, ich fühle mit wahrem Freundesstolz die Bedeutung der 10000 Pfund Sterling. Es ist doch erfreulich, zu beobachten, wie Sie alles, was Sie beginnen, gut machen. Während Sie aber für fröhliche Erntearbeit tätig waren, habe ich eine andere Art von Erntearbeit in derselben Zeit abgemacht: ich habe gestern mein Testament deponiert. Die Abfassung war für mich eine schwierige Arbeit, die letzten geschäftlichen Auseinandersetzungen mit der Kranken zu Bendorf[414]) resp. deren Vormund, denen die gerichtliche Scheidung vorherging, Bestimmungen über die Verwaltung der Hinterlassenschaft während der Minorennität meines Sohnes und die Erfindung der Form, in welcher Substitutionserben im Falle seines vorzeitigen Todes von mir bestimmt werden können, kurzum kleine Kapitalien

und Erträge, die aber die geschäftlichen Resultate meiner Lebensarbeit darstellen, viele Bedenken. Vorläufig ist alles abgemacht, es wird Ihnen nicht ganz erspart bleiben, daß ich Sie damit unterhalte. Jetzt habe ich noch dem Herzog hier zu begegnen;[415]) am 22. denke ich nach Wiesbaden überzusiedeln, und sobald ich mich dort etabliert habe, Sie um einige Tagesstunden zu bitten.

Ob ich die Reise nach dem Süden mache und wann, ist jetzt auch von Kochs großer Entdeckung[416]) abhängig geworden. Da nämlich die Leipziger Freunde seit der großen Husterei dieses Sommers für möglich halten, daß ich heimlicher Bewahrer des menschenfeindlichen Bazillus sein könnte, will ich mich vorher von ihnen darauf prüfen lassen. Soll ich überhaupt noch auf Erden dauern und die Kraft zu gesundem Schaffen betätigen können, so muß die Frage der Existenzfähigkeit beantwortet werden.[417]) Auch darüber erzähle ich Ihnen.

Genau mit der Empfindung wie Sie habe ich Kochs Aufsatz gelesen. Das war die Sprache eines hochsinnigen Deutschen. Die Entdeckung und die Weise, in welcher er darüber berichtet, sind so schön, daß sie das Gemüt erhellen und man sich bewußt wird, etwas Großes und einen großen Charakter zu erleben. Ihm selbst wird für längere Zeit ein großes Quantum Lebenskraft und eine unerhörte Opferung seiner selbst zugemutet werden. Das Aufsehen, der Zudrang der Ärzte und Heilungsbedürftigen werden ins Ungeheure wachsen, in allen Gasthöfen wird die Pilgerschar lagern, und die Berliner Geräumigkeit wird sich als zu klein erweisen, Enttäuschungen, Mißgunst, neidische Kritik werden nicht ausbleiben, und die Beschränkung der Wirkungen, welche durch fortges[etzte] Beobachtung und durch die schwierige Herstellung des Heilmittels auferlegt werden, müssen ihm viele Not machen. Zuletzt wird er doch unter den großen Wohltätern der Menschheit genannt werden, solange es eine Zivilisation gibt. Auch dürfen wir jetzt hoffen, daß seine Entdeckung die Bewältigung anderer Infektionsbestien: der Diphtherie, des Scharlach, Typhus usw., zur Folge haben wird. Und der Mensch der Zukunft wird geimpft, imprägniert und assekuriert werden, Haare behalten, Zähne wie Elfenbein bewahren, gegen Bazillen kämpfen und so alt werden — bis er zuletzt doch stirbt. Die innere Medizin ist durch die großen Fortschritte der Chirurgie lange im Hintertreffen gehalten worden, jetzt rückt sie mit Siebenmeilenstiefeln nach ...

278.

Wiesbaden, 14. Dezember 1890.

... Die Annäherung von Weihnachten macht mir wieder Kummer, ich möchte gern aller Welt einbescheren, wenn ich nur wüßte was. Aber das Kopfzerbrechen darüber ist bei mir ein bedenklicher Prozeß, mir fallt nix ein, und wenn mir etwas einfällt, so habe ich's wahrscheinlich schon bei früherem Christfest denselben Individuen geschenkt. —

Über die Schulreform[418]) sprechen wir ... Die Deutschen werden sich daran gewöhnen müssen, diese höchst wohlgemeinten ... Vorträge hinzunehmen, u[nd] sie werden sich zuletzt mit der Annahme beruhigen, daß weiter nichts dabei herauskommt ... Zurzeit freuen sich viele noch darüber, daß er sich wenigstens um alles kümmert.

Mein alter Redakteur Dove[366]) hat also doch seine rühmliche Stellung als Professor der Geschichte in Bonn aufgegeben und siedelt zu Ostern nach München über, dort die Redaktion der wissenschaftlichen Beilage der „Allgem[einen] Zeitung" zu übernehmen u[nd] die politische Haltung der Zeitung zu beeinflussen. Das wird wohl auch mich der Presse wieder näherbringen; denn ich fühle mich verpflichtet, ihm zu helfen, soweit er mich brauchen kann u[nd] ich's vermag. Vorläufig ist bezeichnend, daß dies geistige Aufstreben Münchens sich nicht nur auf dem Gebiete der Künste in einen gewissen Gegensatz zu Berlin stellt. Ich hoffe: nicht politisch als Separatismus; aber es ist deutsche Reaktion gegen das Höfische u[nd] Selbstgefällige der Hauptstadt Germaniens ...

279.

Wiesbaden, 17. Dezember 1890.

Lieber Freund!

Die Briefe haben sich gekreuzt, auch die Ansichten über den Bazillus.[416]) Herzlich dankbar bin ich für Ihre Anfrage bei Gerhardt.[324]) Ich war durch die Zeitungen zu derselben Ansicht gekommen, daß der Fund für mich noch nicht nutzbar ist ...

280.

Wiesbaden, 11. Januar 1891.

... Diese stillen Wochen, fast nur unterbrochen durch kurze Neujahrsbesuche und Verkehr mit den Rechnungsbücheln, habe ich viel am Schreibtisch gesessen, in den Stunden, wo meinen Augen hilfreiches Vorlesen zugute kam, ist allerlei eingenommen worden, wovon ich Ihnen nur eine Broschüre beilege, wenn Sie einen Blick hineintun wollen. Sie ist von Rößler,[435]) dem Chef der literarischen Vertretung der preußischen Ministerien, aber sie enthält die Privatansichten des alten Freundes u[nd] war mir merkwürdig, weil sie sein Wesen, wie es vor 40 Jahren war, trotz seiner langen Beschäftigung in der Praxis, fast unverändert zeigt, einen fliegenden Idealismus mit geringer Berücksichtigung des realen Weltlaufs. Seine Ratschläge scheinen mir deshalb nicht ausführbar; auch irrt er wohl in der Annahme, daß die egoistische Politik von Rußland u[nd] Amerika uns aushungern werde. Beide Riesen ziehen sich so schwere Krankheiten groß, daß wir nicht zu sagen vermögen, was in der Zukunft, die er für so drohend hält, aus ihnen selbst werden wird. Indes ist die Flugschrift deshalb zu beachten, weil sie dem Kaiser u[nd] Caprivi nahegelegt wird und möglicherweise eine Resonanz geben kann, soweit sie überhaupt Ausführbares empfiehlt ...

Es war mir auffallend, von einem Berliner Besuch unter anderem zu erfahren, daß Jung-Wilhelm dort im ganzen weit mehr beliebt ist, als man außerhalb annimmt. Daß er so rührig ist u[nd] sich um alles kümmert, immer eine „eigene" Meinung hat, gefällt der Menschheit sehr, u[nd] es schadet ihm auch nicht sehr, wenn er sich in seinen Reden verhaut. „Die Meinung ist doch gut." Möge diese Stimmung lange währen, so lange, als die Begeisterung der Primaner bestehen wird, die er von zwei unangenehmen lateinischen Aufsätzen befreit hat! Doch diesen werden die Lehrer, wie zu hoffen steht, anderes Unangenehme an die Stelle setzen ...

281.

Wiesbaden, 14. Januar 1891.

... Da Sie den Rembrandt[419]) der Ehre würdigen wollen, sich auf der Reise [nach Berlin] mit ihm zu beschäftigen, u[nd] da unter der Firma des Herrn Max Bewer wieder Bismarckanekdoten in den Zeitungen laufen, so will ich den Verdacht nicht zurückhalten, daß dieser M[ax] Bewer auch Verfasser des „Rembrandt" ist, oder doch Bearbeiter u[nd] Herausgeber, u[nd] daß diese ganze Rembrandtliteratur sich als ein großer Schwindel ausweisen wird, zu dem auch die Zahl der Auflagen und manches andere gehört. Wie weit der Fürst hineingefallen, wie weit er Mitwissender ist, wage ich nicht zu entscheiden ...

282.

Wiesbaden, 25. Januar 1891.

Lieber Freund!

Seien Sie herzlich in der Heimat gegrüßt; ich dachte sorgenvoll Ihrer in der Zeit der Rückfahrt; denn man las haarsträubende Berichte über steckengebliebene Züge. Da war es tröstlich, daß am Freitag doch die Berliner Zeitungen richtig ankamen: waren die durchgedrungen, so war doch auch für die Reisenden Hoffnung. Für Ihre Mitteilungen danke ich gar sehr, es ist ein Blick durch das Fenster auf die regierende Welt und eine ausgezeichnete Schilderung des Herrn, den ein alter Römer wohl „Impetuosus" genannt hätte, gerade wie jetzt die Berliner neuer und alter Weltanschauung. Sie haben ganz recht, es ist fast über Nacht eine neue Zeit heraufgekommen, sie sucht sich in der Literatur und den bildenden Künsten geltend zu machen wie in der Politik. Wir wollen uns mit Behagen zu denen rechnen, welche in altem Urteil die Geduld gegenüber den neuen Anläufen und die Würdigung von allem, was darin berechtigt ist, nicht verloren haben.

Aber als Mitarbeiter an der neuen Zeit haben Caprivi und Miquel in der Sperrvorlage[420]) einen Fehler gemacht. Die Zumutung, welche sie der öffentl[ichen] Meinung und den Abgeordneten stellten, war zu groß. Wollten sie das Kapital hingeben, so mußte ihnen ein Mitentscheid über die Ver-

wendung bleiben. Es ist gewiß richtig, daß sie den Bischöfen die Arbeit und den Ärger zuwiesen; aber sie mußten die möglichst größte Sicherheit haben, daß das Geld nicht zu staatsgefährlichen Zwecken verwendet wird. War solche Sicherheit nicht zu erhalten, so mußten sie die Hand über den Millionen halten und daran denken, daß eine Rentenzahlung von so hohem Betrage den Klerus allmählich bei geschickter Behandlung in größere Abhängigkeit von der Regierung bringen mußte. Das war es wohl auch, was Windthorst fürchtete. Miquel hat Anspruch auf ein mildes Urteil: ihm, dem Finanzminister, lag das Schicksal seiner großen Gesetzentwürfe in der Seele, und er ist darin sehr jung geblieben, daß er zuweilen die unbefangene Abschätzung der beengenden Faktoren verliert; Caprivi hat diese Entschuldigung nicht. Es ist nicht unmöglich, daß die Regierung die Majorität erhält; aber die Nachwirkung wird eine sehr schlechte sein und das Urteil über die Minister dauernd beeinflussen. Und dieser Sieg des Zentrums wird die Wichtigkeit desselben in den Augen der Katholiken unerfreulich steigern, während gerade hier eine Gelegenheit war, die Bischöfe der Faktion gegenüber zu heben. Was Sie über Goßler schreiben, hat er selbst in seiner unglücklichen Rede bestätigt. Er ist fertig, und das ist schade. —

Montag, 26. Aber wozu von Politik schwätzen. Das Eis geht auf, der Frühling ist nahe, und morgen ist Kaisers Geburtstag, an welchem die Gymnasiasten patriotische Gedichte deklamieren, unter ihnen mein Junge, welcher deshalb die stille Prätension erhebt, daß sein Vater dem feierlichen Aktus beiwohne. Mir wäre recht, wenn es mit der Kälte ein Ende hätte; in den letzten Tagen habe ich mich an der freien Luft und der Sonne erfreut, wie ein Igel, der aus seinem Winterschlaf aufgewacht ist und sich die Nase schneuzt. Ich bin jetzt wieder courfähig, und wenn es Ihnen einmal recht ist, komme ich herüber. Dann sollen Sie mir noch mehr von Berlin erzählen, auch von unseren Freunden dort, die sich unter anderem auch, wie ich merke, unnötigerweise um mich Sorge machen.

Bei mir im Hause ist jetzt alles hergestellt, und der Kohlenverbrauch wird mäßig. Mit der Reise warte ich, bis auch Italien etwas ausgewärmt ist, was dort sehr not tut.

Sagen Sie der Freundin von meinen herzlichen Huldigungen, bleiben Sie gut

Ihrem

getreuen

Freytag.

283.

Wiesbaden, 12. Februar 1891.

... Von Büchern ist nichts eingegangen, was ich Ihnen empfehlen könnte. Doch sende ich Mommsens Festrede; sie ist in anderem Tone, als sonst die Mehrzahl der loyalen Phrasen, und des Lesens wert ...

284.

Wiesbaden, 5. März 1891.

Lieber Freund!

Von Herzen danken wir beide, Frau Anna und ich, Ihnen und Ihrem lieben Gemahl für die freundschaftliche Gesinnung und für die guten Wünsche, womit Sie unsere Verbindung begleiten. Ich vertraue, daß meine künftige Frau Ihnen und der Freundin um so werter werden wird, je länger Sie ihr in das Leben und das Gemüt schauen. Denn sie gehört zu den warmherzigen und tätigen Menschen, welche immer für andere, wenig an sich selbst denken, und sie hat bei klugem Urteil ein fröhliches Gemüt bewahrt. Mir ist es eine besondere Freude, daß sie in warmer Verehrung Ihrem Gemahl zugetan ist.

Morgen wollen wir abreisen, ich zunächst nach Siebleben, sie vorher noch nach Wien, die notwendigen Formalitäten wegen der Kinder und der Eheschließung vollends zu erledigen. Anfangs nächster Woche stille Trauung, dann sofort Aufbruch nach dem Süden. Die Abreise ist durch Verkältung der Kinder um einige Tage verzögert worden.

Ich bin mitten in unholder Packerei und Aufräumen; sobald ich zur Ruhe komme, schreibe ich Ihnen. Die Kinder lassen wir unter Aufsicht eines zuverlässigen Fräuleins, einer Italienerin, zurück.

Alles, was ich jetzt Ihnen beiden gegenüber wünsche, ist gutes Wiedersehen; erhalten Sie beide uns Ihre treue Freundschaft. Immer

Ihr getreuer

Freytag.

285.

[Siebleben, Mitte März 1891.]

Vermählt.
Dr. Gustav Freytag
Anna Freytag, geb. Götzel
Siebleben, 10. März 1891.

Lieber Freund!

Ich melde mich als Ehemann und Besitzer einer liebenswerten Frau; da sie noch in Wien zu tun hatte, blieb der Tag der Verheiratung unsicher bis vierundzwanzig Stunden vor der Hochzeit. Doch hatten gute Hände hier alles vorbereitet. Und als die Frau am Morgen aus Wien ankam, konnte am Mittag die Trauung vor dem Standesbeamten stattfinden. Der Herzog war Brautführer und unterschrieb als Zeuge. Dann setzten wir uns in der Parterrestube zu einem guten Diner von sechs Kuverten, oben Dux, unten der Standesbeamte, der Schultheiß und auch mein Tischler ist; das Essen hatte ich als alter Höfling von den Köchen und mit dem Geschirr des Herzogs

bereiten lassen. Es war sehr gute Unterhaltung, noch Geh[eim]r[at] Anacker und Professor Lorenz,[421]) der zufällig aus Jena beim Herz[og] war. Jetzt beharren wir hier, ich habe noch auf dem Amtsgericht und etwas mit Haus und Garten zu tun, und Hermance, welche die Mutter begleitet hatte, legte sich ein; doch geht es heut besser.

Derweilen weicht die Reise nach Italien wie eine Fata Morgana vor den zwei Erdenpilgern immer weiter zurück. Jetzt ist sie bis auf Ostern verlegt, da ich am zweiten Feiertag,[422]) wo Gustav konfirmiert wird, in Wiesbaden sein will. Dann erst soll die Betrachtung der Goldorangen beginnen, soweit sie in diesem Winter nicht erfroren sind.

Meine Zeitungslektüre ist in diesen Tagen jämmerlich gewesen; den Abgang Goßlers[420]) habe ich erst durch Tempeltey erfahren, der gestern zureiste. Dem Herzog habe ich erzählt, daß Sie sich mit Anerkennung über seine Memoiren ausgesprochen haben, als er Sie hoch gerühmt hatte. Diese Mitteilung war ihm behaglich, und da er seinen Vorsatz aussprach, uns in Wiesbaden zu besuchen, so werde ich mir erlauben, Sie auf ihn einzuladen, aber hoffentlich zu besserem Diner, als ich Ihnen und der Freundin neulich vorzusetzen vermochte. Denn diese mißglückte Operation muß gutgemacht werden.

Also seien Sie beide von Herzen gegrüßt, bewahren Sie uns Ihre Freundschaft. Immer

Ihr getreuer

Freytag.

286.

Wiesbaden, 7. April 1891.

Lieber Freund!

Natürlich bin ich allhier. Erstens, wegen natürlicher Schwerfälligkeit, zweitens wegen der 2 Grad in Nizza. Zur Einsegnung Gustavs sind wir hierher gekommen, durch Häusliches u[nd] jetzt noch durch Besuche vom [Ärzte-] Kongreß zurückgehalten worden. (Gerhardt[324]) habe ich noch nicht gesehen, werde ihn heut aufsuchen.) Am Freitag geht es unvermeidlich nach Nizza...

287.

Nizza, 19. April 1891.

Lieber Freund!

Daß ich Ihnen einen Geburtstagsgruß aus Frankreich würde senden müssen, hätte ich auch nicht gedacht. Doch muß ich dies Jahr mein altes Recht, Sie hochleben zu lassen, unter den Botokuden ausüben; nur mein liebes Weib wird auf Ihr Wohl und auf das der Freundin anstoßen. Möge Ihnen alles dauern, was gut ist, und zum Teufel gehen, was Sie ärgert, und möge Ihre Freundschaft mir bleiben, solange ich mich sublunarisch bewege!

Wir sind bei Nacht über den Gotthard — Naturgenuß dem Rückwege vorbehalten — nach Genua gefahren, haben dort drei Tage in dem Hause

des Verschwörers Fiesco, jetzt einem Gasthofe, gewohnt und über Meer, Himmel und die glorreiche Stadt uns gar nicht satt freuen können. Ich versichere Sie, wir leben so sorglos und vergnügt wie zwei Studentel und freuen uns auch über die fremden Menschen, welche fast immer freundlich und artig sind. Die Verhandlungen mit der einheimischen Bevölkerung besorgte meine Frau, ihr Italienisch ist begrenzt, aber die Herzhaftigkeit ist vorhanden und sie weiß die Leute dahin zu bringen, daß sie nach ihrem Willen tun. Seit drei Tagen sind wir in Nizza, vor uns das Meer, hinter uns zum Teil verfrorene Palmen, welche aussehen wie die geschnitzten Bäume in einer Kinderschachtel. Aber die Orangenbäume hängen voll Früchte, und die Frühlingsblumen sind fast schon verblüht. Hiesige Bevölkerung ist wie überall, wo die Menschen vom Fremdenverkehr leben, aber die Italiener sind mir lieber. Die Landschaft auch wundervoll, das Klima konfus. Früh bis 10 Uhr sehr schön und warm, von da über Mittag ein kalter Bergwind, der den Überrock wünschenswert macht, welchen man auch im Zimmer vertragen kann. Recht hübsch teuer ist's hier, Essen gut, Wein hmhm, habe mir meine Zigarren mitgebracht. Hier fanden wir unseren Herzog und Herzogin und sind in diesen Verkehr gezogen, die Herrschaften haben eine sehr schöne Besitzung nicht gar weit von der Stadt.

Erlebt haben wir fast nichts als die Eindrücke, welche die Natur entgegenträgt; dabei wird unter guter Verpflegung das Dasein zu einem Traumleben, so heiter und friedlich wie auf der Insel der Glücklichen. Zeitungen sieht man kaum, daß die Großfürstin,[423]) die Schwester unserer Herzogin, in Charkow auf ihrer unglücklichen Krimreise plötzlich verstorben, mußte Dux erzählen. Das wird wieder eine tragische Geschichte, an der auch wir Wiesbadner Anteil haben. Unterdes tragen wir als Höflinge schwarze Handschuh. — Sie sehen, lieber Freund, mein allerliebstes Geburtstagskind, daß das Reisen nicht für jeden Charakter vorteilhaft ist, es verleitet, von sich selbst zu reden, es macht die Briefe leer und die Schriftzüge unordentlich und, was schlimmer ist, es nimmt an dem glorreichen bevorstehenden Tage die Fähigkeit an Ihrem Tische zu sitzen, Gläser guten Östrichers zu leeren und Ihnen und Ihrem lieben Gemahl zu sagen, daß wir beide mit ganzem Herzen an Ihnen hängen und Sie beide bitten, uns gut zu bleiben.

Ihr getreuer

Freytag.

288.

Baden-Baden, 21. Mai 1891.

Lieber Freund!

Es bekümmert mich schon lange, daß wir von Ihnen und der lieben Freundin keine Nachricht haben. Einigemal erreichten uns Bündel von Briefen, welche aus Wiesb[aden] nachgesandt wurden, aber es war nie eine Kunde von Ihnen dabei. Jetzt würde ich persönlich haben nachforschen

können, wie es bei Ihnen steht, denn seit zehn Tagen sind wir auf der Heimfahrt, und meine Absicht war, zum Pfingstfest in Wiesb[aden] zu sein. Aber die Tüncher sind mit unvermeidlicher Arbeit im Hause vor Pfingst[en] nicht fertig geworden, und wir sind ausgesperrt und harren hier, bis die Arbeit getan ist. Obgleich es uns hier bei Meßmer gut geht und Baden auch bei feuchtem Wetter schön ist, wurde doch die Sehnsucht nach Hause zuletzt übermächtig, und die deutsche Reisemüdigkeit hat sich eingestellt.

Mir, der ich lange Jahre keine größere Reise gemacht habe, war das Wandern von Ort zu Ort und der Aufenthalt in den modernen Gasthöfen wie die Lektüre eines guten Märchenbuches; eine träumerische, behagliche Stimmung hielt an. Die Menschen in der Fremde boten verhältnismäßig wenig, um so völliger wirkte die Natur und die gewandte Gnomenwirtschaft der Herbergen. Es ist schön in der Welt, und das Menschenvolk hat die Natur sich zu jeder Art von Genuß unterworfen. Von Nizza gingen wir über Mailand und Como an die oberital[ienischen] Seen, nur in Locarno machten wir längeren Aufenthalt, dann über den Gotthard zurück nach der Schweiz, Luzern, Rigi. Endlich über Freiburg hierher. Als ich aus der italienischen Landschaft des Tessin aus dem Gebiet der Ölbäume und Reben in das deutsche Tal der Reuß kam und die heimische Vegetation fand, die Matten grün, überall die Kirschbäume im weißen Blütenkleide, dazu die Rinderherden mit dem wohlgestimmten Glockengeläut, unaufhörlich das Rauschen der kleinen Wasserstürze und Bachrinnen, da wurde mir die Seele froh bei der Herrlichkeit der deutschen Natur, und ich darf sagen, von dem vielen Schönen, das wir gesehen, war mir dies das liebste. Als Gast mag man in Italien sich wohlfühlen, aber das Behagen des Wirtes hat man nur auf deutscher Erde. Und das mag wohl einen geheimnisvollen Grund haben. Überall, wo Lorbeer und Orange ihre steifen immergrünen Blätter breiten, sind die deutschen Eroberer zu Romanen geworden, unter dem Laubdach der Linden haben sie die eigene Art bewahrt, durch den zweitausendjährigen Wechsel von Wintern und Sommern, den in dieser Art Italien nicht kennt.

Lustig ist auch der Menschenverkehr. Gleich Vogelschwärmen ziehen sie auf den Bahnlinien dahin, von Hotel zu Hotel, ein internationales Gesindlein, Engländer, welche jetzt nach dem Co[o]kschen Billettsystem billiger reisen als alle anderen, Russen usw., und von allen am zahlreichsten die Deutschen. Wie sehr bei uns der Wohlstand und die Reiselust gewachsen sind, kann man in den Gasthöfen erkennen. Und merkwürdig, es sind nicht vorzugsweise die sog[enannten] Vornehmen, sondern Bürgerliche nach Namen und wohl auch nach Benehmen. So in der Riviera, aber auch in der Schweiz und in Baden. Nur einzeln, selten findet man in den Hotelverzeichnissen und Badeblättern den Namen einer alten Familie. Auch das ist Symptom einer neuen Zeit. Es ist betrübend, wie sehr man auf Reisen in der Politik verbauert. Acht Tage keine deutsche Zeitung gesehen, noch länger keine

gelesen. Wenn man endlich einmal hineinpickt, findet man außer neuen Missetaten und Todesfällen Reichstag und Landtag fast auf dem alten Flecke, den Kaiser Reden haltend, welche mit Vorsicht nachgedruckt und mit Schonung besprochen werden, und Bismarck immer noch als Vulkan mit kleinen Explosionen.

Aber Moltke ist dahin.[424]) Ein ruhmvolles Leben, ein glückliches Ende. Daß er als erster die militärische Rechenkunst geübt, welche mit Millionen rechnet, wird ihm für alle Ewigkeit der Erde den Ruhm eines großen Feldherrn sichern . . .

289.

Wiesbaden, 28. Mai 1891.

Lieber Freund!

Endlich sind wir daheim. Am 25., Abend, kamen wir von Frankfurt an, haben seitdem zwei Tage mit Auspacken u[nd] kleinem Hausgeschäft verbracht und sind jetzt, nachdem wir viel Gutes genossen, froh im ruhigen Besitz unserer kleinen Häuslichkeit . . .

290.

Wiesbaden, 27. Juni 1891.

Lieber Freund!

Stockmar der Vater[235]) hat eine große Sammlung von Briefen, Memoirs u[nd] diskreten Schriftstücken hinterlassen, vielleicht an dreißig und mehr Bände. Erbe wurde sein Sohn Ernst, nach dessen Tode ging die Sammlung in den Besitz des jüngeren Sohnes, Majors a. D. v. Stockmar in Koburg, über. So hat mir letzterer vor zwei Jahren erzählt. Einen anderen Teil des liter[arischen] Nachlasses behielt die Witwe Ernsts, Baronin v. St[ockmar], die mit der Kaiserin Friedrich eng liiert ist. Ich nehme an, daß die Briefe Augustas, welche auch nach dem Tode des Vaters nicht selten an Ernst[425]) gerichtet wurden, ganz oder doch teilweise in der erwähnten Sammlung sind. Die Briefe an Ernst aus den letzten Jahren hat vielleicht die Baronin. Ich denke, Major v. St[ockmar] wäre zunächst anzugehen, er würde artiger Anfrage, zumal wenn sich die badischen Herrschaften für die Mitteilung interessieren sollten, wahrscheinlich geneigt entgegenkommen. Wird es nötig, die Baronin anzugehen, so wäre ratsam, der liebenswerten Frau direkt das Gesuch zu stellen u[nd] die Kaiserin Friedrich aus dem Spiele lassen . . .

291.

Wiesbaden, 11. Juli 1891.

. . . Das M[anuskript][426]) habe ich vor zwei Stunden erhalten, bin bis jetzt durch Besuch verhindert gewesen, mehr als den B[rie]f zu lesen, werde morgen alles besorgen . . .

292.

Wiesbaden, 25. Juli 1891.

... Der Aufsatz[426]) ist abgeschrieben und Richard Fleischer („Deutsche Revue") ist instruiert. Da das laufende Heft bereits gedruckt war, kann der Artikel erst am 20. August ausgegeben werden. Das ist der Übelstand der Monatsblätter. Andererseits ist die Frage jetzt erst in der Presse aufgerührt, und der Artikel dürfte nicht veralten. Außerdem liest jetzt nur eine kleine Menschenzahl. Ich habe deshalb davon abgesehen, Ihrer Arbeit eine andere Stätte zu verschaffen. Fleischern habe ich nach unserer Verabredung gesagt, daß der Aufsatz von Ihnen sei, u[nd] habe ihn in Eid u[nd] Pflicht genommen. Sie können sich nach dieser Seite ganz auf ihn verlassen, er ist Gentleman und Verkehr mit Vorsichtigen gewöhnt. Das Honorar soll er an Sie zahlen, d. h. senden lassen. Ihm liegt offenbar daran, mit Ihnen in briefl[ichen] Verkehr zu kommen. Im Herbst wollen wir ihn einmal in seiner schönen Villa aufsuchen ...

293.

Wiesbaden, 6. August 1891.

... Daß auf Verdy[427]) die Wahl gefallen, ist mir eine Freude; Sie wissen, daß wir Nicht-Berliner nur ins Gewicht fallen, wenn wir mit den Berlinern gehen oder wenn diese uneinig sind. Nicht so gut gelang es mit der Ergänzungswahl an Stelle des Bildhauers Hähnel, mein Kandidat Siemering fiel gegen die Stimmen der Berliner, was ich für ein Unrecht gegen den tüchtigen Mann halte. Die nächste Wahl wird den Nachfolger des Göttingers Weber von den Naturwissenschaften angehen, denn die Klasse ergibt sich großer Sterblichkeit.

H[er]rn Fleischer habe ich Ihre Bekanntschaft für den Herbst in frohe Aussicht gestellt. In dem letzten Heft der „D[eutschen] Revue" waren Roons Briefe wegen der Beschießung von Paris[428]) das Interessante. Damals fühlten die Deutschen daheim dieselbe Ungeduld; die Grenzboten haben, wenn ich mich recht erinnere, auf Grund Ihrer Inspirationen — ohne großen Erfolg — zur Geduld ermahnt; jetzt lesen wir, daß auch Roon ein Mißvergnügter war und die Lamentationen hoher Frauen für den bestimmenden Grund des Zögerns hielt. Das Generalstabswerk hat sich bereits bemüht, das Zögern militärisch zu rechtfertigen. Hatte Roon doch recht, d. h. wäre es möglich gewesen, eine wirksame Beschießung eher in Szene zu setzen? Vielleicht gibt die zu erwartende Darstellung Moltkes auch darauf Antwort.

Mit dem Weltlauf kann der denkende Menschenfreund nicht recht zufrieden sein. Tiefer Frieden! Aber er hat zwanzig Jahre gedauert und ist alt geworden. Und es ist etwas in der Luft, niemand kann sagen, was es ist, die Regierungen haben Schauder vor einem Kriege, dessen erste Wochen so viel Geld u[nd] Kredit verzehren u[nd] so viel Volkskraft unproduktiv

machen würden, daß gar nicht abzusehen ist, wie das Volk selbst ihn aushalten würde; kaum die verrücktesten Franzosen u[nd] Nihilisten wünschen ihn. Aber es kommt ein Mißbehagen in die Seelen. Schlechte Ernte, Rückgang der Industrie, Unruhe in den arbeitenden Klassen, geringeres Vertrauen zu der Umsicht der Regenten. Zuletzt kann eine übermütige Squatterpolitik in den Vereinigten Staaten oder eine Dynamitpatrone in Rußland den Brand entfachen. Dies Bewußtsein der Unsicherheit wird allgemein. Und das ist ein ernster Anfang der Gefahr und, um modern zu reden, ein Nährboden für die Kriegsbazillen.

Vielleicht bin ich so melancholisch, weil ich Kummer um Ihre Weinernte habe. Jedoch die verheißenen Flaschen Ihres edeln Gewächses flehe ich, noch nicht nach Siebleben zu senden. Sie würden dort nicht besser werden, und zuletzt trinke ich sie lieber mit Ihnen als mit meiner Einquartierung.

Also seien Sie von Herzen gegrüßt u[nd] für alle Liebe bedankt. Meine Frau trägt mir warme Empfehlungen u[nd] Grüße für Sie alle auf, ich schließe mich mit begeisterten Huldigungen an als

Ihr getreuer

Freytag.

294.

Blankenberghe, 29. August 1891.

Lieber Freund!

Dank für die Nachrichten Ihres letzten Briefes. Die Beschießungsfrage[428]) ist seitdem ein Steckenpferd der Tagespresse geworden, und auch der eifrige Journalist Bismarck hat sich daran beteiligt. — Seit vierzehn Tagen war ich in Bewegung, zuerst einige Tage in Siebleben mit meiner Frau, welche das Nötige für die Manövereinquartierung zurechtmachte, dann nach Wiesb[aden] zurück, Packerei, Aufbruch der gesamten Kolonie hierher. Hier, Hôtel des familles, lustiges Stilleben in großer Kaserne. Der Salon ist der Strand, die Wohnräume kleine Kojen, Gesellschaft Mittelklasse, sehr viele Mütter und Kinder, alles zwanglos und gutmütig, Essen gut, Preise hmhm! Auch um Ostende sind auf beiden Seiten des Strandes neue Bäder wie Pilze aufgeschossen, sogleich große Wohnräume, elektrische Beleuchtung, auch hier scheint fast das gesamte Publikum dem erwerbenden Mittelstand anzugehören, ein großer Teil Deutsche. Meine Leute tummeln sich lustig im Wasser, ich bin zufrieden mit Seeluft und Wind, welchen das Meer reichlich zuteilt. Am Strand lese ich jetzt Historisches von Anton Springer, dessen hinterlassener Selbstbiographie[429]) ich auf Wunsch der Familie einige Worte vorschreiben soll. Seine geschichtlichen Hauptwerke: Dahlmanns Leben und Neuere Geschichte Östreichs von Joseph bis zur Restauration nach Unterwerfung der Ungarn sind sehr achtungswert, nicht ebenso unterhaltend. Für mich war die Zeit der Revolution von 1848 eine Rekapitulation der

Eindrücke, über die ich selbst vor vierzig Jahren schreiben mußte. Man sieht jetzt mit Behagen auf jene kläglichen Zustände zurück, es ist doch vieles weit besser geworden, und den jungen pessimistischen Östreichern ist die Lektüre dieser verkommenen, versunkenen Zeit eine Arznei. Aber die guten Lehren aus vergangenem Leben findet man nicht, wenn man sie am nötigsten braucht . . .

Daß Bismarck jetzt die „Allg[emeine] Zeitung“ zum Sprachrohr seiner Offenbarungen macht, bezeichnet einen Fortschritt seines Einflusses auf die Presse und war auch eine geschickte Operation; denn der angesehenen Zeitung, die ihren alten Ruf nicht mehr durch genügende Abonnenten schützen konnte, ist seine Mitwirkung Rettung vom allmählichen Untergange, und ich bin überzeugt, daß sie die Hand des Fürsten gern ergriffen, wahrscheinlich gesucht hat. Dem Kaiser aber wird er durch seine Enthüllungen immer furchtbarer. Als Journalist ist er ein Seitenstück zu Gutzkow, es ist auch ihm unleidlich, wenn ein anderer, wie z. B. der kleine Moltke, gerühmt und gefeiert wird, und er betrachtet den Ruhm für Errichtung des Reiches wie einen großen Käse, der ihm allein gehört, wer sich ein Stück abschneidet, ist ein Räuber.

In Ihrem Artikel,[429]) den ich gedruckt noch nicht gelesen, strich ich die Tapferkeit der Polen ungern, aber in Sorge, daß man aus der Fassung des Urteils auf einen Militär schließen und auf Sie raten könnte, da Sie einen Teil der Eindrücke in Berlin gesammelt hatten. Die Sorge war vielleicht übertrieben . . .

295.

Blankenberghe, 21. September 1891.

. . . Uns ist der Aufenthalt sehr gut bekommen, auch mein Katarrh ist gebessert, nur der Arbeit war diese Zeit nicht günstig; das holde Nichtstun nahm den Tag über stark in Anspruch, und das Behagen, über die Wellen zu schauen u[nd] in der ewigen Flut u[nd] Ebbe die Wandlungen des menschlichen Daseins in der Geschichte zu bedenken, war der beste Genuß. — Zuletzt wird man auch den Kräfteaufwand des Meeres in Akkumulatoren leiten, u[nd] was dann aus den Kindern Evas werden wird, vermag keine Phantasie zu sagen. Zuverlässig werden sie aber jederzeit essen u[nd] trinken, einander lieben u[nd] kritisieren, u[nd] so hoffe ich, es wird auch immer Poeten geben und andere, welche die Geduld haben, sie zu lesen. Wir aber, die Vergangenen, werden diesem spätern Geschlecht als idyllische u[nd] harmlose Existenzen erscheinen, von rührender Einfachheit u[nd] Genügsamkeit.

Jedenfalls haben Sie unterdes Moltkes dritten Band[430]) gelesen, der mir noch nicht zugegangen ist; nach dem, was wir über den Inhalt aus den Zeitungen deutlich wurde, scheint er mir das meiste von dem, was man gern von ihm vernehmen würde, verschwiegen zu haben. Neugierig bin ich vornehmlich auf seine Privatbriefe, gar nicht begierig, seine Ansichten über Gott,

Christentum usw. gedruckt zu sehen, die ja auch angekündigt sind. Die beste politische Freude ist ja wohl, daß hohe Tätigkeit in Teerbude sich u[nd] anderen Ruhe vergönnt.

Ich sende diese Zeilen erst heut 27. [September] ab, um zugleich unsere Abreise ankündigen zu dürfen. Wir wollen über Brüssel zurückkehren, wahrscheinlich — dank den Rundreisebilletten — über Wiesbaden gehn, nur für ein bis zwei Tage, dann in Siebleben die Äpfel zählen, und dann zur Winterruhe und, will's Gott, zum guten Wiedersehen mit Ihnen und Ihrem Gemahl.

Meine Frau empfiehlt sich angelegentlich Ihnen beiden, der Gemahlin will sie selbst schreiben. Auch ihr ist der Aufenthalt hier sehr wohl bekommen, und wir dürfen für uns einen guten Winter hoffen.

Bleiben Sie beide uns gut, ich bin immer

Ihr getreuer

Freytag.

296.

Siebleben, 11. November 1891.

... Die Wochen in Siebl[eben] sind im Fluge vergangen, und ich bin dem Geschick dankbar dafür. Es war ein sehr wohltuendes Stilleben, obwohl ich wenig am Schreibtisch saß und für meine Gesundheit wie ein Rentier lebte, den ganzen Tag, wenn es nicht stürmte, im Garten. Bei dem, was ich gelesen, dachte ich oft an Sie. Ich hatte mir den Briefwechsel von Sophie von Hannover mit Elisabeth Charlotte, der Gemahlin des H[erzogs] Philipp] von Orleans, Bruders Ludwigs XIV., kommen lassen.[431]) Die Briefe der letzteren, einer kurpfälzischen Prinzeß, deutsch geschrieben von einer klugen deutschen Frau mit Humor in der Pariser Atmosphäre, sind vielleicht die liebenswürdigste Reliquie der deutschen Briefliteratur vor 200 Jahren. Allerdings ist die Art und Weise, in welcher über sexuelle und andere natürliche Vorfälle gesprochen wird, für uns sehr befremdend. Doch gewinnt man nicht nur die Dame lieb, man erfährt auch von dem damaligen Frankreich und den Hofverhältnissen in Deutschland sehr Interessantes. Die Briefe bringe ich Ihnen mit, Sie sehen vielleicht einmal hinein.

Der Briefwechsel Roons in der „Deutschen Revue" ist endlich zu Ende; ich nehme an, daß Fleischer Ihnen denselben geschickt hat. — Die Briefe Moltkes[432]) kenne ich bisher nur aus den Zeitungen, sie machen nicht sehr neugierig, der große Mann war immer so verzweifelt besonnen und korrekt. Von Zeitungen habe ich mir für dies Quartal auch die „Allgemeine" mit Doves Beilage zugelegt, um Doves Tätigkeit zu beobachten.[366]) Die Zeitung ist sehr anständig, wohl die vornehmste deutsche, aber sie fesselt nicht, und die gelegentlichen Mitteilungen Bismarcks sind zuweilen sehr lehrreich und kompromittierend für andere, aber sie machen ihn selbst auch nicht größer ...

297.

Siebleben, 29. November 1891.

... Ludwig,[290]) der kurz vorher bei der Helmholtz-Feier[433]) gewesen, berichtet über die Stimmungen der Berliner, zumeist freilich der Universität: Schauderhaft pessimistisch und voll von Bitterkeit. Wenn das am grünen Holze ist — doch darüber mündlich ...

298.

Wiesbaden, 22. Dezember 1891.

Lieber Freund!

Herzlichen Dank für Ihren Brief u[nd] Zusendung des Gerlach,[434]) den Sie so bequem für Lektüre in allen Körperlagen eingerichtet haben, daß schon das Äußere zum Lesen verlockt. Ich habe erst wenige Seiten verdauen können, u[nd] bin Ihnen doch bereits dankbar für Ihren vorsichtigen Rat; denn der Autor ist zwar gescheit, aber so verschroben, nicht durch seine Frömmigkeit, sondern durch seine steife u[nd] hochmütige Doktrine, daß er immer in Gefahr ist, die Dinge falsch anzusehen. — Es ist wunderlich, daß dergleichen Gesellen sich so vorzugsweise zu Vertrauten höchster Herren qualifizieren; sie sind gerade da fest, wo die Herren fest sein möchten, u[nd] vor allem sicher ...

299.

Wiesbaden, 31. Dezember 1891.

Lieber Freund!

Alte Freundschaft im neuen Jahr, was wir wünschen, werde wahr. Es ist gut, daß dies verstruwelte Jahr zu Ende geht, das Geschäftliche ließ zu wünschen übrig, auch die rhetorischen Leistungen waren mangelhaft, das Brot ist teuer, die Äpfel waren klein, Wein wenig. Mich hat zum Feste der Racker, dies alte Jahr, noch stark geschüttelt u[nd] ich wurde durch Husten den Meinen, dem Doktor u[nd] mir lästig. Aber die letzten Tage haben dies kräftig gebessert, u[nd] ich erwarte nur einen windlosen Tag, um wieder an die Luft zu gehen. Das Dumme war, daß ich während der Feiertage nicht imstande war, Sie und Ihr liebes Gemahl zu sehen. Jetzt wollen wir mit gutem Mut in die neue Zeit hineinstapfen. Bleiben Sie beide uns gut und frohes Wiedersehen!

Ihr getreuer

Freytag.

300.

Wiesbaden, 24. Januar 1892.

Lieber Freund!

Für den reichen Inhalt Ihres Briefes danke ich Ihnen herzlich. Das Gesamtbild ist noch unerfreulicher, als man sich's hier denken konnte. Die Berliner Stimmung ist so, wie sie den Deutschen immer kommt, wenn sie

nach oben nicht im Grund ihres Herzens vertrauen u[nd] verehren können. Der Unterschied gegen die Zeit vor [18]48 dürfte wohl darin liegen, daß damals keine Ventile für den Ärger existierten, jetzt die Abgeordneten u[nd] Journalisten zahlreiche kleine Ausströmungen des aufgesammelten Dampfes bewirken. Das größte Mißbehagen ist allerdings nicht durch die Regierung allein veranlaßt: die sozialen Verhältnisse, Parlamentsparteien, Journalisten, Privatinteressen haben sämtlich dafür gearbeitet, einen Überfluß an neuen Gesetzen u[nd] organischen Einrichtungen zu schaffen, der fast jedem seine Verhältnisse, Pflichten, Einnahmen und Ausgaben für den Staat steigert u[nd] in der Übergangszeit unsicher macht. Was uns mehr als alles andere nötig wird, ist endlich stop! zu rufen, und das viele Neue sich gestalten u[nd] im Volke einleben zu lassen. Das Einkommensteuergesetz allein, wie wünschenswert auch gerade dies war, regt alle Welt, Unternehmer, Handwerker, vor allem die Landleute tief auf. Die Buchführung, welche Miquel mit Recht verlangt, ist dem Bäcker, dem Fleischer, den meisten Gutsherren, den Bauern etwas Unerhörtes, sie alle haben aus ihrem Geschäft gegessen, getrunken, den eigenen Haushalt bestritten, ohne sich um den dadurch verbrauchten Bruchteil ihres Vermögens zu sorgen. Jetzt sollen dieselben Leute außerdem noch für ihr Geschäft u[nd] ihre Arbeiter u[nd] Dienstleute Pflichten übernehmen u[nd] ungewohnte Ausgaben bestreiten. Jedermann schreit, klagt, wird mißtrauisch, ärgerlich u[nd] malkontent ... Jedoch diesmal werden die Nichtsozialisten keine Revolution machen, weil sie die Sozialisten fürchten, u[nd] die Sozialisten auch nicht, weil sie, d. h. die gegenwärtigen Führer, recht gut wissen, daß sie als Grauler der bürgerlichen Gesellschaft weit besser wirtschaften, als wenn der Polizeistaat ganz zerschlagen würde, der sie selbst vor den Knütteln ihrer Anhänger bewahrt ...

301.

Wiesbaden, 24. Februar 1892.

... Dann alles mündlich. Ich schnaube gegen das Schulgesetz.[440]) O wie töricht! In Treue

Ihr

Freytag.

302.

Wiesbaden, 5. März 1892.

Lieber Freund!

Für Ihren Brief großen Dank. Die gekrönten Worte der „Frankf[urter] Z[eitung]" habe ich nur im Auszuge gelesen; haben Sie die Güte, die N[ummer] für mich bis zur Begegnung aufzubewahren, ich vermag sie vielleicht hier durch die Bekannten zu erhalten. Dagegen ist mir die „Kölnische [Zeitung]" in einigen Oppositionsartikeln zugegangen. Da Hinzpeter[379]) jetzt als inspirierender Jesuit betrachtet und ungünstig besprochen wird, habe ich einige

Notizen über ihn aufgenommen, auch seinen kleinen Aufsatz zur fünfundzwanzigjährigen Vermählung des kronprinzl[ichen] Paares geliehen erhalten. Ich muß sagen, daß wenigstens dieser mir so freimütig geschrieben erscheint, als unter den gegebenen Verhältnissen möglich war; diese ollen Kamellen sind Ihnen wohl von Berlin bekannt. Rößlers[435]) Übertritt zu Caprivi ist wahrscheinlich durch die Ihnen bekannte Flugschrift veranlaßt, falls nicht kaiserl[iche] Unzufriedenheit mit der Zusammenstellung der Zeitungsartikel für höchste Tageslektüre Anteil hat. Von Rößler selbst habe ich noch keine Nachricht. Noch will ich mitteilen, daß unter den müßigen Briefpolitikern die Neuigkeit kolportiert wird, Caprivi habe die Aussicht abzugehen, und Wittich (!)[436]) solle sein Nachfolger werden.

Das Buch von Ratzel,[437]) welches sich durch seinen aufgelösten Zustand sehr für faule Stunden empfiehlt, ist insofern ein ganz verzweifeltes Buch, als es mit geschwollenem Ernst langstielig vieles vorträgt, was sich von selbst versteht. Dazwischen sind eine Anzahl Notizen, welche sehr interessieren. Es scheint ein zurechtgemachtes Kollegienheft zu sein. Aber ich glaube nicht, daß die Studenten das Zuhören aushalten ...

303.

Wiesbaden, 7. März 1892.

Lieber Freund!

Schleunig sende ich mit vielem Dank die „gekrönten [Worte"][438]) zurück. Sehr geschickt gemacht, der Verf[asser][439]) ist ein feiner Knabe, aber von unergründlicher Bosheit in seinem Stilus, vertrauen möchte ich ihm nicht. Er ist 31 Jahre alt, hat seither journalistisch wohl zumeist über Theater geschrieben, natürlich Berliner, auch von Geburt. Es wird interessant sein, zu lesen, wie der Staatsanwalt seine Anklage begründen, der Gerichtshof entscheiden wird, ich glaube an Freisprechung.

Daß Hinzpeter[379]) keinen Einfluß hat, glaube ich gern. Der Kaiser hat ihn dadurch geehrt, daß er ihm eine eigene Uniform dekretiert hat, Zutaten zu dem Schmuck eines Rates II. Kl[asse] ...

304.

Wiesbaden, 20. März 1892, früh.

Lieber Freund!

„Nichts Gewisses weiß man nicht," diese alte Weisheitsregel gilt für uns ungeduldige Zeitungsleser auch heut noch. Doch merke ich, daß die berichteten Tatsachen Ihren Prophezeiungen recht geben wollen. G[ra]f Zedlitz[440]) geht, Caprivi bleibt. — Der letzte Grund der Krisis scheint mir, daß an höchster Stelle eine Beklemmung eingetreten ist, u[nd] die Empfindung, daß in diesem Fall der Spaß des Regierens aufhört ... Wir aber wollen noch keineswegs Siegesrufe erheben; ich glaube, daß weniger die parlamen-

tarische Opposition als Privateinflüsse befreundeter Fürstlichkeiten den Kaiser besorgt gemacht haben ...

Jetzt erwartet man die neuen Zeitungen mit Ungeduld, und insofern ist die Zeit nicht schlecht, sie stärkt den Patriotismus; auch wer räsoniert, kümmert sich doch um Höheres als seine Wirtschaft ...

305.

Wiesbaden, 28. März 1892.

... Für Sie selbst ist das Treiben in Berlin vielleicht gerade jetzt eine Ablenkung, die Ihnen heilsam ist. Denn es sieht dort aus wie in der Dorfflur nach einem Platzregen, der auf lange Dürre einfiel. Ich denke, jedermann empfindet, daß diese Lösung die möglichst beste war, wenn auch lange noch keine gute. G[ra]f Eulenburg[441]) hinterläßt hier gutes Lob, das war bei Zedlitz[440]) in Posen auch der Fall. Doch meine ich, daß das Zischen der getäuschten Majorität bei seinem ersten Debüt seinen konservativen Neigungen einen zweckmäßigen Hemmschuh abgeben wird.

Wäre Ihnen möglich, mit Ihren Ansichten u[nd] mit Ihrer Kenntnis der hiesigen Verhältnisse eine Einwirkung auf unsere Politiker auszuüben, so würde der Verkehr mit diesen, wenn er Ihnen auch gerade jetzt ein Opfer sein sollte, doch von Nutzen sein. Unter allem, was Sie den Herren sagen können, schlägt am meisten durch: der Schulmeister im Gegensatz zum Pfarrer. Will die Regierung mit Erfolg das Zentrum bekämpfen, so kann sie das nur dadurch tun, daß sie die die Lehrer hebt, alles irgend mögliche tut, sie zu heben, durch bessere Stellung, die auch besseres Material schafft, und durch gute Behandlung, die nur zu sehr gefehlt hat. Es sind diese auf Bildung notdürftig Gedrillten keine bequeme Gesellschaft; aber sie sind sehr wohl zu gewinnen u[nd] in der Hand zu behalten.

Hier ist jetzt die Freude über den Fall des Schulgesetzes[440]) obenauf, und die Leute räsonnieren, wie mir scheint, in den Mittelklassen weniger. Ein guter Regierungspräsident wäre aber nötig. Wir waren schon so weit, daß ruhige Leute von der „guten alten Zeit Herzog Adolfs" handelten. Hat das auch nicht viel zu sagen, es ist doch eine Anzeige, wie tief die patriotische Wärme gesunken ist ...

306.

Wiesbaden, 29. April 1892.

... Der Artikel in der „Contemporary Review" über den Kaiser soll an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig lassen. Möchte wissen, ob ihm auch dergleichen zu Gesicht kommt. In diesem Fall ist es nicht unnütz, daß der Art[ikel] in einem englischen Blatt erschienen ist, die Neigung zu englischem Wesen würde dadurch nicht gefördert werden. Wir aber dürfen den Engländern sagen, daß der unsere immer noch viel hoffnungsvoller ist, als was sie zu erwarten haben ...

307.

Wiesbaden, 4. Mai 1892.

... Daß ich dieses Frühjahr die Rosen von Nizza nicht sehen werde, ertrage ich als Philosoph, zumal ich sehe, daß es dort im Süden auch Kälte u[nd] Regenwetter gibt. Ich hoffe, daß der Herzog[442]) an den Bildern und Leitartikeln, welche ihm in den Zeitschriften zugeteilt werden, eine Hochzeitsfreude finden wird. Über ein kleines[443]) macht uns Weimar auch dieses Fest nach.

Mit dem Frühling beginnen auch die Ausstellungen u[nd] Kongresse, wobei die Fach- u[nd] Parteigenossen zusammenlaufen. Für den 6. Mai großes Bankett in Wien — internationaler Musik u[nd] Theaterwesens Ausstellung —, eine ganz lächerliche Ausstellung: Geigen und Ziehorgeln, Schminktöpfe u[nd] unverbrennliche Ballettkostüme, Wolkenwagen, Autographe großer Musiker, Perücken und Theatergesetze, kurz alles mögliche, was der Kunst als Instrument oder Krücke dient; ein Prinz präsidiert, viele Große und Kleine von der Kunst strömen zusammen, essen u[nd] trinken u[nd] empfehlen sich, nachdem sie den Wienerinnen ihre Autographie zurückgelassen ...

308.

Siebleben, 9. Juni 1892.

Lieber Freund!

Den reichen Inhalt Ihres Briefes habe ich mit höchstem Interesse gelesen u[nd] mich oft Ihres Urteils gefreut. Es ist gar hübsch, in ländlicher Einsamkeit aufzunehmen, was ein Mann, wie Sie, aus der politischen Welt mitteilt. Zu dem Artikel aus der „C[ontemporary] R[eview]"[444]) möchte ich noch eine patriotische Randglosse machen. Der Artikel ist in seinen Einzelheiten merkwürdig wahr, und das Urteil über den Geschilderten ist die Auffassung eines sehr scharfblickenden u[nd] weltklugen Mannes. Dennoch enthält dasselbe nicht die volle Wahrheit. Der Verfasser hat die Tendenz zu verurteilen, u[nd] das mag vielleicht sehr nützlich sein. Aber wer aus einer herausgegriffenen, wenn auch reichlichen Anzahl von Lebensäußerungen das ganze Wesen eines Lebenden beurteilt u[nd] verurteilt, der mag sich auch wahren, daß er nicht durch die Folgezeit widerlegt wird ...

Es ist leicht, menschenfreundlich gegen Fürsten zu sein, wenn diese unsereinen in Ruh lassen, während die Akazien blühen u[nd] die Finken u[nd] Meisen singen, wozu der Laubfrosch das Fagott quakt. Meine hiesigen Nachbarn sind mit dem Regen sehr zufrieden; die Frage bleibt aber, ob er der Rebenblüte geschadet hat ...

Es war lange mein Wunsch, in dem vertrauten Siebl[eben] wieder einmal das erste Blühen des Frühlings mitzuleben, und ich habe ihn mit Behagen genossen. Als wir ankamen, waren die Bäume noch wenig belaubt — jetzt sind wir mitten in der Pracht u[nd] dem Duft der blühenden Sträucher,

die Maikäfer hat die große Wärme getötet u[nd] ich trage ihnen nicht nach, daß sie Ahorn und Eichen abgefressen haben.

Erfahre ich durch zuverlässigen Bericht, was Sie aus dem Weltgetümmel interessieren kann, so teile ich's Ihnen noch von hier aus mit. Es scheint, daß das Friedensbedürfnis der Welt immer größer wird; man zieht vor, die Gegner zu umarmen — jetzt geschieht das schon dreimal — statt sie zu klopfen. Und das ist uns recht . . .

309.

Siebleben, 28. Juni 1892.

. . . Der Gast, den ich hatte,[445]) wußte nicht viel aus Berlin, beurteilte aber die Stellung des Großneffen ungefähr wie wir auch. Alles andere, was die Zeitungen in dieser stillen Zeit aufzukochen vermögen, wird übersehen wegen Bismarcks Triumphzug. Man sage noch, daß die Deutschen undankbar seien! Und die Freude über diesen improvisierten Akt nationaler Dankbarkeit wäre ganz ungetrübt, wenn nicht Bismarck seiner Katernatur zuletzt allzusehr nachgegeben hätte. Als ihm Behagen u[nd] Selbstgefühl geschwollen waren, vergaß er die Würde u[nd] die Pflichten seiner Stellung. Schade, er selbst hat den begeisterten Deutschen gegenüber die Frage angeregt, ob seine Entfernung vom Amte, wie ungeschickt sie auch war, nicht doch guten Grund hatte. Wir aber, die den Stil der deutschen Reden begutachten, hatten reichlich Gelegenheit, die sprachlichen Ergüsse des Alten und des Jungen miteinander zu vergleichen. Es scheint, daß seit dem Artikel der „Cont[emporary] Rev[iew]“[444]) die Reden aus höchstem Munde sorgfältiger überlegt sind . . .

Hier ist der Sommer hoffnungsvoll u[nd] die Landleute sind vergnügt. Wunderschönes Wetter, reine Luft, die Wärme immer noch leidlich. Da auch die vorjährige Ernte bei uns eine recht gute u[nd] reichliche war, fühlt der Landwirt das Gedeihen, u[nd] die Klagen über den Handelsvertrag mit Östreich erscheinen ungerecht. Aber mit der Hoffnung auf Apfelwein ist's auch bei uns vorbei, u[nd] mir wird nur der schöne Traum u[nd] Ihre Freundlichkeit im Gedächtnis bleiben. — Im übrigen leben wir still u[nd] vergnügt wie die Heimchen, die Hausfrau hat ihre Erntehoffnungen auf das Einsammeln von Beerenobst herabgestimmt, sie ist auch darüber glücklich und betrachtet die Sträucher erwartungsvoll mit Einkochprojekten. In voriger Woche mußten wir schnell einmal nach Leipzig, wo ich mit Ludwig[290]) und dem jungvermählten Hirzel zusammen war u[nd] meinen früheren Arzt Bahrdt konsultierte. Den Herzog fand ich aber gealtert . . .

310.

Siebleben, 15. Juli 1892.

Lieber Freund!

Von Herzen Dank für Ihre und Ihres lieben Gemahls treue Wünsche. Den erwähnten Tag, der ja wohl in meinen Jahren ernst genommen werden könnte, habe ich in behaglicher Stille heiter an der Seite einer guten Frau

verbracht und mich über die Grüße, welche das alte Kirchdorf vortrug, als guter Nachbar gefreut. Es war in diesen Wochen sehr hübsch hier, und ich genoß wieder einmal die Blüten des Gartens vom Flieder an, der den Reigen eröffnete, bis zu der Linde, welche gerade jetzt ihren Wohlgeruch in unsere Stuben sendet. Dazu prächtiges Wetter, nicht heiß, jeden Tag Sonnenlicht und dazwischen leichten Tropfenfall. Doch geht die schöne faule Zeit jetzt zu Ende, in der nächsten Woche müssen wir nach Wiesbaden zurück. Von dort melde ich mich sogleich.

Was Sie über Bismarck und Caprivi schreiben, ist in wenig Worten das Beste, was sich über sie sagen läßt. Die warmherzigen Süddeutschen, welche ihren Drang zu lieben u[nd] zu verehren, an dem Walfische verfolgenden Kaiser nicht befriedigen können, wenden ihre ganze Begeisterung dem Kanzler zu. Auch mein guter Dove[366]) ist mit seiner Zeitung viel zu sehr in Bism[arcks] Fahrwasser gekommen. Dafür ist ein anderer Grenzbote aus der guten Zeit, Rößler,[446]) jetzt als Wirklicher Legationsrat in das Auswärtige Amt getreten und Partisan Caprivis geworden. Nach seiner Flugschrift und deren Folgen war so etwas zu erwarten. Er ist gutes Muts wie immer, vermeidet aber zu schreiben, was man am liebsten gewußt hätte, wie er sich nämlich mit Bism[arck] auseinandergesetzt hat. Auch Eckardt[447]) ist in diesem Lager beschäftigt und wieder als Journalist. Gegenwärtig ist der Federngeneralstab des alten Kanzlers bei weitem der tätigere, allerdings weil der Kommandierende selbst ein ausgezeichneter Journalist ist. Dem nur eines fehlt, um der größte von allen zu sein, die Ehrlichkeit und zuweilen auch das Gedächtnis. Alle Indiskretionen des verfolgten Geffcken sind nichts gegen die seinen, welche so ungeheuer sind, daß man sie trotz allem Widerwillen gegen den ganzen Zeitungskrieg doch immer wieder liest, so oft eine neue Zeitungsnummer kommt ...

311.

Wiesbaden, 10. August 1892.

... In Marinesachen hat man nicht nur Ärger, auch Freude, wenigstens als Altertümler darin, daß jetzt auch die Namen deutscher Sagenhelden bei der Schifftaufe zu Ehren kommen. So hätten wir jetzt den alten „Hildebrand“ als Schlachtenbummler. Er ist in der späteren Sage ein wenig komische Figur, und unsere Studenten singen: Hildebrand und sein Sohn Hadubrand tranken sich einen großen Brand usw.; hoffen wir, daß er sich trotz aller teutonischen Gemütlichkeit allen Feinden als mörderisch erweisen wird.

Vieles ärgert die Deutschen, aber nichts so sehr als die neue Sonntagfeier, sie macht die Hausfrauen wegen des kalten Aufschnitts und die Mütter wegen der Kindermilch rebellisch. Und Miquels Projekte werden schlechte Aufnahme finden ...

312.

Blankenberghe, 13. September 1892.

Lieber Freund!

Diesmal haben unsere Briefe sich nicht gekreuzt, denn ich war durch einige Zeit von dem plötzlichen Umschlag der Witterung getroffen worden und machte der lieben Hausfrau wieder einmal Sorge. Jetzt ist's, wie ich hoffe, überwunden, u[nd] die Schreiberei erhält wieder ihre alte Macht. Für die Mitteilungen Ihres lieben Briefes großen Dank. Gern hätte ich Gerhardt[324]) u[nd] Crowe[1]) gesehen, gern auch wäre ich wieder einmal mit Bennigsen zusammengetroffen, ich habe in solchem Zusammentreffen kein Glück gehabt, solange ich denken kann. Vielleicht hilft der Winter in irgendeiner Weise dazu. Blankenberghe hat sein altes freundliches Gesicht auch bei schlechtem Wetter bewahrt, Meer u[nd] Himmel sind immer bereit, des Menschen Stimmungen zu reflektieren; aber sie hatten in diesem Jahr keine leichtherzigen Gäste zu unterhalten, die Kinder ausgenommen, welche unermüdlich ihre Ringburgen aus Sand gegen die andringende Flut aufführen, Fahnen aufstecken und sich in dem Wall triumphierend zusammendrängen, während dieser vom Wasser zerbröckelt wird. Ganz wie Kaiser und andere hohe Patienten.

Als Gothaer habe ich jetzt meine kleine Freude an der Konkurrenzfeier des fünfzigjährigen Beharrens, welche zu Weimar vorbereitet wird.[443]) Dort arbeitet man emsig, alles daraus zu machen, was sich irgend machen läßt, von fürstlichen Besuchen bis zu den Deputationen gelehrter Vereine, u[nd] vor allem muß Gotha vorhalten. Doch das ist harmlose Spielerei. Wenn aber Wilhelm, der doch nicht sieben Söhne durchgesetzt hat,[448]) den fröhlichen Wunsch ausdrückt, nach Chicago zu gehen, so wird es Aufgabe des „Kladderadatsch" sein, ihn zurückzuhalten, u[nd] ich glaube auch nicht, daß der Herr ernsthaft den Gedanken hegt. Jedenfalls wird ihm die Sache verleidet, wenn er erwägt, welchen Insulten er schutzlos ausgesetzt wäre, vom Dynamit gar nicht zu reden.

Die Cholera macht hier die Leute ernsthafter, viele sind nach Hause gereist. Das Wasser kommt in das schlechteste Renommee, und der Rheinwein triumphiert. Die armen Hamburger sind zuerst hereingefallen, und von allen Bäumen schreien die Vögel gegen sie, es ist nur noch ein Glück, daß Berlin nicht als erste von der Not befallen wurde, dann erst wäre ein Geschrei zu den Wolken gestiegen, das wir lange nicht verwunden hätten. —

Was Sie über die Regierungskunst hoher Bekannten schreiben, sind goldene Worte. Aber Caprivi ist ein größerer Schlaukopf, als Sie ihm zutrauen. Er weiß den Kaiser zu behandeln — er gibt ihm nach, und das ist an sich keine Kunst; aber er versteht doch allmählich, ihn an der Leine zu behalten, u[nd] wenn nicht etwas Unberechenbares eintritt, so setzt er sich als unentbehrlich durch . . .

313.

Blankenberghe, 25. September 1892.

Lieber Freund!

Wieder herzlichen Dank für Ihren treuen Gruß! Er traf mich als Genesenden. Ich war hierhergegangen, um eine bedenkliche Vorliebe für Bronchialkatarrhe loszuwerden, aber der Racker hatte mich hier noch erwischt. Die gute Pflege half. Zuletzt muß meine liebe Hausfrau die Zeche bezahlen, durch Ängsten und Störungen ihrer Ruhe u[nd] Gesundheit. Jetzt kehren wir in einigen Tagen — 30. — nach Wiesbaden zurück, u[nd] ich freue mich bereits auf das Wiedersehen mit Ihnen u[nd] Ihrem lieben Gemahl.

Hier ist's still geworden, die Hotels bereiten sich zu schließen. Himmel u[nd] Meer aber sind schön geblieben u[nd] die Herbstluft ist frisch, aber wohltuend. Der Schatten, welchen die Krankheit[449]) über Deutschland geworfen hat, zeigt sich auch in einer ernsthafteren Betrachtung der Dinge; sogar hier hat man den Mut gewonnen, die geheime Spielbank aufzuheben, man desinfiziert reichlich u[nd] trinkt Rotwein, berühmt sich auch des guten Gesundheitsstandes.

Die Arbeit des Gehirns aber gedeiht hier nicht, ich wenigstens habe nicht viel gelesen u[nd] nur wenige Seiten für einen Bekannten geschrieben. Es mag wohl sein, daß in höheren Jahren der Verbrennungsprozeß in der Schädelkappe langsamer ist. Was aber ebensosehr die Wärme mindert, welche für ein frisches Schaffen nötig ist, das wird gerade die Masse dessen sein, was man erlebt, geschrieben und getan hat; denn dies Abgetane mindert den Reiz u[nd] die Frische für Neues u[nd] befördert die Philosophie Ben Akibas: Alles schon dagewesen. Das Vertrauen wird geringer: zu bilden u[nd] lehren, die Menschen zu bessern und zu bekehren. Jedes junge Geschlecht ist in seine Dummheiten verliebt und lehnt sich gegen eine schulmeisterliche Klugheit auf, nicht ohne Grund; denn es folgt einem Drange, der zuletzt unwiderstehlich ist u[nd] nicht wegkorrigiert werden kann.

Mit vielem, was unter den Deutschen Bewegung schafft, kann man im Grunde sich, als mit einem notwendigen Prozeß, auch gegenüber Lästigem und Unerfreulichem, wohl abfinden: Sozialdemokratie, Zentrum, Kriegsbudget werden uns nicht umbringen, im Gegenteil. Aber an einer Stelle haftet immer sorgenvoll der Blick... Wie kann da gebessert werden? Mit dem Gedanken trage ich mich immerfort herum, man möchte hier einsetzen, um zu helfen. Aber wie? — Für uns ist jetzt König Albert wertvoll, er wenigstens ist durch seine Erfolge gut reichstreu geworden, u[nd] er hat ja jetzt nicht mehr nötig, für seine Eisenbahnen[450]) zu fürchten wie damals, wo er bei dem preuß[ischen] Anlauf dagegen zu Wachsmuth sagte: „Dann können Sie den übrigen Krempel auch mitnehmen." Für uns Preußen aber ist es neu, daß die Bayern sich als Großmacht mit Selbstgefühl regen...

314.

Wiesbaden, 6. Oktober 1892.

... Wenn man so einen Monat u[nd] länger in der Fremde war, u[nd] nur einen Teil der leichten Fäden, welche [einen] mit Menschen u[nd] der Gegenwart verbinden, in die Hände bekommen hat, so merkt man, wieviel Unwichtiges, das man wohl entbehren kann, sich an das Leben anspinnt, ohne daß man durch sein zeitweiliges Fernbleiben verliert. — Von neuen Büchern hat nur ein kleines zum Lesen gelockt: „Karl Stauffer-Bern“ von Otto Brahm.[451]) Sie werden von seinem traurigen Ende vielleicht gelesen haben; da er mein Galeriebild im J[ahre] [18]86 gemalt hatte,[300]) wurde ich von Brahm als Zeuge in sein Buch geladen und habe so auch ein persönliches Interesse. Wenn Sie das Buch ansehen wollen, so wird es bereit sein, aufzuwarten. Von demselben Brahm ist auch ein zweites Buch neu herausgegeben, sein „Heinrich von Kleist“, die beste Biographie des Dichters von „Käthchen von Heilbronn“ u[nd] „Prinz von Homburg“, gerade jetzt fesselnd, weil es in manchem eine Parallele zu dem „Karl Stauffer“ ist. Besser darüber mündlich zu verhandeln.

Heut also seien Sie u[nd] Ihr liebes Gemahl innig von uns beiden gegrüßt. In Liebe u[nd] Treue

Ihr

Freytag.

315.

Wiesbaden, 26. Oktober 1892.

... Über Ihre Arbeit hoffe ich Ihnen recht bald mündlich Rede zu stehen. Was Sie uns darin gönnen, ist, wie ich erwartete: immer große Gesichtspunkte und Marsch auf der rechten Straße. Freilich, dem Titel entspricht der Inhalt nicht ganz, denn Sie handeln in der Hauptsache nur über Zentrum und Sozialisten und behalten vieles andere für sich. In dem aber, was Sie geben, habe ich wieder manche Belehrung gefunden und Freude an den Ideen gehabt, welche Sie zur Besserung des Ungenügenden darbieten. Für den Druck wäre der gegenwärtige Stand der Arbeit noch nicht umfangreich genug. Vielleicht gewinnen Sie bei nächster äußerer Veranlassung wieder Freude an Fortsetzung des Werkes ...

Die neue Militärvorlage[452]) fällt in die ungünstigste Zeit, die zu denken war. Es ist keinem zu verdenken, wenn er zweifelt, ob das Reich eine Mehrbelastung von nominell 60 Millionen, wie sich aber sehr bald als Konsequenz herausstellen wird: von 100 Millionen jährlich, ertragen kann, in einer Zeit, in welcher die Alters- und Invalidenversorgung und andere soziale Belastungen mit ihren ungeheuren Fragezeichen einengen, und die Erwerbenden und Besitzenden durch neue Forderungen von allerlei Art sich gerupft fühlen. Dazu Caprivi als sensibler Gentleman. Das wird ein streitbarer Winter werden ...

316.

Wiesbaden, 15. November 1892.

Lieber Freund!

Unser Zusammenstoß mit dem Kometen, der heut nacht stattgefunden haben soll, war so schwächlich, daß ich hoffe, man hat auch in Östrich nichts davon gemerkt, u[nd] wir werden Sie u[nd] Ihr liebes Gemahl wohlbehalten morgen Mittwoch hier begrüßen. Wir haben die ganze Zeit aus Respekt vor der Lese uns ruhig resigniert u[nd] mit guten Wünschen für Wetter u[nd] Reichlichkeit begnügt ...

317.

Wiesbaden, 21. November 1892.

Lieber Freund!

Während ich im Lesen Ihres Memoires[453]) vertieft war, kam Ihr lieber zweiter Brief. Die Mitteilungen sind in Wahrheit alarmierend. Sie selbst antworten auf die nächstliegende Frage, was geschehen soll, d. h. was der einzelne zu tun vermag. Geht der Handel Zug um Zug, so stürzt C[aprivi] ruhmlos mit der abgeworfenen Militärvorlage,[452]) selbst wenn er die Absicht hätte, zuletzt große Konzessionen darin zu machen; bleibt es bei Versprechungen gegen das Zentrum, welchen spätere Erfüllung verheißen wird, so fällt er doch über dem Versuch, sein Wort einzulösen. Obwohl ich mit Ausnahme Miquels keinen der Minister persönlich kenne, so bin ich doch sehr zweifelhaft, ob einer von ihnen so töricht sein wird, in der Jesuitenfrage mitzugehen, selbst wenn man vorsichtig den Jesuiten nur eine kleine Seitentür öffnen wollte ...

... Die große nationale Menge wird diesen Winter einen Ruf nach Bismarck erheben, dem der Kaiser nicht zu widerstehen vermag; der wird ohnedies durch Äußerungen der Abneigung kleinmütig werden. Die Frage ist, will Bis[marck] wieder regieren oder treibt er nur Rachesport? Will er noch einmal in den Stuhl, so werden ihn Millionen Fäuste hineinheben.

Er wird nicht lange darin sein. Entweder ruft ihn der alte Germanengott Wuotan hinauf in seinen Heldensaal oder er fällt, durch seine eigene Größe zerbrochen. Wahrscheinlich wird er den Gedanken, noch einmal auf das Seil zu gehen, mit Verachtung zurückweisen; dann, wenn die Forderung heftig wird, nimmt er trotz allem an, damit auch sein Schicksal sich vollende. Denn er gehört zu denen, welchen nicht beschieden ist, ruhig sich auszuleben ...

318.

Wiesbaden, 4. Dezember 1892.

... Die treue Anhänglichkeit Rickerts[454]) an Sie hat mir Freude gemacht, und der Hieb wird da sitzen, wohin er gerichtet war. Für Sie ist das kein Nachteil, denn einer Natur, wie unser Weidmann sie hat, dient man

besser durch Imponieren als durch Gefallen. Im ganzen verläuft das Vorspiel des großen Kampfes um die Militärvorlage[452]) ohne große Momente, alle Redner waren schwach, und das ist die schlechteste Signatur der Zeit. Es ist gewiß richtig, daß man die Popularität der zweijährigen Dienstzeit nicht richtig ausgenützt hat, auch die Opposition bisher nicht für ihre Stellung, u[nd] es wäre sicher gut, wenn Sie dies in einem Briefe an Bennigsen hervorheben wollten. Die Regierung hat sich durch die Reservation in betreff der Untüchtigen ganz töricht das einzig Populäre in ihrer Forderung verdorben. Doch der Hauptgrund des Widerstandes ist nicht wegzubringen, die allgemeine Unzufriedenheit und der Mangel an Respekt vor der höchsten Instanz. Dies wird täglich schlimmer. Und wenn Caprivi heute beseitigt wird, so arbeitet sein Nachfolger morgen in ähnlichem Kampfe; denn sein Widerstand gegen den Kaiser würde ihm vorläufig noch keine lange Amtsführung sichern, und es muß die allgemeine Unzufriedenheit sich noch viel stärker kundgeben, bevor sie den Kaiser erschreckt. Solche Zeit müssen wir durchmachen mit allen Gefahren, die sie bereitet ...

Von Werner Siemens[455]) ist ein biographisches Werk erschienen. Ich habe es mir verschrieben und, falls Sie es nicht selbst kaufen wollen, werde ich es senden.

Sobald der Katarrh weicht, versuchen wir Sie bittend zu uns zu beschwören; bis dahin mit warmen Empfehlungen der Hausfrau Ihnen beiden treue Liebe

Ihres

Freytag.

319.

Wiesbaden, 8. Dezember 1892.

... Der Ahlwardtsche Prozeß[456]) gehört auch zu den aufsteigenden Blasen, welche die Erregung des Volkes offenbaren. Das wird auf verschiedenen Gebieten bald hier, bald anderswo so fortgehen; jede kleine dumme Geschichte kann zu einem beunruhigenden Ausbruch führen, vielleicht an einer Stelle, an die niemand gedacht hat.

Daß Sie an Bennigsen geschrieben, war eine gute Arbeit u[nd] Sie sollen dafür bedankt sein. Ihr vortreffliches Memoire über die zweijährige Dienstzeit sende ich dankbar für die Belehrung zurück.

Auf dem Weihnachtsmarkt merkt man nicht, daß die Zeit schlecht ist, es werden viele Pakete getragen, und die Verkäufer haben im ganzen frohen Mut.

Der Tod von Werner Siemens[455]) ist doch ein großer Verlust, namentlich für die Berliner. Die Wahlen für die Friedensklasse[427]) hören nicht auf, es sind wieder drei Vakanzen.

Meine Frau grüßt herzlich u[nd] freut sich darauf, wieder einmal mit Ihrem lieben Gemahl zusammen zu sein; ich bin für Sie beide in Liebe und Treue

getreulich

Freytag.

320.

Wiesbaden, 1. Januar 1893.

Lieber Freund!

Gutes Glück zum neuen Jahr, was wir wünschen, werde wahr. Wir senden unsere herzlichen Wünsche in kalten Winter hinein, auch in den Stuben brennt das Ofenfeuer die größere Hälfte des Tages. Für die guten Stunden unseres letzten Beisammenseins sagen wir noch nachträglich Dank. Man fühlt den Wert guter Freundschaft in unseren gesetzten Jahren still, aber innig. Das neue Jahr haben wir diesmal wachend begonnen, u[nd] sind heute infolge solcher Ausschweifung pensiv ...

Die Miserabilität des vergangenen Jahres war so groß, daß sie auch dem neuen eine Menge trübseliger Dinge hinterläßt ...

321.

Wiesbaden, 22. Januar 1893.

... Für das übersandte Buch von Hönig schulde ich noch meinen Dank. Das zweite: Gravelotte[457]) usw. bringen Sie mir nicht, ich habe es durch Hirzel erhalten. Beide sogleich gelesen. Dieser Herr hat das Wesen eines kleinen Generalstäblers; er kann auch nicht gut erzählen und streicht Lob und Tadel mit dicker Farbe auf. Unsereiner erfährt immer noch allerlei; für einen, der selbst kommandiert hat, mag die Lektüre beschwerlich sein.

„Friedrich III.“ von Martin Philippson ist soeben erschienen, „im Auftrage des Komitees zur Errichtung der Oberlausitzer Ruhmeshalle in Görlitz“. Es ist von der lobsingenden Art, aber nicht schlecht geschrieben, wie mir scheint, unter Einwirkung Viktorias, der Witwe. Da ich übernommen habe, dem „Liter[arischen] Centralblatt“ einige Zeilen darüber zurechtzumachen, so steht das Exemplar zu Befehl, wenn Sie es einsehen wollen ...

322.

Wiesbaden, 20. Februar 1893.

Lieber Freund!

Dieser Zustand des Wetters zwischen Nebel, Regen u[nd] Sonnenschein gleicht so ziemlich dem Aussehen der Militärvorlage, noch ist die winterliche Ungunst obenauf; aber die Aussicht bleibt, daß im Laufe der Wochen eine angenehmere Frühlingsstimmung den Sieg behalten wird. Es geht hier, wie überall in Deutschl[and,] wo unerwartete Zumutungen an den ruheliebenden Bürger herantreten, zuerst Mißvergnügen und Opposition, allmählich Eindringen der vernünftigen Gründe, zuletzt vielleicht Beifall. Für jetzt ist wohl nur die Frage, wie die einzelnen Fraktionen mit ihren Erklärungen, die im ersten Zorn gegeben wurden, sich abfinden werden. Denn es ist klar, daß der Überzeugung nach schon jetzt die Mehrzahl des Reichstags für die Bennigsensche Vermittlung stimmen würde. Und deshalb ist, wenn nicht der Teufel etwas neues

Gehässiges dazwischenschiebt, die langsame Bewegung vorteilhaft und ein allmähliches Hinüberlenken in die Bewilligung. So pflegt es ja oft bei uns zu gehen. Sehr merkwürdig ist die Beflissenheit, welche fast alle Parteien haben, Caprivi in seinem Amte zu erhalten. Er ist gerade gescheit genug für den Reichstag, u[nd] daß er immer als ein redlicher Gentleman erscheint, das ist, was ihm im letzten Grunde das Vertrauen u[nd] die Zuneigung auch der Gegner sichert, im Gegensatz zu seinem großen, aber unberechenbaren Vorgänger. Den dreitägigen Redekampf gegen die Sozialisten werden Sie auch mit Befriedigung verfolgt haben. Er wird den Sozialisten gegenüber ihren Anhängern nicht schaden; aber er hat den Gegnern Mut und Selbstgefühl sehr gesteigert, wie ein erster Sieg beim Beginn des Feldzugs dem Heere. Es ist zu wünschen, daß Bebel, Liebknecht, auch v. Vollmar uns lange erhalten bleiben; denn im Grunde sind diese sämtlich durch die verhaßte Bourgeoisie verseucht, u[nd] ihre Initiative wird nur durch die Furcht, ihre Parteistellung zu verlieren, veranlaßt. Die Erziehung durch den Parlamentarismus hat doch viel Gutes; sie ist vielleicht unser größter Fortschritt. Ist es aber nicht ergötzlich, wie die Regierung trotz aller konservativen Velleitäten von den „Konservativen" durch deren Auflösungsprozeß abgedrängt wird? Was wir nicht fertig gebracht hätten, besorgen diese selbst. Ich sende Ihnen noch heut mit Dank Gravelotte—St. Privat [457]) zurück, ich hatte mirs durch Hirzel besorgt. Möchte dem Verf[asser] gelingen, Ihren Feldzug zu einem guten Buch zu machen! Den kleinen Zug: Pr[inz] Albrecht Vater u[nd] der Großherzog hätte ich gern darin gefunden. Alles, was gegen die offizielle Lüge ankämpft, ist nützlich; denn sie wuchert überall ...

323.

Wiesbaden, 3. März 1893.

... Für den Gerlach, 2. B[and], [458]) wäre ich dankbar. Es ist jetzt doppelt nützlich, ihn zu lesen, da er wahrscheinlich zufriedener mit der Gegenwart machen wird ...

324.

Wiesbaden, 28. März 1893.

... Durch den Gerlach [458]) habe ich mich mit immer steigendem Interesse durchgelesen. Sein Ende ist wie von einem irdischen Poeten erfunden. Wenn er unter den vielen mittelmäßigen oder querköpfigen Figuren, den Staffagen einer kläglich „tatlosen" Zeit, seine Überlegenheit durch eine scharfe Zunge u[nd] gewisse Wucht zu behaupten wußte, so ist er doch keineswegs so sicher u[nd] festgeschlossen, wie er anderen erschien, auch nicht als Reaktionär; zuweilen schwankt er zwischen dem herrschlustigen Junkertum, dem der Beamte fast noch widerwärtiger ist als der Liberale, u[nd] zwischen einer größeren und freieren Auffassung unsicher hin u[nd] her, im ganzen ist er ein seltsames Schattengewächs, das hinter den Kulissen aufgeschossen ist, mehr Schlingpflanze als Stamm. —

Auch Max Harden [459]) ist kein erfreulicher Genius. Das Bestreben nach witziger Bosheit ist übermäßig, die ehrliche politische Leidenschaft kaum vorhanden. Diese Art von journalistischen Glossatoren ist in Liebe u[nd] Haß unsicher, u[nd] es ist fast zufällig, auf welcher Seite sie stehen. Dieser hat sich Bismarcken zum Heros gewählt, alles andere ist verächtlich. Dabei kommt nichts heraus . . .

325.

Wiesbaden, 8. Mai 1893.

Lieber Freund!

Es hat mir sehr leid getan, daß ich die Spannung der letzten Tage nicht gemeinsam mit Ihnen durchmachen konnte. Die Vorlage, Anträge Bennigsen u[nd] Huene sind gefallen, weil die Autorität der Regierung so klein geworden ist, und das Treiben der Opposition hat den Reichstag ebenfalls so erbärmlich gemacht, daß die größte Sorge bleibt, was nun? Ob es möglich gewesen wäre, die Bewilligung mit einigen wenigen Stimmen Majorität durchzudrücken, [459]) ist jetzt eine müssige Frage. Eine solche Bewilligung wäre ein sehr zweifelhafter Erfolg gewesen. Vielleicht ist es besser, daß die Krisis jetzt eingetreten ist. Mit einem Reichstag, in dem Lieber, Richter, Bebel die Regenten sind, kann das Reich nicht bestehen. Und alles Reden und Schreiben war unnütz. Das wissen wir alle längst, u[nd] doch waren die Tage bis zur Auflösung eine aufgeregte Zeit, auch für mich, ich habe mich tüchtig geärgert und trotzdem wenig getan, als die Zeitungen gelesen und Rache geschnaubt. Denn durch Artikel war von hier aus nicht zu helfen, in Berlin freilich ebensowenig. Das allgemeine Wahlrecht hat uns so weit heruntergebracht, es ist ohne hochgesteigerten Patriotismus nicht zu gebrauchen, in einer Zeit der Verstimmung und Krakeelerei wird es zum Verhängnis. Dieselbe Katastrophe, welche Bismarck kommen sah und in seiner Weise durchmachen wollte, als er abgegangen wurde, soll jetzt Caprivi durchmachen, nachdem er 2—3 Jahre herumlaviert ist. Auflösung; vielleicht wieder Auflösung; Eintreten der Souveräne mit der Faust am Säbel als letztes Mittel . . .

. . . Was Sie über Bernhardi [460]) schreiben, ist wundervoll richtig. Mein armer Hirzel hat mit dem Verlag einen dummen Streich gemacht, u[nd] es sind noch sechs Bände von der Sorte in Sicht! Einer bis zwei wären ja lesbar gewesen. Sonst habe ich nichts Neues als Dramen, mit denen ich Sie verschone . . .

326.

Wiesbaden, 12. Mai 1893.

Lieber Freund!

Nachrichten u[nd] Stimmung Ihres Briefes waren ernsthaft. Kurz, die Zeit ist soso, mit einer unerfreulichen Neigung, schlechter zu werden. Deshalb wird es wünschenwert, ja es wird notwendig, solche Physiognomie der Welt-

geschichte gemeinsam zu begutachten, also Wiedersehen, Zusammenkunft, Kalbsbraten mit Landwein ... Dann verhandeln wir alles, was uns auf dem patriotischen Herzen liegt ...

327.

Wiesbaden, 9. Juni 1893.

... Wir haben hier Sonnabend und Sonntag Fest alter Korpsstudenten, zu denen ich auch gehöre, ich glaube als Senior, denn ich zähle 116 Semester. Ich habe aber keine Lust, an dieser Spielerei mit Korpsbändern teilzunehmen, weil ich mit der anspruchsvollen Entwicklung des Korpslebens nicht einverstanden bin: hohe Wechsel, Klubhäuser usw. Der Vorteil war immer zweifelhaft, jetzt sind die Nachteile größer geworden. Außerdem ist W[iesbaden] in einiger Wahlaufregung;[459]) auch Sie haben einen Wahlaufruf unterzeichnet, der mir vorgelesen wurde, und wir werden zusammen darauf stehen. Doch mißtraue ich der Wirkung. Aber pflichtgetreu bin ich für Herrn Köpp begeistert, um so fröhlicher, da ich sonst gar nichts von ihm weiß. Das Bild über den Erfolg der Wahlen, das man sich nach den Zeitungen machte, ist nicht anmutig ...

328.

Wiesbaden, 21. Juni 1893.

Lieber Freund!

„Nichts Gewisses weiß man nicht"; doch bevor wir um eine Woche älter sind, wird sich, wie ich besorge, Jämmerliches ergeben. Im besten Fall werden wenige Stimmen die Militärvorlage[461]) retten. Auch dies wird ein Glück sein.

Sie haben sicher recht, daß man an das Wahlgesetz gegenwärtig nicht rühren soll. Es ist wahr, dies Gesetz, in einer Zeit der Siegesfreude, großer Hoffnungen und übergroßer Zuversicht gegeben, hat das Ansehen des Reichstags sehr heruntergebracht und bedroht die Regierung unablässig mit Verlegenheiten und Konflikten. Andererseits ist es ein soziales Barometer geworden, welches genauer als in irgendeinem anderen großen Staat alle Interessen, Verbildungen, Strömungen des Volksgeistes darstellt und alle politische Leidenschaft zu Rücksichten und zu Kompromissen zwingt. Daß die deutschen Sozialisten nicht Verschwörer und Mordbrenner geworden sind, daß der Haß der Klassen und Interessen nicht in abenteuerlichen Attentaten explodiert, verdanken wir dem Staatshospital und der großen Kinderbewahranstalt des Reichstags. Man kann diese Bändigung der Individuen für ein hohes oder ein geringes Glück halten und man mag mißtrauen, ob dieser Bildungs- und Abklärungsprozeß sich für alle Zeit wirksam erweisen wird. Sicher ist aber, daß er in unseren Jahren der größten Kulturwandlungen als Bändiger und Erzieher gewirkt hat.

Für die Regierenden ist freilich das große Problem, wie die Schnüre der Staatsbörse vor den Fraktionen, welche dieselbe unverständlich festhalten wollen, freigehalten werden können. Denn das Geldbewilligungsrecht ist doch immer die Sorge.

Für die übersandten Bücher danke ich, in diesen Tagen soll der Schillerbericht verfertigt werden; der „Talisman" von Fulda[462]) hat die meisten Aussichten.

Regen würden wir sehr gern herabbeschwören, bis jetzt waren alle Zaubersprüche fruchtlos, die Hitze unerfreulich. Die liebe Hausfrau ist ein wenig unwohl, was sie nicht hindert, ihre wärmsten Grüße in das Haus Stosch zu senden.

Herzog Ernst hat heut seinen 75. Geburtstag; er hat mir heut das Patent des Wirklichen Geheimen gesandt[463]) — die Wirklichkeit ist hmhm!

Wann wir fortkommen, wird sich ergeben, wenn das Frauchen wieder bei Wege ist. Darüber schreiben wir noch. Bis dahin Ihnen und Ihrem lieben Gemahl innigen Gruß und Huldigungen

Ihres getreuen

Freytag.

329.

Siebleben, 7. Juli 1893.

Lieber Freund!

Aus dem durstigen Thüringen grüßen und danken wir für gute Freundschaft, ich noch besonders für die Mitteilung Ihres Briefes. Die Stimmungen in Berlin sind gerade so, wie bei deutschen Wesen gewöhnlich! Viel Gescheitheit, geringe Willenskraft. Diese Art ist für den höchsten Entschluß am gefährlichsten. Wenn der Kaiser irgend etwas will, fügt man sich; aber man räsoniert ...

Was Sie mir für den Herzog schrieben, konnte ich sogleich an den Mann bringen, denn er kam wenige Stunden nach Ihrem Briefe in Sicht.[464]) Er vernahm Ihre Erörterung — ich hielt für richtig, Sie als den Autor zu nennen, um der Idee das wünschenswerte Gewicht zu geben — mit Respekt und Anerkennung und sprach seine Meinung etwa so aus: Der König wird sich zu solchem Rat für den K[aiser] nie entschließen, denn gerade er findet in den Zuständen seines Landes das Motiv für Beibehaltung des bisherigen Zustandes, dort ist der Sozialismus am weitesten eingedrungen in Presse und Bevölkerung, und jede Konzession an die „Öffentlichkeit" würde auch bei geringster Veranlassung der skandallustigen Presse eine Handhabe geben, den Haß zu schüren, zu lügen und zu verleumden. Der Kriegsherr behalte das Heer nur in der Hand, wenn der Soldat dem Kriegsherrn und der militärischen Leitung ganz und völlig angehören und kein anderer Herr — Bebel und die Presse — sich einmischen dürfe, ohne kurz zurückgewiesen zu werden. Was in ruhigen Zeiten vielleicht Pflicht werde, sei jetzt mitten im Kampfe

eine Schwächung der Autorität. — Wieweit der Herzog selbst diese Ansicht teilt, vermochte ich nicht genau zu erkennen, ich erhielt den Eindruck, daß er ihr nicht fernsteht. Für den Kaiser hat der Herzog etwas übrig, obwohl er ihn, was einem Koburger nicht allzu schwer wird, ziemlich versteht und übersieht. „Es ist immer noch ein Glück, daß der arme Kronprinz nicht an seiner Stelle ist." — Interessant war, daß er die Königin von England mehr lobte, als er sonst getan, mit vieler Wärme: „Sie wird in ihren alten Tagen immer besser." Offenbar kam dies Urteil nicht allein daher, weil die Dame ihm selbst in seinen Fideikommißangelegenheiten gefälliger ist. Und man muß ihren persönlichen Briefeinfluß auf die Weltgeschäfte für bedeutend halten.

Der Herzog selbst hat gealtert, und es war für einen alten Bekannten wehmütig, daß er, der sonst so rüstig war, auf sein körperliches Befinden beständig Rücksicht nehmen muß. Ich fürchte, daß auch die Jagd ihm beschwerlich wird. Seine Tagesfreude ist jetzt die Opernpreisbewerbung.[465])

Wir sitzen hier ganz still wie die Zaunkönige. Die Trockenheit ist schlimmer als am Rhein, die armen Leute müssen ihr Vieh verkaufen. Aber der Wein muß Freude machen. Meine Hausfrau schickt tausend herzliche Grüße, ich bitte Ihrem lieben Gemahl meine treue Verehrung mitzuteilen und lieb zu behalten

Ihren getreuen

Freytag.

330.

Siebleben, 18. Juli 1893.

Lieber Freund!

Für Ihre und der Freundin herzliche Glückwünsche sage ich Ihnen treuen Dank. Ihre Freundschaft war mir immer ein wertvoller Gewinn — jetzt in meinen alten Tagen ist es ein Schatz, von dem ich nur wünsche, daß er durch meine eifrige Benutzung nicht kleiner werde. Wir haben den 13. mit unserem Dorfe in aller Stille verlebt, von der Schuljugend angesungen u[nd] deklamatorisch begeistert, von der Blechmusik angeblasen und durch eine Deputation des Landwehrvereins patriotisch gestimmt. Auch die Fremde erwies geneigte Teilnahme durch Vers u[nd] Prosa, darunter das Postamt Kreuzburg, welches, von Berlin aus veranlaßt, einen Spruch von mir begehrte, der auf die Außenseite des Postkastens in Kreuzburg gesetzt werden soll. Größeres hätte mir nicht solche Freude gemacht. Seitdem ist aber die anmutige Ruhe geschwunden. Die Aufführung der Preisopern[465]) hat ein kleines Heer von Künstlern, Theaterdirigenten und Kunstliebhabern in Gotha zusammengezogen, von denen sich einzelne auch nach Siebl[eben] verlieren, Dove[121]) ist da mit seiner Frau u[nd] mancher andere werte Bekannte, so daß die Muße zum Dank für empfangene Freundlichkeiten sehr vermindert wird ...

Unterdes ist der Reichstag gekommen u[nd] gegangen, und wir sind einer schweren Sorge enthoben. Aber die Episode des Gr[a]f[e]n [Herbert] Bismarck

war ein dramatisches Ereignis, das noch lange fortwirken wird. G[raf] Herbert hat erfahren, wie groß der Unterschied ist, ob man hinter amtlicher Autorität oder ohne diesen Schild zum erzürnten Volke redet. Der Fürst konnte merken, was ihm zuteil werden würde, wenn er auf dem Feld seiner Siege wieder sichtbar würde, und G[raf] Caprivi hat eine Gelegenheit gewonnen, sich für viele Hiebe seines Vorgängers glänzend zu rächen. Ich möchte wohl wissen, wie der alte Kanzler insgeheim dieses Zwischenspiel betrachtet; ich denke: er muß es sehr bitter empfinden. Es ist ja eine Misère, daß die Polen die Vorlage gerettet haben,[466]) welche die deutschen Abgeordneten nicht durchgesetzt hätten, wegen des Zentrums. Aber für das Zentrum ist mir ihr albernes, borniertes Benehmen gerade recht. Denn es ist ein Symptom des Zerfalls. Wenn diese elenden Politiker einen Funken von Witz hatten, mußten sie in der Fraktion Stimmfreiheit für diese Frage lassen u[nd] diese proklamieren, untereinander aber die Schlesier u[nd] andere Moderierte für „Ja" deputieren. Dann hätten sie etwas von dem Ruhm gehabt. So aber sind sie der Hölle demagogischen Randalierens verfallen. Hoffe, das wird ein Gewinn. Mich freut der Verlauf auch für meinen alten Freund Rößler,[446]) der sich mit Caprivi eingeschifft hat . . .

331.

Siebleben, 12. August 1893.

. . . Der Schlaganfall, welcher den Herzog getroffen hat,[463]) scheint Vorbote völliger Umnachtung und Auflösung [zu sein]. Es ist natürlich, daß die Herzogin, welche sogleich zur Pflege nach Reinhardsbrunn kam, die Hoffnung nicht aufzugeben vermag; aber die Ärzte und die Getreuen seiner Umgebung haben die Befürchtung, daß die Umnachtung seines Geistes bis zum Ende fortdauern werde, dessen Eintreten vielleicht nicht mehr lange zu verhindern sei. Das war im Grunde auch Gerhardts Meinung, der den Kranken noch weniger apathisch sah, als er jetzt ist. Dies Ereignis hat auch die Unternehmungslust in Siebleben gelähmt. Man vermag weder zu helfen noch zu trösten, aber die Sorge um eine Entscheidung in naher Zeit hat uns doch bisher festgehalten, wir waren einigemal in Reinhardsbrunn, und der treue Tempeltey schreibt täglich, immer trauriger. Vor der Öffentlichkeit sucht man das Sachverhältnis begreiflicherweise noch zu verhüllen. Doch erschien der Herz[og] von Edinburg,[467]) der sich als Thronfolger betrachtet, sogleich auf der Bühne und begann seine Herrschaft damit, die Hirsche zu schießen. Da der Bestand an diesen sehr groß ist, so wird er sehr erpicht darauf sein, die Nachfolge selbst anzutreten; außerdem will seine Frau, die Russin, nicht den Rang hinter den Kindern der Königin [Viktoria] einnehmen, und zieht es vor, die erste in Koburg zu sein.

Ein Widerstand im Lande gegen des Edinburgs Nachfolge ist ganz außer Frage; daß er englischer Admiral ist, kann um so weniger stören, da der

Kaiser dieselbe Charge mit Stolz einnimmt; Caprivi wird gerade jetzt, wo das Quetschen Deutschlands zwischen Rußland und Frankreich begonnen hat, vielleicht für wertvoll halten, einer russischen Prinzessin Angenehmes zu erweisen — Bismarck hätte es auch dafür gehalten —, und so werden wir wohl diesen ... Sohn der Königin Viktoria zum Landesherrn erhalten. Mir ist dabei greulich, daß dies ein Präzedens für die Braunschweiger Frage werden kann. Königin Viktoria sorgt für ihre Verwandten in der Filiale des Deutschen Reiches ...

332.

Blankenberghe, 15. September 1893.

Lieber Freund!

Das unaufhörliche Rauschen der Wellen am Strande bringt dem Binnenländer in sein Tagesleben eine Ruhe, Einförmigkeit und Faulheit, für die es kein Lob gibt, außer daß sie gesund sein soll. Unser Hotel, die Gäste darin, die kleinen Vergnügungen sind unverändert, der schöne Herbst hält noch viele hier fest, wohl zumeist den spielenden Kindern zuliebe. Wir leben still dahin im Menschenschwarme ... Das Bad hat seinen Familiencharakter bewahrt; doch ist die Anzahl der Deutschen so groß, daß man überall um sich heimische Laute vernimmt ...

Wenn die Flottenverbrüderung von Toulon ohne ernsthafte Explosionen der franz[ösischen] Narrheit vorübergeht, wollen wir mit der Ernte dieses Jahres leidlich zufrieden sein. Gar schlimm daran sind die Engländer. Ansprüche über den halben Erdball; sie haben so vielerlei verschiedene Briefmarken wie alle anderen Regierungen zusammen, und sie haben sich das Recht, in fünf bis sechs Weltteilen das Bild ihrer Königin auf die Postsachen zu kleben, durch lange Arbeit, Klugheit und Kraft errungen. Jetzt vermögen sie den ungeheuern Besitz nicht mehr zu behaupten; wie es scheint, ist diese Herrschaft auch einem großen Teil der Engländer ziemlich gleichgültig. Daß aber in Engl[and] Gladstones Homerule für Irland so ernst genommen werden konnte, und daß in Wahrheit ernste Männer an eine so verrückte Preisgabe dieser Insel denken können, das ist uns anderen doch unverständlich. Wenn Preußen Posen von sich ablöste und zu einem eigenen kleinen Reichstag begnadigte, so wäre das immer noch verständlicher als eine Überlieferung Irlands an Frankreich oder Nordamerika ...

333.

Wiesbaden, 18. Oktober 1893.

... Jetzt sende ich Ihnen, falls Sie wieder Zeit zum Lesen haben, einiges bereits Besprochenes: Bernhardi 2[460]) und die „Weber" von [Gerhart] Hauptmann. Den „Biberpelz" von letzterem erhalten Sie nachträglich, er ist wenigstens nicht so blutdürstig als das Übersandte, u[nd] stellenweise lustig.

Aber Bernhardi! Wenn die Herausgeber die böswillige Absicht hatten, den Herrn als ein altes Klatschweib darzustellen, so haben sie die Befriedigung, das Mögliche dafür getan zu haben. Dies sorgfältige Aufpicken von Neuigkeiten, die Passion für bösartiges Geschwätz über distinguierte Leute, das Kolportieren von Tagesneuigkeiten u[nd] daneben die sanguinische Werberei um höchste Beachtung verwischen dem Leser immer wieder die tüchtigen Grundzüge im Wesen des Strebers, der sich selbst geringer darstellt, als er in seinen größeren Arbeiten erscheint. Das Beste ist, daß man sich schnell durchliest.

... Um Politik sorgt man wenig. Es ist jetzt Mode, pessimistisch zu sprechen, aber dabei sorglos zu leben; das Gruseln ist vielen offenbar ein zeitgemäßes Vergnügen ...

334.

Wiesbaden, 23. November 1893.

Lieber Freund!

Erst das Geschäft, dann das Vergnügen.

Ich habe hier jahrelang gegen die Doppelbesteuerung geknurrt, welche mir von Preußen, Staat u[nd] Kommune, deshalb zugeteilt wurde, weil ich hier mein Gewerbe: Schriftstellerei, ebensosehr betreibe als in Gotha. Das neue Einkommensteuergesetz hat dies insofern gebessert, als der Staat in dieser Hinsicht ein Einsehen hatte, aber nicht die Kommune, welche ein gesetzliches Recht hat, von dem durch Gewerbe usw. zugehenden Einkommen die Hälfte zu erheben. Ob die Heimatstaaten der Steuerzahler, in denen die Abschätzung erfolgt ist, den in Preußen längere Zeit weilenden Angehörigen für Kommunalsteuern diese Hälfte in Abzug bringen lassen, ist mir noch nicht klar. In Preußen nimmt man dies an. Danach zahle z. B. ich gegenwärtig:

In Wiesbaden

1. Staatssteuern:	Gebäudesteuer	105,60
	Einkommensteuer (Wert der Hausmiete) .	118
2. Gemeindesteuern:	Gebäudesteuer	105,60
	Einkommensteuer	297
		626,20

In Gotha, wo keine Selbsteinschätzung stattfand, sondern

1. Abschätzung durch die Regierung:	
Einkommensteuer, 12 Monatstermine zu 51	612
2. Gemeindesteuern: Siebleben 50 % davon	306
	918

Wird der doppelte Wohnsitz des Nichtpreußen anerkannt, und hat derselbe keinerlei Gewerbe oder preuß[ischen] Grundbesitz, so würde er wenigstens nach jetziger hiesiger Praxis nicht zur Einkommensteuer herangezogen werden. Geschieht dies doch, so muß die Reklamation bei der höheren Instanz versucht werden, u[nd] mit Vorbehalt der Rückforderung vorab die auferlegte

Summe eingezahlt werden. So habe ich's gehalten u[nd] im letzten Jahr eine irrtümlich höhere Auflage der hiesigen Kommune zum Teil zurückerhalten.

... Was Sie mir über [Gerhart] Hauptmann schreiben, ist auch meine Meinung. Dennoch halte ich ihn von allen Jüngsten für das größte Talent; er ist jung, frisch u[nd] unternehmend u[nd] kann wohl noch lernen...

335.

Wiesbaden, 8. Dezember 1893.

... Der liebe alte Crowe.[1]) Da ist ihm ein alter Bekannter, Kollege, Nebenbuhler nach Holtzendorffscher Auffassung, Morier,[468]) gestorben. Der treue Arbeiter war doch dauerhafter als der Höfling.

In Fritz Hönig[469]) habe ich zunächst Sie[470]) gesucht, bin in der Hauptsache auf den nächsten Band vertröstet worden.

Auch meine Banda von der Romanliteratur rührt sich, außer Doves Caracosa[471]) ist auch Ebers' „Kleopatra" eingetroffen; für einen alten Räuber ist dies Genre schwerer zu lesen als Fritzchen Hönig...

336.

Wiesbaden, 26. Dezember 1893.

Lieber Freund!

Für den herzlichen Weihnachtsgruß danken wir innig. Es ist hübsch, daß auch Sie diesmal das Haus voll haben. Bei uns feierten wir an Weihnachten auch die Rekonvaleszenz des schwächlich gewordenen Hausvaters, recht vergnügt. Überhaupt merkt man an diesem handelnden, schwatzenden, tanzenden u[nd] belustigungsfrohen deutschen Volke wenig von dem Druck der Zeit. Und das von aller Welt proklamierte Mißvergnügen ist doch in der Hauptsache nur die unvermeidliche Folge neuer Zumutungen und sozialer Reformen sowie der Empfindung, schwächlich regiert zu werden. Die Menschen nehmen sehr bereitwillig alle die zahllosen Verbesserungen, Erfindungen, Fortschritte des riesigen Wachstums unserer Kultur an; aber die Opfer, welche unvermeidlich damit verbunden sind, wollen sie sich nicht gefallen lassen. Die Elektrizität ist ihnen schon recht, aber den Dynamit mögen sie nicht; daß die schöne, reiche, behagliche Hauseinrichtung den Sozialismus zur Kehrseite hat, ist ihnen abscheulich. Die Kräftigung u[nd] Verlängerung des irdischen Lebens durch zahllose Bemühungen der Wissenschaft u[nd] Gesetzgebung kommt Millionen zugute; dafür fallen auch hunderte durch Explosionen des aufgeregten Zerstörungstriebes. — Von Berlin erfahre ich, daß mein alter Rößler[446]) in Ruhestand tritt; ich habe, solange er Vertreter Caprivis war, vermieden, ihn zu Mitteilungen zu veranlassen. Diese Rücksicht wird ja jetzt wohl aufhören. — Seltsam ist mir die tiefe Abneigung, mit der unsere Konservativen den Kaiser betrachten, er gilt ihnen — vorläufig — als ein Zerstörer der Weltordnung. Und doch hat er in seinen Grundstimmungen so Urkonservatives!

Für die Zusendung von Fr. Hönig II[469]) bin ich Ihnen sehr dankbar. Im Anfange war für den Laien zuviel Generalstab. Aber die Schilderung des Kampfes um Beaun[e la] Rolande ist so überraschend schön. Für unsereinen ganz neu. Ungeduldig erwarte ich den nächsten Teil, in dem Sie wahrscheinlich eine große Rolle spielen werden ...

337.

Wiesbaden, 24. Januar 1894.

Lieber Freund!

Es ist immer am schönsten zu Hause, wo man im Herrenhause sitzt, ohne anderen Präsidenten als die Gemahlin, und im Notfall ein Ordenskapitel im Weinkeller abhalten kann, ohne die Schritte nach vorwärts und rückwärts zu zählen. Und ich freue mich, daß Sie gerettet aus unserem mißvergnügten Babel heimgekehrt sind. Seitdem ist unter dem germanischen Symbol einer übersandten Flasche Wein [an Bismarck] der große Friede zwischen altem u[nd] neuem Kurs inauguriert worden. Der Himmel gebe seinen Segen u[nd] sende Aufrichtigkeit in die grollenden Gemüter! Zu bewundern ist dabei nichts.

Wir haben seither still im Regen gesessen. Die Stunden im Frankfurter Theater war ich meiner Bildung schuldig. Leider gibt das einmalige Sehen einer Künstlerin aus fremdem Volke[472]) keine befriedigende Einsicht in die Größe u[nd] den Umfang ihres Talentes. In jedem Fall ist die Duse eine größere Reise wert als bis nach Frankfurt.

Ich habe unterdes die Kriegserinnerungen von Zeitz[473]) gelesen. Mit hohem Interesse. Zuweilen mit Trauer, daß dem vortrefflichen Patrioten die Schwächen eines Weinreisenden nicht ganz fehlen.

Doch über dies u[nd] anderes mündlich ...

338.

Wiesbaden, 14. Februar 1894.

Lieber Freund!

In dieser Woche habe ich oft gewünscht, daß Sie als Autorität in Wettersachen unserer alten Erde eine Warnung wegen des unvernünftigen Straßenlärms durch Stürme zugehen lassen möchten. Durch Fenster u[nd] Wände fuhr der Wind um die Beine, zwang zum Niesen u[nd] machte Sorge um jedermann, der unter fallenden Dachziegeln dahingetrieben wurde. Schauderhafte Unterbrechung unseres Stillebens. Daß es bei Ihnen nicht besser war, wo Windmotoren umgeworfen werden konnten, gereichte uns nicht zum Trost, im Gegenteil. Und es wäre uns sehr lieb zu erfahren, wie es bei Ihnen steht! Ja steht! Denn offenbar ist manches umgefallen. Mein Trost ist nur, daß Sie Zwergobst haben. Bei uns geht's mäßig fort. Fasching hat uns nicht in Aufregung gebracht, ich kaufte mich von einem

übelgelungenen Kasinoball mit einer Stunde Gegenwart frei. Die Essereien in unserem Hause haben wir in zwei Abenden absolviert, an einem den Mimen Haase[474]) den hiesigen Gästen präsentiert...

... Es tut not, sich in der Hoffnung auf Annahme des russischen Vertrages[475]) durch Austausch der Gefühle u[nd] ein Glas Wein zu stärken. Meine Hausfrau bittet artig und dringend mit mir u[nd] sendet herzliche Grüße, ich aber bin Ihnen beiden immer

Ihr

getreuer

Freytag.

339.

Wiesbaden, 16. Februar 1894.

... Ein B[rie]f von Treitschke,[476]) in dem der arme Kauz seine Freude darüber ausdrückt, daß er seine Augen wieder gebrauchen kann, stellt das Erscheinen des neuen Bandes seiner Geschichte in nahe Aussicht. Derselbe behandelt Friedr[ich] Wilhelm IV.[477]) Er wird, wie mir scheint, darin auch die Gegenwart nicht schonend behandeln u[nd] sich scharfer Streiflichter nicht enthalten...

340.

Wiesbaden, 5. März 1894.

Lieber Freund!

Aus dem Brieflein der Herrin von Östrich an die meine ersehe ich, daß Sie am 8. nach Berlin müssen, um dem Vaterland unter die Arme zu greifen. Dies vereitelt die Hoffnung, Sie am 10., dem werten Gedenktage,[478]) bei uns zu sehen. Sehr, sehr störend. Aber der Racker Staat hat von je auf Kalbsbraten wenig Rücksicht genommen u[nd] wird mit jedem Jahr egoistischer. Diese Zeilen sollen jedoch nach sanfter Klage über Ihren Ausfall die Freude u[nd] den Dank darüber ausdrücken, daß die Gemahlin dennoch kommen will. Diese soll uns weder Kaiser noch Herrenhaus, kein Bronsart u[nd] kein Caprivi rauben, sie sei gepriesen u[nd] bedankt! Wir erwarten sie, wenn es ihr bequem ist.

Unterdes habe ich doch Hauptmanns „Hannele" erstanden, so unbequem es sich liest. Ich mache mir einige Notizen daraus; dann rate ich doch, es zu lesen. Für einen Schlesier wenigstens ist es sehr interessant u[nd] von einem wirklichen Dichter geschrieben...

Der russische Vertrag[475]) scheint ja gesichert [zu sein] u[nd] Aktien u[nd] Unternehmungslust werden jetzt hoch steigen.

Mit vielen Grüßen der Hausfrau

Ihr

getreuer

Freytag.

341.

Wiesbaden, 21. März 1894.

Lieber Freund!

Daß Sie wieder gerettet aus dem Berliner Kriegsgetümmel zu Rhein u[nd] Reben heimgekehrt sind, hat uns sehr gefreut. Ihr Auftreten im Herrenhause hatte ich aus der „Nation[al]z[eitung]" ersehen, welche aber über die Verhandlungen dieses hohen Hauses jämmerlich kurze Berichte gibt. Ich wünsche mir u[nd] uns anderen, sowie vor allem Ihnen selbst Glück dazu, daß Ihr Name, Ihnen u[nd] Ihren Freunden zum Ruhme, in den Reihen der Opposition gehört wurde ...

Soeben erhalte ich Ihre Rede. Es war gescheit vom „Rheinischen Kurier", sie abzudrucken.

342.

Wiesbaden, 3. April 1894.

Lieber Freund!

Die Deutschen haben wieder einmal eine ungeheure Bowle von Liebe u[nd] Verehrung gebraut und zu Ehren Bismarcks ausgetrunken, Männlein u[nd] Fräulein. Es wurde des Guten fast zu viel. Hält man dazu die Bestattungsfeste für den Klavier-Bülow[479]) u[nd] Kossuth, so muß man zugeben, daß Völker sehr dankbar sein können gegen solche, welche sie unterhalten, u[nd] noch mehr gegen solche, welche sie tyrannisiert haben. Allerdings hatte der Barometer großen Anteil an der allgemeinen Erhebung; denn dies Frühlingswetter, zu schön um gut zu sein, hat zu Festaufzügen u[nd] Hurrarufen geradezu herausgefordert ...

343.

Wiesbaden, 15. April 1894.

Lieber Freund!

In die Nachfreude über Ihren Besuch flog Ihr letzter Brief mit der freundschaftlichen Mahnung für den 20. Natürlich kommen wir vergnügt. Die frohe Stimmung Ihres Briefes hat uns innig gefreut. Das ist der echte Lebensmut u[nd] die beste Philosophie der Welt, auf heimischem Grunde sich mit der Natur verjüngen und den Ärger der Welt als Butterblume, die wir auch Löwenzahn nennen, behandeln. Übrigens ist dies Unkraut für einen Gartenbesitzer unausstehlich wegen seiner Seßhaftigkeit, u[nd] jeder Windstoß wird ein Briefträger für den Samen.

Die Kobell[480]) habe ich mit Dank durchgelesen. Schade, daß die alte Dame so viel höfische Rücksichten nimmt, sie könnte noch weit interessanter klatschen. Aber sie ist für uns auch belehrend wegen des bajuvarischen Selbstgefühls. Dort ist eine kleine Welt von Selbstgenügsamkeit. —

Vivat Rickert![454]) Was er in inniger Verehrung über Sie u[nd] Ihre Rede sagte, war das verständigste, das er seit langer Zeit geleistet, u[nd] es stand dem ehrlichen Stehauf sehr gut ...

344.

Wiesbaden, 7. Mai 1894.

... Mich bekümmert, daß der Mißmut u[nd] das Gefühl des Epigonentums so allgemein werden. Erklärlich sind ja beide Gefühle, und doch sind sie nicht berechtigt. Oder besser: So weit sie berechtigt sind, sind sie eine unvermeidliche Erbschaft aus tatkräftiger Vergangenheit. Die Ebbe nach hoher Flut. Dagegen heben sich in Östrich die Gemüter aus der hoffnungsarmen Verzagtheit wieder zu sanguinischer Tatlust. Und dort haben sie weniger Sicherheit für Bestand u[nd] Gedeihen als wir ...

345.

Wiesbaden, 19. Mai 1894.

... Was Sie mir als Urteil eines Industriellen über die österreichische Bildungskraft mitteilen, ist sicher wohlbegründet, wo es sich um einen Wettkampf auf altem Kulturboden und um starke Anspannung des Scharfsinns handelt, zuletzt um das, was man Charakter nennen kann. Auch in Östreich sind die stärkeren Kräfte wohl in großem Prozentsatz Deutsche aus unserem Reich und Juden, welche dort eine ganze Schar von Edeln, Rittern und Freiherrn formieren, die den Stand der alten Grundbesitzer emsig aus den Sitzen drängt. Außerdem aber ist auch in der süddeutschen Rasse trotz der Pfaffenwirtschaft eine Tüchtigkeit vorhanden, die wir nicht unterschätzen wollen. Schon das alte Östreich schuf Verkehrsstraßen, die lange bewundert wurden, und was jetzt nach dieser Richtung geschieht, an der unteren Donau, in Bosnien, in aller Stille, das kontrastiert sehr mit den Kanaldebatten in unseren Landtagen usw. Auch für Privatunternehmungen ist die behagliche Fazilität, welche einmal fünf gerade sein läßt, mit den Hindernissen zu rechnen gewöhnt ist und inländische Konkurrenz weniger ängstlich zu berechnen hat, zuweilen vorteilhaft. Es ist ein Schaffen auf neuem Grunde, wo die Landräte und Ministerialverfügungen selten einengen. Viele Quadratmeilen Wald in den Karpathen, der Bukowina und Siebenbürgen brachten der Regierung und den Privatbesitzern kaum einen Ertrag, der Unternehmer übernimmt die Waldkultur des riesigen Terrains nicht mehr zum Niederschlagen, sondern zu rationeller Verwaltung und Verwertung auf längere Reihe von Jahren, er baut Eisenbahnen, Sägemühlen, Walddörfer, schlägt und forstet neu auf, zieht Beamte, Kultivatoren, Arbeiter und verwandelt die Wildnis allmählich in eine Landschaft mit tätigen Staatsbürgern.

Es ist richtig, wir sind über diese Art von Industrie bereits hinaus, für Östreich ist sie jetzt die nächste Bedingung eines wesentlichen Fortschritts, dem notwendig andere folgen ...

346.

Wiesbaden, 3.[/4.] Juni 1894.

Lieber Freund!

Willkommen im Rheingau, wo man sich vor anderem über das Wetter ärgert, weniger über den Weltlauf. Ich hoffe, Berlin ist gegen Sie so liebenswürdig gewesen, wie ihm seine Verhältnisse irgend erlauben, u[nd] die Zugkraft der Kunstausstellung hat Sie nicht über die beschlossene Reisezeit aufgehalten. Wahrscheinlich hat man Sie auch gefragt, ob Sie den „Caligula“ [481]) gelesen, ein Artefakt, das ebenso abgeschmackt als boshaft ist, u[nd] mit fünfzig Pfennig zu teuer bezahlt ...

Für die Übersendung der Bücher danke ich sehr. Solange ich Gneist [482]) kenne, ist er immer wohlmeinend u[nd] langweilig gewesen, wegen Unsicherheit des Willens schwach im Schaffen, wo er gesunden Menschenverstand vertritt, in einer Wolke gelehrten Qualms ... An dem „Alarich“ lese ich noch. Jetzt, Montag [4. Juni], habe ich ihn ausgelesen. Es ist so viel Jugendlichkeit in der Erfindung, die dem historischen Cannevas eingestickt ist, daß man das Stück für eine Jugendarbeit halten möchte. Die Charakteristik ist nicht reich, die Tendenz stark betont, die Verssprache nach Schablone, die Arbeit sieht so aus, als wäre sie 30—40 Jahre alt, zu ihrer Zeit vielleicht wirksam. Doch hat sie den Vorzug, noch heut aufführbar zu sein, aber ohne namhaften Erfolg. Wenn bei geschichtlichen Stoffen die Personen mehr sein sollen als kostümierte Puppen, welchen ihr Charakter in gedrucktem Zettel zum Munde heraushängt, so daß der Zuschauer sofort weiß, was sie zu tun beabsichtigen, dann müssen sie in Rede u[nd] Spiel darstellen, wie das, was zuletzt als Tat ihnen verhängnisvoll wird, aus den Tiefen ihres Gemüts sich allmählich bis zum Willen u[nd] Tun entwickelt. Gerade dieser Prozeß bis zur Tat ist das Dramatische. Deshalb sind alle politischen Aktionen eines Heldenlebens sehr schwer dramatisch zu machen, weil in Wahrheit der Wille durch hundert kaum darstellbare Erwägungen u[nd] Einwirkungen geleitet wird, u[nd] Leben u[nd] Schicksal sich als lange Kette u[nd] Verschlingung von eigenem Willen und unberechenbaren Einwirkungen der Welt erweisen.

Doch ich will Sie nicht d[urc]h einen Artikel langweilen. Wir beide grüßen Sie u[nd] Ihr liebes Gemahl von Herzen. Immer

Ihr getreuer

Freytag.

347.

Wiesbaden, 15. Juni 1894.

Lieber Freund!

Zuerst großen Dank für Ihren Besuch und Wunsch, daß der Katarrh Ihnen durch die Reise u[nd] das Sprechen nicht ärger geworden sei. Dann auch Dank für Bücher 1 u[nd] 2. Als Gegengabe sende ich zu „Alarich“

u[nd] Gneist[482]) noch den neuen Band Bernhardi,[460]) den ich schnell durchgelesen habe, um ihn frisch aus dem Backofen der Handlung in Ihre Hände zu liefern. Sie werden doch, besonders im letzten Drittel, vieles finden, was Sie in der Beleuchtung durch Bernhardis Lampe interessiert. Diesen dritten Teil der Memoiren bekennt der Sohn selbst redigiert zu haben, es wird also wohl manches nicht Zeitgemäße im Urteil über Personen weggeblieben sein ...

348.

Wiesbaden, 26. Juni 1894.

... Die Meuchelei Carnots[483]) wird allgemeines Entsetzen erregen, und doch nicht die Regierungen zu gemeinsamen Maßnahmen veranlassen. Mir scheint das einzige, was der bürgerlichen Gesellschaft als Antwort geziemt: alle Anarchisten unter Kriegsrecht zu stellen. Daß einige schnelle Füsilladen das Übel nicht mit der Wurzel ausrotten werden, ist selbstverständlich; aber sie werden die scheußliche Großmannssucht der Verlorenen bändigen ...

349.

Wiesbaden, 29. Juni 1894.

... Mein armer Hirzel[410]) ist im Sterben, u[nd] ich werde wohl mit der dritten Generation des Hauses Geschäftsfreund werden müssen, dem Enkel Georg, der natürlich Reserveoffizier u[nd] mein Patchen ist, ein lieber Kerl, aber noch recht jung für die viele Weisheit, die er zu verlegen hat ...

350.

Wiesbaden, 9. Juli 1894.

... An Bennigsen[484]) habe ich geschrieben, er wird heut einen schweren Tag haben; ich bin froh, daß ich die 500 Briefe nicht lesen u[nd] beantworten muß.

Bambergers[485]) blühende Überschwenglichkeit ist noch ein Residuum aus seiner Demokratenzeit. Wie schade, daß sein schönes Talent und das bedeutende Wissen durch die Sezession an der vollen Wirksamkeit gehindert wurde. Schaden für ihn u[nd] für uns alle! Über seine Essays plaudern wir noch ...

351.

Wiesbaden, 4. August 1894.

Lieber Freund!

Würden Sie guten Leuten die Freude machen, zu gestatten, daß Ihr Name dem Komitee zur Errichtung eines Denkmals für Herzog Ernst II. in Koburg beigefügt wird? Bennigsen Vorsitzender, viele ansehnliche Männer, z. B. Miquel, haben angenommen, die Fürsten und der Kaiser haben bei der letzten Zusammenkunft in Koburg ihre Beteiligung an Beiträgen und

ihr Einverständnis zugesagt; Tempeltey besorgt die Schreiberei, ich den Aufruf. Am 13., 14. treffe ich mit Bennigsen u[nd] Tempeltey zu näherer Besprechung in Koburg zusammen. — Tempeltey hatte seinerhand an Verdy[427]) geschrieben, dieser ist bis jetzt die Antwort schuldig geblieben. Ihr Name wäre ihm, Tempeltey, wertvoller. Er hat aber sich nicht recht getraut, deshalb an Sie zu schreiben; ich habe ihm zugesagt, dies zu tun. Und ich bitte, daß Sie mir durch eine Zeile Ihre Ansicht offenbaren.

In Koburg soll der Aufruf festgestellt und sogleich Ihnen mitgeteilt werden. Zweck: Statue in Bronze (zu Fuß) in Koburg aufzustellen ...

352.

Siebleben, 18. August 1894.

... Besser war es in Koburg, wo die Denkmalangelegenheit verhandelt wurde. Bennigsen hatte ich eine Ewigkeit nicht gesehen u[nd] freute mich über das Zusammensein im Gasthofe und über seine Rüstigkeit. Ein verzweifelter Schmock im „Rh[einischen] Courier", der mich unter seine Objekte für das Allerlei von 3 bis 5 Zeilen aufgenommen hat und als Opfer seiner Nippse spionierend umwandelt, trotz eingerichteter Proteste bei der Redaktion, weiß auch über meine Tätigkeit Unrichtiges zu berichten. Die Einladung hätte Ihnen vor dem Druck zugehen müssen, u[nd] ich habe das angedeutet. Indes drängte die Zeit, mein Entwurf wurde von Tempeltey u[nd] Bennigsen redigiert, und so bitte ich, daß Sie sich ihre Unterschrift neben der anderer guten Gesellen gefallen lassen.

Wir besuchten den Kallenberg u[nd] sahen die arme Herzogin.[486]) Auch die Feste Koburg, die Stätte, auf der [sich] in den „Ahnen" Anfang u[nd] Ende abspielt, einen der anmutigsten Punkte in den deutschen Hügellandschaften, so heiter im Grün der Wiesen u[nd] Wälder! Aber den Eisenbahnen ist Koburg verhaßt; man braucht unglaubliche Zeit, um von Wiesbaden hinzukommen, weit mehr als nach Paris. Das haben die Bayern freundnachbarlich so eingerichtet.

Jetzt bin ich wieder einmal unter meinen Staren und Amseln. Aber man sieht hier überall, daß das Grundstück lange ohne die Besitzer verlassen lag, die Vögel haben sich gewöhnt, die Beeren zu schmausen, die Dorfkinder betrachteten das Obst u[nd] Gemüse als herrenloses Gut, eine Anzahl Bäume, Akazien und Fichten, hatten die Einsamkeit satt und gingen ein, und die Baupolizei fand die Schornsteine unleidlich u[nd] will mich zwingen, das Haus von innen umzubauen, nachdem es 95 Jahre sicher den Rauch in die Luft befördert hat. Kurz, ich muß mich mit aller Welt für mein Stück Erde boxen, als wenn ich ein amerikanischer Buschansiedler wäre.

Im Hause ist alles wohl, sämtliche Kinder hier. Die liebe Hausfrau hat in diesen Tagen Unglaubliches geleistet mit Packen, Einrichten, Anwerben von Leuten; ihre große Hoffnung sind jetzt die Äpfel auf den Bäumen. Sie sendet Ihnen allen innige Grüße, ich aber bin in Liebe u[nd] Treue

Ihr

Freytag.

353.

Siebleben, 5. September 1894.

Lieber Freund!

Wir haben hier fünf grausame Regentage hinter uns, an denen die Sonne irgendwo anders spazieren ging und schwarze Wolken abwechselnd aus Gieskannen u[nd] aus Mulden gossen. Es war jämmerlich, u[nd] Gerste u[nd] Hafer liegen noch auf den Feldern. Das große Vogelschießen verregnete nnd der Sedantag verregnete, so daß der Thüringer, welcher durch die Nacht getanzt hatte, im Schlamm nach Hause waten mußte. Alle Kanonenschläge wurden naß, in die Knallpistolen lief das Wasser, und die einzige Illumination, welche Siebleben zu leisten vermochte, waren leuchtende Fidibusse, welche Hänslein auf dem nassen Rasen anzündete. In dieser Zeit der Entsagung mußten wir still zu Hause sitzen u[nd] sahen u[nd] hörten von Gotha gar nichts. Vor dem Regen hatte ich noch meine Fichten niederschlagen lassen, in die der Bohrkäfer gekommen war; 15 Klafter Kaffeeholz waren die kummervolle Ausbeute. Äpfel u[nd] Pflaumen gibt's genug, jedoch: wie wollen sie bei dieser Kälte reif werden? — Solche Betrachtungen stimmen auch wegen des Östrichers ernsthaft, u[nd] man muß sich an den Trost halten, daß er zuletzt doch getrunken wird u[nd] der vorjährige um so höher steigt. Aber dieser Trost gibt keine Heiterkeit ...

... Welchen Erfolg unsere Einladung für das Ernst-Denkmal haben wird? Bis jetzt hat der Meininger sich am besten legitimiert, der Mitteldeutsche Rennverein hatte 10 000 Mark in Aussicht gestellt — ob er sie leisten wird? Die Koburger hoffen viel von den Sängern u[nd] Theatern; ich habe darauf kein Vertrauen. Indes mag sein, daß wir in Jahresfrist 30—40 000 zusammenhaben. Doch schon kommen schüchtern die Ansprüche an eine Reiterstatue, die so unpassend als möglich sein würde. Auch die gute Fr[au] Herzogin[456]) sehnt sich nach so etwas. Es wird wohl nicht nötig werden, dagegen zu polemisieren.

Ich habe diese stille Zeit benützt, Eduard Meyers Geschichte des Altertums[487]) durchzuarbeiten, die meinem Handwerkswissen zu lange gefehlt hat. Es ist nicht bequem[, sie] zu lesen. Aber Meyer ist der bedeutendste unter den Jüngern, welche den Gewinn aus den Gräbern Ägyptens, aus den Tonzylindern, die in Babylonien u[nd] Assyrien die Stelle der Bücher vertraten, u[nd] aus den Funden Schliemanns[387]) in Troja u[nd] Griechenland mit unserem alten Wissen verarbeiten. Vieles hat doch ein weit anderes Aussehen erhalten. Die Weltgeschichte fing — beglaubigt — sonst etwa 1000 Jahr vor Christus an, sehr unsicher; jetzt z. B. wissen wir, daß 3000 J[ahre] v[or] Christus in Ägypten schon eine Blütezeit des Kunsthandwerks u[nd] der Staatsordnung vorhanden war, u[nd] wir besitzen Broschen u[nd] Ohrringe aus jener Zeit, die wie die feinste moderne Arbeit sind ...

354.

Siebleben, 19. September 1894.

Lieber Freund!

Endlich ist die Sonne wieder sichtbar, die hiesigen Landleute haben auf einmal wieder Löwenmut, und die Äpfel haben Aussicht reif zu werden. Wir haben in den letzten Tagen die Hörner aus unserem Schneckenhause in die Welt gestreckt u[nd] zuerst die Thüringer Gewerbeausstellung zu Erfurt besucht, welche der Jugend instruktiver war als den Eltern. Dergleichen macht schnell müde, auch war, wie dem flüchtigen Beschauer vorkam, wenig Imponierendes zu sehen. Für mich das Seltsamste ein Klavier, das von selbst spielt, die Tasten regen sich, wie von Geisterhand in Bewegung gesetzt. Mechanische Vorrichtung, fast unsichtbar, an jedem Instrument anzubringen, welche sich für jedes (?) Stück adjustieren läßt, kostet 400 M[ark], zur Tanzmusik im Hause brauchbar; wohl nur ein höherer Leierkasten, sieht aber recht spiritistisch aus. Dann Pferdegeschirre, Wagen, Pyramiden von Senftöpfen u[nd] von Schokolade bis hernieder zur Thüringer Zervelatwurst. Man sitzt nach getaner Arbeit still u[nd] raucht eine Zigarre ...

... In dem ministeriellen England konnte Junius [488]) sich einmal auch an die Person des Königs wagen, der Kampf galt den Ratgebern desselben; im Deutschen Reich ist der Kaiser und seine Persönlichkeit noch alles, und das war ebenso, als Bismarck noch der Kaiser war. Kurz, wir müssen die Kaiserkrone erst ertragen, dann benutzen lernen. Aber das fordert Zeit und für die Deutschen noch manche Stärkung des politischen Charakters. Immer aber meine ich: er, den wir oft anders möchten, ist noch gar nicht der schlimmste, und wir sind viel besser daran als die Fremden, wie sie auch heißen ...

355.

Siebleben, 4. Oktober 1894.

... Gestern kam eine Broschüre von Rößler [446]) über den Sozialismus. Sie erhalten sie in den nächsten Tagen, ich will sie nur schnell überlesen. Denke, daß es ungefähr die Ansichten Caprivis sein werden.

Heut sende ich d[urc]h Paket: Oskar Baumann, „Durch Massailand zur Nilquelle" [489]); ich habe das Buch ungebunden gefordert, um es zerschneiden zu können; das würde Ihnen das Durchblättern des großen Formats erleichtern. Die Praxis habe ich von Ihnen gelernt, spät für einen alten Bücherwurm; aber sie ist vortrefflich u[nd] man lernt nie aus. Ich war im Respekt vor der Buchbinderarbeit alt geworden u[nd] unter unendlichem Ärger über schmerzende Arme, u[nd] nun kommt so ein Kolumbus u[nd] erledigt mit kriegerischer Entschlossenheit die Sache im Nu.

Dieser Herr Baumann gehört zu der Klasse deutscher Konquistadoren, welche in den letzten zehn Jahren erwachsen sind u[nd] von den regulären

Kolonialbeamten des Reiches mit leisem Achselzucken sprechen. Wer hätte gedacht, daß unsere jungen Doktoren der Naturwissenschaft so behende im Salvenkommando werden könnten? Es kommt uns auf ein Dutzend schwarze Menschenleben, wie es scheint, nicht mehr sehr an. Nun mag wohl richtig sein, daß solche Praxis die „zweckmäßigste“ ist, zuweilen auch die schonendste; es gehört für den, der sie handhabt, aber ein festes Gefüge des Geistes dazu, um sie ohne inneren Schaden zu verwenden. Gleichgültigkeit gegen Menschenleben macht auch gleichgültig gegen anderes usw. — Nicht gegen die Versuchungen der Eitelkeit. Diese wird in Afrika leicht riesengroß.

Wir sitzen hier still wie die Heimchen, das Wetter ist hier wieder abscheulich geworden, Sonne gibt's nicht mehr, täglich Regen, nichts will reif werden, die Äpfel fallen unreif, die Pflaume bleibt rot; die Hausfrau rüstet zu großartigem Kesselkochen von Mus. Von Gotha erfahren wir wenig, dort führen die Städter mit Hilfe von zwei Schauspielern im Theater eine ganze Woche lang allabendlich das Schauspiel: „Gustav Adolf“ von O. Devrient auf, eins der Stücke, welche zu Laienaufführungen mit großen Massen u[nd] für patriotische Erbauung geschrieben sind. Der Genuß steht uns noch bevor. Zweck: Vorfeier des 300jährigen Geburtstages jenes schwedischen Glaubenshelden. Denn wir sind hier auf protestantischem Boden. — Ebenso feiert grade heut das Gymnasium in Öls, wo ich in Lehre war, sein 300jähriges Erinnerungsfest durch Schüleraufführung der „Antigone“, wie vor kurzem die Wiesbadener.

Meine liebe Hausfrau grüßt Sie u[nd] Ihr liebes Gemahl von Herzen, ich bin in treuen Huldigungen für die Freundin immer in Liebe

Ihr

Freytag.

356.

[Siebleben, kurz nach Mitte Oktober 1894.]
Zum 18. Oktober 1894.

Lieber Herzensfreund!
Frau Rosa, liebe gütige Freundin!

Lassen Sie beide an dem großen Gedenktage Ihres Lebens[490]) sich von mir innig danken für viele Jahre wandelloser treuer Freundschaft, die Sie meinem Leben zuteil werden ließen. In alter Zeit umherkramend, finde ich Sie an Holtzendorffs gutherziger Tafelrunde; in den Briefen, die Frau Rosa für den Gemahl nach Leipzig schrieb, auf der Höhe von Donchery, im Ministerhotel durch eine Periode hoher Anspannung der starken Kraft des Hausherrn, u[nd] seitdem in dem Stilleben, zwischen Rhein u[nd] Reben, in nachbarlichem Zusammenleben der Gefühle u[nd] politischen Gedanken. Oft, lieber Freund, habe ich mich Ihrer gefreut, mit Stolz die Erfolge u[nd] den Segen Ihres Wirkens empfunden u[nd] mein Urteil an dem Ihren berichtigt, u[nd] immer habe ich den Wert des mannhaften u[nd] herzl[ichen] Wohl-

wollens, das Sie mir schenkten, als ein Glück für mein Dasein gefühlt. — Dergleichen Empfindungen bewahrt man sonst still in sich; dulden Sie gütig, daß sie an dem Ehrentage zweier Freunde einmal ausgesprochen werden.

Ihr Urteil über Rößlers Broschüre[491]) stimmt, es ist immer noch nachsichtig. Offenbar ist R[ößler] in der Hauptsache mit Caprivi einverstanden, jedenfalls darin, daß gegen die Sozialdemokratie keine neuen Gesetze nötig seien. Mir mißfällt nur, daß man die Sozialdemokraten, die man doch sonst als Partei anerkennt, bei einem Vorgehen gegen sie nennt. Man sollte das mögliche tun, sie von den Anarchisten zu trennen, und nur gegen diese tragieren. — Von Treitschke ist der neue Band[477]) erschienen, er steht Ihnen zu Diensten, enth[ält] 1840—1848.

Doch Politik soll heute fern bleiben, denn das Gemüt ist obenauf, u[nd] Toilette weiße Krawatte u[nd] Fächer. Noch einmal Glückwunsch von Herzen, bleiben Sie beide gut

Ihrem

getreuen

Freytag.

357.

Wiesbaden, 28. Oktober 1894.

... Wir fuhren aus unserer Einsamkeit, ein Telegramm in der Hand, welches Caprivis Abgang[492]) verkündete. Seitdem fehlt mir jede Nachricht, da die Post Zeit braucht, mit Zeitungssendungen den Schnellzug einzuholen. Wäre der Abgang wahr, so würde mir die Sache jetzt leid tun. Er war im ganzen die beste Sordine auf der kaiserlichen Geige. Die sozialistischen Bazillen fangen an, einander anzubeißen; nach Kochs Annahmen[416]) hilft das zur Heilung ...

358.

Wiesbaden, 22. November 1894.

... Für die Übers[endung] der Rößlerbroschüre[491]) danke ich. Es steht zu besorgen, daß diese Schrift, obwohl der Autor sich verwahrt, an höchster Stelle als Ansicht Caprivis aufgefaßt worden ist und die Temperatur nicht verbessert hat ...

359.

Wiesbaden, 25. November 1894.

... Wie Baumann[489]) hat noch ein anderer junger Mann, Hans Meyer[493]) — Kilimandjaro — seine Erlebnisse gut geschildert. Das Buch habe ich bestellt und sende ich nächstens. Dieser Genius arbeitet jetzt als Buchhändler im Beruf der Familie und soll ein sehr tüchtiger Junge sein ...

360.

Wiesbaden, 6. Dezember 1894.

... Über unsere Kolonialpolitik werden Sie in beifolg[endem] Buch von Hans Meyer[493]) einiges finden, was sehr lesbar ist. Das vielgerühmte Buch ist wohl nicht ganz so fesselnd als das von Baumann;[489]) aber der Verfasser ist auch ein tüchtiger Mann. Seine Besteigung des Kilimandjaro ist eine tüchtige Arbeit, er ist gerade so viel Alpenfex, als für dergleichen Wagnisse wünschenswert sein wird, aber dazu ein tüchtiger Geologe u[nd] Meteorologe. Und das letzte Kapitel des Werkes „Der Wert Ostafrikas für uns" empfehle ich besonders gütiger Beachtung. Man merkt daraus die Vorzüge eines klugen Sachsen ...

... Man kann so alt werden, als man will, Weihnachten wird man nicht los. Die Hausfrau erklärt freilich, daß sie alles besorgen wolle, u[nd] sie tut auch vieles mit Ausgängen, mit Paketen, mit Briefen und Requisitionen von Verkäuflichem; aber zuletzt will man sich auch nicht ganz pensionieren lassen. Besonders in Büchern u[nd] dergleichen Kram, gar für sie selbst, und man hat seine Sorgen. Da habe ich mir's zum Grundsatz gemacht, die ganze Kraft auf zwei graue Männchen zu konzentrieren, die zu liefern haben: S. Hirzel Lektüre für den Geist u[nd] Heimerdinger Nippese für das Irdische. Aber was? Das ist die Schwierigkeit ...

361.

Wiesbaden, 29. Dezember 1894.

... Bei uns ist das Fest glücklich vorübergegangen, nur der Dank für einige verwandtschaftliche Paketel ist noch zurück. Niemals wird die Wahrheit des Spruches „Geben ist seliger als Nehmen" dem Beschenkten fühlbarer, als wenn er einen Dankbrief schreiben muß. Was man wirklich braucht, z. B. ein paar Hosen oder neue Stiebeln, kriegt man doch nicht, u[nd] die Aschenbecher u[nd] die weiblichen Handarbeiten vermögen nicht zu befriedigen und zwingen nur zur Heuchelei ...

... Sonst kam nur der letzte B[an]d Sybel, den Sie ja auch haben. Darin ist wohl die spanische Hohenzollernepisode das Interessanteste. Aber die volle Wahrheit erfährt man doch wohl nicht. Über Bismarcks Anteil hat er schwerlich aus den ungedruckten Memoiren Bismarcks berichtet (was man nach seiner Einleitung glauben könnte), sondern wohl nach dem Manusk[ripte] der Bernhardischen Erinnerungen,[460]) welche bei Hirzel erscheinen. Übrigens muß das Werk ihn zum wohlhabenden Manne gemacht haben, wenn er dies nicht schon früher war. Die Bände sind sehr gekauft worden. — Gustav hatte mir Sudermanns Roman „Es war" auf den Weihnachtstisch gestiftet. Ich muß ihn lesen, aber uns Bejahrten wird unter dem trüben Licht u[nd] den gebrochenen Existenzen der neuen Schule unwohl. Dumme Kerle! ...

362.

Wiesbaden, 20. Januar 1895.

... Sie haben, wie ich annehme, in Berlin noch das Staunen über Périers Abschiedsgruß [494]) beobachtet und empfunden, daß wir Wilden immer noch die bessern Menschen sind, obgleich auch bei uns Ähnliches wohl verständlich wäre, etwa bei Levetzow [495]) ...

Erschreckt hat der französische Wechsel am meisten die Parlamentarier, dem Volke war's wie im zweiten Teil des Faust: „Der eine ging, der andere kam, erst war's ein Faß, jetzt ist's ein Spahn". Aber daß die höchste Staatswürde mit Ekel u[nd] Ennuyement aufgekündigt werden kann, ist doch auch ein Memento mori. Wenn sich die anständigen u[nd] satten Männer zurückziehen, bleiben zuletzt die Gauner und Fanatiker allein im Regiment. Das schreit jeder, aber wo die Hilfe holen? In Rom war es zur Zeit Cäsars sehr ähnlich. Und in Amerika geht's fast ebenso. Da liegt es nahe, zu untersuchen, was denn eigentlich die ungeheuren Fortschritte in Wohlstand, Erfindung, Handel u[nd] Industrie im Staate u[nd in] den Seelen der Menschen gebessert haben u[nd] wie Gewinn u[nd] Verlust sich balancieren. Die Antwort wird nach der Persönlichkeit des Fragenden sehr verschieden sein; aber die vielen, welche den tieferen Schatten über sich merken, werden nur schwer am stärkeren Licht ihre Freude haben ...

363.

Wiesbaden, 4. Februar 1895.

... Gleichzeitig schicke ich Ihnen den neuen Band von Bernhardi, [480]) wenn Sie ihn durchblättern wollen. Auch Ihr Name wird erwähnt, glücklicherweise ohne eine andere Indiskretion als die, daß Sie liberal genannt werden, Anno 61, wenn mir recht ist. — Aber ich besorge, daß dieser Teil des vielbändigen Bandwurms Ihnen noch weniger gefallen wird als frühere. Dieser politische Klatsch, was der oder die gesagt hat, von Tag zu Tag registriert, ist eine harte Zumutung nach dreißig Jahren. — Er, Bernh[ardi], ist eine Art Geffcken, allerdings in russischen u[nd] militärischen Dingen wohl unterrichtet u[nd] von weiterem Gesichtskreis, aber auch Kolporteur und kluges Huhn im Aufpicken von Neuigkeiten. Mir haben sie, die Herausgeber, das Leid bereitet, ein gelegentliches Urteil über meinen armen Herzog [463]) aus mündlicher Mitteilung jetzt in die Öffentlichkeit zu bringen.

Sonst habe ich hier nichts Neues, was Ihnen passen würde. Daß Graf Philipp Eulenburg [496]) niemals Ministerpräsident zu werden Aussicht hat, möchte ich fest behaupten nach Lektüre seines Kinderbuches „Erich und Erika". Er ist ein so weicher, warmherziger, romantisch angehauchter kleiner Lyriker, schwach im Kombinieren und Erfinden, und ich denke, selbst der Kaiser wird mehr sein Gemüt als seinen Verstand lieben. Es ist auch schwer zu denken, daß diese kontemplative Seele irgendwelchen administrativen Ehrgeiz hat ...

364.

Wiesbaden, 7. März 1895.

Lieber Freund!

Wir waren zwei Tage in Gotha, ich zunächst in Denkmalsangelegenheiten[497]) — es wurde beschlossen, etwas zu beschließen —, tatsächlich, weil ich dem jetzigen Herzog [Alfred] bis jetzt aus dem Wege gegangen war u[nd] seiner Aufforderung nicht den Schein einer abgeneigten Demonstration entgegensetzen wollte, da er doch der Landesherr ist. Die Hausfrau begleitete mich, da in Siebleben einiges zu besorgen war. Wir waren im Gasthofe gut untergebracht u[nd] haben die Stunden, welche die Konferenz u[nd] ein Diner nicht in Anspruch nahm, behaglich mit Bennigsen u[nd] Tempeltey verplaudert, den letzten Morgen mit meinen Leuten aus S[iebleben]. Bennigsen war frisch u[nd] kräftig, er läßt Sie herzlich grüßen ...

365.

Wiesbaden, 30. März 1895.

... Und nun will ich Ihnen das Geständnis ablegen, daß ich herzlich wünsche, der 1. April wäre vorüber und wir der Lektüre von Bismarck auf einige Zeit enthoben. Es wird des Guten zu viel. Er durfte ja wohl die Festfeier nicht ablehnen, denn sie hat noch eine höhere als die persönliche Bedeutung; aber die unermeßliche Fülle der Leitartikel, Gedichte, Toaste erdrückt den eifrigsten Zeitungsleser. Ich habe mich enthalten, meine Gratulationskarte d[urc]h einen Artikel abzugeben. Aber als alter Betrachter von Menschenleben vermochte ich eine stille Bewunderung gütiger Vorsehung nicht abzuwehren. Jedem großen geschichtlichen Leben wird zuletzt ein tragisches Schicksal bereitet; durch vieles, was man erlebt und getan hat, borniert man sich selbst die Unbefangenheit, innere Freiheit und Größe; je länger man sich geltend macht, desto größer wird die Macht der widerstrebenden Kräfte. Auch Bismarck mußte das erleben. Hätte ihn der Kaiser noch kurze Zeit im Amte ertragen, er würde sich an Junkern, Ultramontanen und Sozialisten abgenutzt haben, und sein Scheiden wäre eine dauernde Bitterkeit geworden. Jetzt aber ist gerade das, was ihm als der größte Schmerz und uns anderen als sein Verhängnis erschien, die Erhebung seines Alters geworden. Eine Popularität und eine Betätigung der allgemeinen Dankbarkeit, wie sie nie ein Deutscher gehabt hat. Seine Entlassung ist sein letztes großes Glück, seine Sühne geworden ...

366.

Wiesbaden, 20. April 1895.

Lieber Freund!

Den Geburtstagsgruß will ich aber doch nicht ganz missen, u[nd] will Ihnen wieder einmal zur guten Stunde für Ihre Freundschaft u[nd] Treue

danken. Es ist nicht das erstemal, daß ich durch meinen Kater im Busen verhindert werde, an diesem Tage in Östrich zu sein. Dafür bin ich's mit den Gedanken um so eifriger.

Meine Hausfrau, zurzeit Platzkommandant, schickt mit mir herzliche Glückwünsche und ebenso Schwägerin Nelly.[499]) — Ich lege eine Broschüre bei, ein Exemplar der „Erinnerungen". Hirzel hatte das letzte Halbtausend der vorhandenen Ex[emplare] durch einen Karton von den Fehlern befreit, welche dem ursprünglichen Druck in betreff Ihrer Lebensverhältnisse anhingen. Die Korrektur mußte sich so einrichten, daß sie den gleichen Raum einnahm wie der gestrichene Text. Hoffentlich kann ich Ihnen bald in besserem Gewande die neue Auflage senden.

Hoch!

In Liebe u[nd] Treue

Ihr

Freytag.

367.

Wiesbaden, 26. April 1895.

Liebster Freund!

Die Frau schreibt, ich sitze diktierend. Eigentlich weiß ich gar nicht recht, wie ich durch einen Anfall heruntergekommen sein soll, es war in der Tat nur einer von den zahlreichen Fällen der Atemnot, wie sie dem Spaziergänger vorkommen. Dem Zufall, daß an einem Tag zwei ärztliche Größen (Professor Freund, Straßburg, und mein alter Dr. Bahrdt aus Leipzig) im Hause zusammentrafen, aus dem Umstand ist mehr Rede über mein Ausspannen gemacht worden, als nötig war, zumal auch der hiesige Arzt Ricker sich seitdem vom Morgen bis zum Abend durch Besuche gefällig erweist.

Ich fühle keine Niederlage, nur den Schwächezustand[498]) vielleicht etwas lebhafter als sonst, zumal ich von meinen weiblichen Hausdoktoren in so energischer Zucht gehalten werde, daß ich gar nicht aufjapsen kann. Es wird mir große Freude sein, Sie hier zu sehen, ich bin den ganzen Morgen, außer wenn ich beschäftigt bin, die Frühstücksanerbieten meiner Frau abzuwehren, erfreut, menschlichen Zuspruch zu haben.

Innige Grüße ins Haus und in eine Natur, die jetzt doch blühen muß, mag sie wollen oder nicht.

Ihr getreuester

Freytag.

Von mir und Nelly[499]) tausend Grüße Ihnen und der Gattin.

Erläuterungen

[1]) Der englische Kunstschriftsteller Jos. A. Crowe, seit 1860 britischer Generalkonsul in Leipzig, 1872 bis 1880 in Düsseldorf (vgl. den Brief vom 13. Dezember 1871 und Freytags „Erinnerungen", S. 337 f.). Crowe war Schwiegersohn des Oberstaatsanwalts v. Holtzendorff, eines gemeinsamen Freundes der beiden Korrespondenten.

[2]) Herzog Ernst verzeichnet in seinem Tagebuche Zusammenkünfte mit Freytag am 26. März und 2. April 1864. (E. Tempeltey, „G. Freytag und Herzog Ernst von Coburg im Briefwechsel", Leipzig 1904, S. 188 Anm.)

[3]) „Über die Kampfweise der Franzosen." In 150 metallographierten Abzügen im Januar 1860 an den Prinzregenten, innerhalb der Division des Prinzen und an auswärtige Offiziere verteilt. Gegen des Prinzen Willen gedruckt erschienen in Frankfurt a. M. unter dem Titel: „Eine militärische Denkschrift von P. F. C." Vgl. Wolfg. Foerster, „Prinz Friedrich Karl von Preußen. Denkwürdigkeiten aus seinem Leben." I. Band: 1828 bis 1864 (Stuttgart 1910, S. 226 bis 238); ein Werk, das man gut tut, stets zur Korrektur heranzuziehen, wo es sich um Vorwürfe gegen den Prinzen Friedrich Karl handelt. (Vgl. auch den Brief vom 17. Juni 1885.)

[4]) „Die verlorene Handschrift", Leipzig 1864.

[5]) Die „Grenzboten".

[6]) Die erste Auflage der „Historischen und politischen Aufsätze", unterm 31. Oktober 1864 Freytag gewidmet; von diesem angezeigt in den „Grenzboten" XXIV, I, S. 1.

[7]) G. H. Pertz, Das Leben des Feldmarschalls Grafen Neithardt v. Gneisenau (Bd. 1—3: Berlin 1864—69; fortgesetzt von H. Delbrück, Bd. 4 u. 5: 1880 u. 81).

[8]) Briefwechsel zwischen Varnhagen v. Ense und Oelsner, herausgegeben von Ludmilla Assing (Stuttgart 1865).

[9]) G. G. Gervinus (1805—71) ließ 1854—66 eine „Geschichte des 19. Jahrhunderts" in acht Bänden erscheinen. Freytags Mutmaßung („wie er gerade jetzt fühlt") sollte sich nach dem Umschwunge von 1866, der durch Bismarck anders herbeigeführt wurde, als G. es gefordert hatte, merkwürdig bewahrheiten: Gervinus grollte fortan.

[10]) Ausgang des Sezessionskriegs.

[11]) Seit der preußischen Depesche vom 21. Februar an das österreichische Ministerium; Punkt 3 und 4 betrafen die Festungen Rendsburg und Friedrichsort.

[12]) Freiherr Alfred v. Gutschmid (1835—87; 1863—73 Professor der Geschichte in Kiel) an G. Freytag.

Kiel, den 26. August 1865.

Lieber und sehr verehrter Herr Hofrat!

Der Inhalt Ihres Briefes hat mich, wie Sie sich leicht vorstellen werden, sehr interessiert, zugleich aber auch sehr frappiert. Von einer Absperrung gegen das preußische Offizierkorps hier war mir gar nichts bekannt geworden; erst kürzlich habe ich bei einem Kollegen, der ganz verholstet und darum eifriger wie die geborenen Holsteiner ist, zwei preußische Offiziere in einer Abendgesellschaft getroffen. Noch weniger war mir der Grund der Absperrung zu Ohren gekommen. Indes — ich lebe ziemlich zurückgezogen, zudem sind die verschiedenen Gesellschaftskreise hier durch chinesische Mauern so voneinander geschieden, daß ich kaum je mit anderen Sterblichen als Universitätsmitgliedern in Gesellschaften zusammengetroffen bin oder solche bei mir gesehen habe: was also für meinen Bekanntenkreis unrichtig ist, konnte für andere Kreise darum doch wahr sein. Ich habe deshalb Erkundigungen eingezogen und glaube auf Grund derselben Ihnen und Ihren Freunden die beruhigende Versicherung erteilen zu können, daß aus einer Maus ein Berg gemacht worden ist.

Der Fall, der wahrscheinlich den Anlaß dazu gegeben hat, ist der des Advokaten Rathlew. Dieser war Anfang vorigen Jahres Polizeimeister in Eckernförde. Als die Preußen im Februar eingerückt waren, vielleicht drei Wochen nachher, tat er an der Wirtstafel daselbst (nicht im Familienkreise) eine sehr derbe Äußerung, was die Preußen wären, wenn der Krieg gegen Dänemark wieder eine bloße Spiegelfechterei wäre. Diese Äußerung ist denunziert und Rathlew deswegen abgesetzt worden, und zwar ist sehr bestimmt ein anwesender preußischer Offizier als Hinterbringer bezeichnet, sein Name auch genannt worden. Freilich hat die Sache böses Blut gemacht; allein von Demonstrationen gegen die Offiziere infolge derselben ist nicht die Rede gewesen. Die großen Ereignisse haben die Sache längst vergraben, auch ist das Regiment längst aus Holstein versetzt. Auch wird man sich hier wohl hüten, den Fall wieder hervorzuziehen, da die augustenburgische Partei demselben Herrn Rathlew ein noch viel weniger zu beschönigendes Unrecht zugefügt hat. Er hat die Siebzehneradresse mit unterzeichnet, und da ist denn so lange gewühlt worden, bis ihm die Altonaer Assekuranzgesellschaft die nicht uneinträgliche Geschäftsführung, der er in ganz tadelloser Weise vorgestanden hatte, entzogen hat. Das finden die biederen Holsten ja aber ganz in der Ordnung; man ist hier zynisch genug, für so etwas nicht einmal einen unpolitischen Vorwand zu ergreifen.

Ein zweiter Vorfall, der zu den Ihnen zu Ohren gekommenen Gerüchten den Anlaß gegeben haben kann, ist der in Schleswig, wo der Regierungspräsident Lesser I, der sich zur Aufnahme in die Harmonie gemeldet hatte, durch eine Koalition der Nationalen und der preußischen Offiziere beim Ballotement durchgefallen ist. Ich gestehe Ihnen ganz offen, daß ich mit Wonne meine schwarze Kugel mit abgegeben haben würde, da Lesser I eine Koryphäe der gegen Preußen wühlenden Machinerie ist. Allein die Sache der Offiziere ist doch eine andere, da sie Ehrengäste in der dortigen Harmonie sind; man meint allgemein, daß sie sich hätten der Abstimmung enthalten sollen, und es heißt, auch höhere Offiziere hier hätten ihnen den Schritt verdacht. Im ersten Ärger hat man allerdings in Schleswig Miene gemacht, eine soziale Sperre gegen das preußische Offizierkorps einzuleiten von der Art, wie sie angeblich in Kiel wirklich eingetreten. Da der Eifer der Leute aber gleich anfangs sehr über das Ziel hinausschoß, so hat man sich bald abgekühlt. Lesser I hat die Taktlosigkeit gehabt, sich in den Blättern als den Märtyrer der augustenburgischen Partei feiern zu lassen, um so unvorsichtiger, da wahrscheinlich ganz unpolitische Motive bei seinem Durchfall mit eingewirkt haben: er ist ein starrer Bureaukrat und ein entlarvter Plagiator, da er in seinem geographischen Handbuche über die Herzogtümer das Buch von Schröter und Biernatzki wörtlich abgeschrieben hat, was seinerzeit viel Skandal erregt hat.

Richtig ist im allgemeinen, daß sich zwischen den preußischen Offizieren und den Eingeborenen kein intimes Verhältnis hergestellt hat. Schuld daran ist auf preußischer Seite das straffe, zugeknöpfte Wesen, das ein an Anarchie so sehr gewöhntes Völkchen wie die Holsteiner abstößt, auf holsteinscher die Exklusivität, die alle Nichtholsteiner als nur halbvoll betrachtet, vor allem aber der in ihren Gesellschaften herrschende Ton: Politik ist das einzige Thema namentlich im Munde des schönen Geschlechts, an dessen Wiege überhaupt hierzulande mehr die Musen als die Grazien sitzen; wer in das augustenburgische Halali nicht mit einstimmt, bekommt sofort aus „schönen" Augen strafende Blicke. Was Wunder, daß das für die preußischen Offiziere eine peinliche Situation ist und daß sie die — überdies gräßlich langweiligen — Gesellschaften der Kinder des Landes nicht übereifrig aufsuchen.

Der Himmel bessere den Schwindelgeist, der über Holstein ausgegossen ist! Mit diesem Wunsche schließt und ruft Ihnen seine hochachtungsvollsten Grüße zu

Ihr ganz ergebener

Alfred v. Gutschmid.

[13]) Die Gasteiner Konvention vom 14./20. August.

[14]) Vgl. „Denkwürdigkeiten des Generals und Admirals v. Stosch“ (Stuttg. 1904), S. 51 und 65.

[15]) David Friedrich Strauß wies die Angriffe auf die Volksausgabe seines „Lebens Jesu“ (1864) im Jahre darauf durch zwei Schriften zurück: „Die Halben und die Ganzen“ und „Der Christus des Glaubens und der Jesus der Geschichte“. Freytag hatte schon in den Briefen vom 27. und 30. Januar davon gesprochen, v. Stosch am 19. Oktober darauf ablehnend reagiert.

[16]) Rud. v. Auerswald? (gest. 15. Januar 1866; November 1858 bis März 1862 Minister ohne Portefeuille im liberalen Ministerium der neuen Ära; 1807—12 mit König Wilhelm erzogen).

[17]) Es hatte sich im November 1865 darum gehandelt, ob v. Stosch Chef des Stabes beim Korps des Kronprinzen werden sollte; das Militärkabinett hatte ihn aber im Dezember abgelehnt (vgl. seine „Denkwürdigkeiten“, S. 65 f. und 69 f.).

[18]) Freytag ergänzte auf Hirzels Wunsch die — bis dahin nur neuzeitlichen — „Bilder aus der deutschen Vergangenheit“ für eine neue Auflage rückwärts durch „Bilder aus dem Mittelalter“; vgl. Werke XVII, Widmung, und Tempeltey's Briefwechsel zwischen Freytag und Herzog Ernst, S. 205. Siehe auch Anm. 25.

[19]) „Die Pflichten eines Mitgliedes der liberalen preußischen Partei“: Grenzboten 1866, Nr. 11; Gesammelte Aufsätze. I (1888), S. 262—279. Freytag hatte damit „den Zorn des Kronprinzen erregt“: v. Stoschs „Denkwürdigkeiten“, S. 71.

[20]) Niedergebrannt am 15. Juni.

[21]) „Histoire de la guerre de 1813 en Allemagne“ (Leipzig 1866), von dem 1865 in Basel verstorbenen J. B. Charras, dem Gatten einer Enkelin von Goethes Lotte Buff.

[22]) Der Historiker Max Duncker war 1861 bis 1866 vortragender Rat für Politik beim Kronprinzen Friedrich Wilhelm gewesen. (Vgl. den Brief vom 26. Juli 1886.)

[23]) Anonym bei Otto Wigand in Leipzig erschienen; nicht aufgenommen in die „Gesammelten Werke“. Vgl. dazu den Briefwechsel Freytag-Treitschke, S. 107 ff., und Treitschkes Flugschrift über „Die Zukunft der deutschen Mittelstaaten“.

[24]) Preußischer Generalgouverneur im besetzten Königreich Sachsen; vorher Stoschs General in Magdeburg. Freytags Brief vom 8. Oktober entwickelt die hier aufgeworfenen Fragen und Forderungen noch einmal ausführlicher und rücksichtsloser.

[25]) „Aus dem deutschen Mittelalter“; vgl. Anm. 18. Zur zweiten Vorergänzung der „Bilder“ vgl. den Brief vom 25. Juli 1867.

[26]) Friede zu Berlin zwischen Preußen und Sachsen vom 21. Oktober. Zu seiner „lodderigen Abfassung“ vgl. v. Stoschs „Denkwürdigkeiten“, S. 122. Über v. Stoschs Anteil an der preußisch-sächsischen Militärkonvention wolle man zu seinen Briefen und Erinnerungen (a. a. O., S. 120 ff.) des Sohnes Bemerkung auf S. 274 der „Denkwürdigkeiten“ heranziehen!

[27]) Artikel 17 kündigte den Zusammentritt einer Sonderkommission an. Vgl. dazu Helmolts Aufsatz „Eine staatsrechtliche Anomalie“ im Berliner Tageblatt vom 20. Dezember 1909.

[28]) Julius v. Eckardt; siehe Vorwort.

[29]) Karl Mathy (1807—68), seit 27. Juli 1866 Vorsitzender des neuen badischen Kabinetts, gleichzeitig Finanz- und Handelsminister; preußisch gesinnt. Vgl. Freytags „Erinnerungen“, S. 338 ff., 343 f., und vor allem sein Lebensbild Mathys (2. Aufl. 1872).

[30]) Vertreter des beurlaubten Direktors des Militärökonomiedepartements im preußischen Kriegsministerium. — „Roon ein verbrauchter Mann“: v. Stoschs „Denkwürdigkeiten“, S. 119.

[31]) König Johann war am 26. Oktober aus Teplitz in Pillnitz, am 3. November in Dresden eingetroffen und weilte 16. bis 19. Dezember in Berlin. Am 29. Dezember erhielt Kronprinz Albert den Schwarzen Adler.

[32]) Freiherr Friedr. Ferd. v. Beust, 1849–66 sächsischer Minister, seit 4. November österreichischer Minister des Äußern. — Freiherr Friedr. Varnbüler von und zu Hemmingen (1809–89), 1864—70 württembergischer Minister des Auswärtigen; Partikularist.

[33]) Die Wahlen für den norddeutschen Reichstag fanden am 12. Februar 1867 statt.

[34]) A. v. Stosch hatte Freytag am 26. Dezember gefragt: „Ahnt die Kronprinzessin, daß ich jene Aufsätze schrieb?" Sie hatte auch die Übersetzung der Arbeiten des Hauptmanns Hugo v. Winterfeld und Stoschs ins Englische gewünscht: „Denkwürdigkeiten", S. 124.

[35]) Freytag hatte als Reichstagsabgeordneter vom Februar bis April in Berlin geweilt. — Zu den schmerzlichen Erfahrungen in seiner Familie (geistige Erkrankung der Gattin und Lungenschwindsucht der Nichte Eva) vgl. seine „Erinnerungen", S. 333 f.

[36]) Blumenthal und Stosch.

[37]) 26. April. Herzog Ernst II. war also schon wieder in Berlin gewesen: nach dem herzoglichen Tagebuche hatte er vom 21. bis 25. März dort geweilt und am 24. März eine Unterredung mit Bismarck gehabt.

[38]) Nicht zu verwechseln mit Geffckens Veröffentlichung eines Auszugs aus dem kronprinzlichen Tagebuch über 1870/71; vgl. den Brief vom 2. Oktober 1888.

[39]) „Trost bei der Gefahr unserer Küsten in einem Kriege mit Frankreich": v. Stosch an Freytag, 6. Mai; geschrieben auf einen in Berlin mündlich geäußerten Wunsch Freytags.

[40]) Die kronprinzlichen Herrschaften gingen tatsächlich am 20. Mai nach Paris; vgl. v. Stoschs „Denkwürdigkeiten", S. 128.

[41]) Kronprinz Friedrich Wilhelm hatte v. Stosch am 12. oder 13. Juli in Misdroy gebeten, zu versuchen, ob er nicht durch Freytag vertrauliche Berichte aus Hannover erhalten könnte, ohne daß die Verfasser wüßten, für wen sie schrieben.

[42]) Landrat Freiherr Hans v. Hardenberg war preußischer Zivilkommissar für Hannover. — Der Minister des Innern Graf Friedrich Albr. v. Eulenburg (1815—81) hatte damals die Aufgabe, die einverleibten Länder in die preußische Verwaltung einzuordnen.

[43]) „Vom Mittelalter zur Neuzeit": zweite Vorergänzung zu den „Bildern", fertig zum Verschicken Anfang Dezember 1867 (vgl. Anm. 48 und Tempeltеys Briefwechsel zwischen Freytag und Herzog Ernst, S. 226 f.). Demnach irrt sich Freytag um ein ganzes Jahr, wenn er in seinen „Erinnerungen" (S. 326 f.) sagt, daß die Beendigung der fünf Bände „Bilder" in den Herbst 1866 falle.

[44]) Besuch König Wilhelms in Hannover.

[45]) Bennigsen an G. Freytag.

Hannover, 3. September 1867.

Wertester Herr und Freund!

Wären die Zustände in Hannover zurzeit danach angetan, um einen Besuch des Königs in Hannover ratsam erscheinen zu lassen, so würde ich gern nicht allein dem Kronprinzen und dem Grafen Bismarck hierüber berichten, sondern auch veranlassen, daß ein gutgesinnter Konservativer wie etwa der Graf Münster in gleichem Sinn an Bismarck schriebe. Sie werden sich aber inzwischen bereits durch die Wiederwahl Münchhausens zum Reichstage — mit verhältnismäßig ganz gleicher Mehrzahl der Stimmen gegenüber dem nat[ional]liberalen Kandidaten als das letztemal — haben überzeugen können, daß die Stimmung in der Stadt Hannover wenigstens noch sehr partikularistisch und verbittert ist. In der Provinz selbst ist es nicht ganz so schlimm als in der Stadt Hannover. Wenn man aber glaubte, daß die Provinz Hannover mit dem neuen Regiment bereits „ausgesöhnt" sei und gar, daß einer solchen Aussöhnung ein „demonstrativer" Ausdruck gelegentlich der Anwesenheit des Königs in Hannover gegeben werden könnte, so würde man sich *sehr täuschen*. Meine näheren politischen

Freunde hier in der Stadt, mit denen ich zur Zeit der Anwesenheit des Königs in Kassel diese Frage besprochen, und nicht minder Graf Münster, mit dem ich zufällig vor einigen Tagen auf den gleichen Gegenstand kam, stimmen mit mir vollkommen darin überein, daß es dringend geraten sei, mit dem Besuch des Königs noch einige Zeit zu warten. Inzwischen kann die finanzielle Auseinandersetzung mit dem König Georg erfolgt und die hannoversche Provinziallandschaft versammelt gewesen sein, auch letzterer und damit der ganzen Provinz offiziell Kunde geworden sein von der wirklichen Ausführung wohlmeinender Absichten in der Behandlung der Provinz, administrativer wie finanzieller. Über alle diese Dinge haben allerdings die Vertrauensmänner einen günstigen Eindruck aus Berlin mitgebracht. Nach so vielen monatelang fortgesetzten Mißgriffen und einer durch dieselben hervorgerufenen, alle Parteien und alle Schichten der Bevölkerung durchdringenden Unzufriedenheit ist aber wenig damit geholfen, daß aus vertraulichen Verhandlungen ein kleiner Kreis von Männern die Überzeugung gewonnen hat, daß die Regierung, erschrocken über die bedenklichen Folgen einer verkehrten Behandlung, ernsthaft gesonnen ist, einzulenken.

Mit einem Worte: die Reise des Königs nach Hannover ist in diesem Augenblick ein politisches Wagnis; die Regierung hat es aber ganz in der Hand, daß schon in wenig Monaten ein solcher Besuch in der Provinz und dem Ausland gegenüber einen vorteilhaften Eindruck machen kann.

Mit bekannter freundschaftlicher Gesinnung

Ihr

Bennigsen.

[46]) Anscheinend der vom 18. August, gedruckt: v. Stosch, „Denkwürdigkeiten", S. 132 f.

[47]) Nach Gotha, wo man sich beim gemeinsamen Freunde v. Holtzendorff treffen wollte.

[48]) „Vom Mittelalter zur Neuzeit", II. Bd., 1. Abt. der 5. Aufl. der „Bilder aus der deutschen Vergangenheit". Vgl. oben die Anmerkungen 18, 25 und 43.

[49]) Tagebuch aus dem Kriege 1866.

[50]) Wünsche für weitere Ausführung.

1. Der Abmarsch von Neiße längs dem Gebirge, das Eindringen in die Päſſe und was dabei von Verhandl[ungen] und persönlichen Stimmungen gewesen.
2. Der Moment, wo dem Kronprinzen die Kriegserklärung an das Bette gebracht wird.
3. Schilderung, was sie auf der ersten Höhe am 3. [Juli] von der Schlacht sahen. Und ferner Stand und Aussehen der Schlacht bei den hohen Bäumen.
4. Auch Ihre Orders und Eindrücke bei jenem entscheidenden Eingreifen zu Nachod ausführlicher.

Merkwürdig, wie sich bei Tobitschau nach dem II. Armeekommando bewiesen hat, daß dem Kommando und militärischer Energie nichts schädlicher als die Beschäftigung mit Diplomatie. Wären die Herren der II. Armee rein ihrer militärischen Aufgabe zugewiesen worden, so wäre der Kronprinz auch feuriger zu machen gewesen.

Auch merkwürdig, wie neben vielen falschen Vorstellungen doch unter dem preuß[isch] gesinnten Publico trotz der sehr mangelhaften Kunde die Würdigung einiger wesentlichen Momente richtig war, sogleich nach ersten Berichten:

1. Gefahr und Größe des Einmarsches.
2. Die Würdigung der Schneidigkeit des Steinmetz.
3. Der Anteil der Kronpr[inzlichen] Armee an der Schl[acht] des 3. [Juli].
4. Die unzulängliche Verfolgung.
5. Die Verwunderung, daß bei Tobitschau nur Gefecht war.
6. Gefühl allgemein, daß eine zweite Schlacht notwendig. Es ist ja wohl Zufall, wenigstens zum Teil.

[51]) Reformatorische Bestrebungen betätigte die russische Regierung in den sechziger Jahren nur bis zum Anschlage Karakosows (4. April 1866); danach war sie wieder reaktionär. Vgl. L. Kulczycki, Geschichte der russischen Revolution I (Gotha 1910), S. 455, 469—72.

[52]) „Die Dinge erhalten jetzt wirklich einen friedlichen Anstrich": v. Stosch am 26. Januar 1868.

[53]) Gestorben am selben Tage. Vgl. Anm. 29 und den von Dove herausgegebenen Briefwechsel zwischen Freytag und Treitschke, S. 129 f.

[54]) 24. bis 26. Februar.

[55]) „Wollen Sie nicht in der Presse die Frage in Fluß bringen, ob nicht zur gesunden Entwicklung des Bundes und weiter des Reiches ein Reichsministerium nötig wird? Bei unserem offiziellen Streit für den Reichskriegsminister gibt Bismarck Roon in jeder Beziehung recht, ist auch bereit, ihm die entsprechenden Machtbefugnisse einzuräumen, nicht aber die Stellung. Im Handelsministerium ist es ebenso": v. Stosch am 15. März.

[56]) Graf Heinrich v. Itzenplitz (1799—1883), Dezember 1862 bis Mai 1873 preußischer Handelsminister. — Rudolf Delbrück (1817—1903), seit August 1867 Präsident des Bundeskanzleramts, wurde 1868 preußischer Staatsminister ohne Portefeuille und galt als Bismarcks rechte Hand.

[57]) v. Stosch winkte taktvoll ab: „Ich darf Ihren Wunsch, Details über den Konflikt des Majordomus mit den anderen Hausmeistern zu geben, nicht erfüllen. Sie müssen sich mit allgemeinen Anschauungen begnügen und daraus den Kampf, den Sie bisher mit so viel Geschick eröffnet, weiterführen." („Denkwürdigkeiten", S. 138.)

[58]) Kronprinz Friedrich Wilhelm, der am 16. April von Gotha aus nach Turin und Florenz reiste, hatte den General v. Stosch eingeladen, ihn zu begleiten. Kronprinz Humbert heiratete am 22. April Prinzessin Margarete von Savoyen-Genua.

[59]) Graf Karl v. Usedom, preußischer Gesandter beim König von Italien, Verfasser der (1868 veröffentlichten) „Stoß-ins-Herz-Note" an La Marmora vom 17. Juni 1866, wurde 1869 abberufen. Vgl. den Brief vom 10. März 1869 und v. Stosch, „Denkwürdigkeiten", S. 142, 144, 146, 152 und 154.

[60]) Ausgeführt am 18. April: Tempelteys Briefwechsel zwischen Freytag und Herzog Ernst, S. 230 f.

[61]) Theodor v. Bernhardi (1802—87), als Legationsrat preußischer Militärbevollmächtigter am Florentiner Hofe; vgl. v. Stoschs „Denkwürdigkeiten", S. 142 f. und Anm. 460. Er war 1863/64 in London gewesen.

[62]) Theophil v. Podbielski (1814—79), bekannt durch seine Depeschen „Nichts Neues vor Paris", seit 1866 als General (-major, 1867 -leutnant) Direktor des allgemeinen Kriegsdepartements im preußischen Kriegsministerium.

[63]) v. Stosch hatte unterm 10. April geschrieben: „Es weht schon hier [in Berlin] zu viel katholische Luft; und wenn nun gar die Rede davon ist, einen Nunzius hierher zu schicken, so muß man doch daran denken, daß der dazu bestimmte Erzbischof von Posen, Ledochowski, Jesuit ist und Pole, und daß die natürliche Feindschaft der katholischen Klerisei gegen die Entwicklung unseres protestantischen Staates durch die Schaffung eines solchen Zentralpunktes am Sitze der Regierung von ganz besonders schlimmen Folgen sein müßte."

[64]) Prinz Friedrich Christian August von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg („Herzog Friedrich VIII.") lebte nach dem Prager Frieden als Privatmann in Gotha.

[65]) Vgl. dazu v. Stoschs Antwort vom 7. September 1868: „Denkwürdigkeiten", S. 146.

[66]) Daraus wurde nichts: v. Stosch am 14. November 1868 (a. a. O., S. 150).

[67]) Der vom 7. September: „Denkwürdigkeiten", S. 146 f.

[68]) Freiherr Karl v. Scheel-Plessen (1811–92), Juni 1866 bis 1874 Oberpräsident für Schleswig-Holstein.

[69]) Friedrich Oetker (1809—81), Redakteur der Hessischen Morgenzeitung, seit 1867 nationalliberales Mitglied des Reichstags und des preußischen Abgeordnetenhauses. (Vgl. auch Anm. 188.)

[70]) Vgl. den Brief vom 4./5. Dezember 1871.

[71]) Vgl. Freytags „Erinnerungen", S. 169 ff., 266.

[72]) In dem Briefe vom 7. September: „Wird Bismarck der Stifter einer Schule von Staatsmännern werden?"

[73]) Gustav v. Diest (1826—1911), 1867—69 Regierungspräsident in Wiesbaden; ein Neffe des Staatsministers v. Bodelschwingh.

[74]) Gustav v. Bonin (1797–1878), 1851 und 1859—63 Oberpräsident von Posen.

[75]) v. Stoschs Brief vom 4. Oktober: „Denkwürdigkeiten", S. 149 f.

[76]) v. Stosch schreibt am 4. Oktober: „Neulich beehrte mich die Kronprinzessin mit einer Einladung zum Tee, und wir kamen auf die Rangverhältnisse bei Hof zu sprechen. Sie fand es unrecht, daß Bismarck und Wrangel vor dem hohen Adel rangierten; die Geburt müsse immer vor Amt gehen. Ich erwiderte ihr einiges, und darüber wurde sie böse." In der Tat wurde dann v. Stosch nicht mit nach England genommen. Er trat damals wiederholt lebhaft für Bismarck ein, während die Kronprinzessin und v. Normann gegen ihn waren. Der Kronprinz war leicht so oder so zu beeinflussen.

[77]) Vgl. auch v. Stosch am 14. November („Denkwürdigkeiten", S. 150). — Lord John Russell (1792—1878) war seit 26. Juni 1866 Minister a. D.; ein echter Whig. — Prinz Georg von Sachsen war 1902—04 König; sein Bruder Albert war kinderlos.

[78]) Heinrich v. Mühler (1813—74), 1862—72 preußischer Unterrichtsminister; pietistisch gerichtet.

[79]) Freytags dramatische Werke.

[80]) Der Hildesheimer Silberfund vom 9. Oktober 1868, Tafelausrüstung eines vornehmen Römers aus der Zeit der julischen Kaiser; seit 1902 im Kunstgewerbemuseum zu Berlin. Vgl. v. Stosch am 2. Januar, 31. Januar und 9. Mai 1869.

[81]) Otto Benndorf (1838—1907), war 1868/69 Dozent in Göttingen und ging 1877 nach Wien.

[82]) v. Stosch urteilte in dieser ganzen Frage bei weitem staatsmännischer: „Denkwürdigkeiten", S. 151.

[83]) August Lamey (1816–96), 1860—66 badischer Minister des Innern, zuletzt großdeutsch. — Joh. Kasp. Bluntschli (1808—81), seit 1861 in Heidelberg; 1867 Mitglied des deutschen Zollparlaments und der badischen Ersten Kammer. — Julius Jolly (1823—91), seit Februar 1868 badischer Premier; wie sein Vorgänger Mathy preußisch gesinnt.

[84]) „Ich bin freigebig mit Geld gewesen, habe aber die Prinzipien gerettet": v. Stosch an Freytag, 2. Januar 1869. Bismarck war unzufrieden, daß v. Stosch den Sachsen zu wenig eingeräumt habe. Umgekehrt bedankte sich das sächsische Ministerium bei Bismarck für die preußischen Bedingungen und wünschte nur in finanzieller Beziehung eine Änderung (v. Stosch, „Denkwürdigkeiten", S. 152). — Georg v. Fabrice (1818—91), seit 1. Oktober 1866 sächsischer Kriegsminister.

[85]) v. Stosch hatte am 29. November abgelehnt, eine vergleichende Kritik der beiderseitigen offiziellen Werke über 1866 zu schreiben.

[86]) Geburtstag der Herzogin; vgl. Tempelteys Briefausgabe, S. 234, Anm. 2 und S. 387, Anmerkung.

[87]) Der preußische General Ed. Mor. v. Flies griff, nachdem er die Straße über Gotha gesperrt hatte, mit 9000 Mann die an Zahl überlegenen Hannoveraner am 27. Juni 1866 bei Langensalza an und wurde geschlagen.

[88]) Moritz Haupt (1808—74), alter 48er, seit 1853 in Berlin; hatte 1855 die „Germania" des Tacitus herausgegeben und war auch im deutschen Mittelalter sehr beschlagen.

[89]) „Ich finde es sehr hübsch, daß die besseren Stände sich mit ihren Söhnen nach dem Offiziersstande drängen": v. Stosch, am 2. Januar.

[90]) „Es war mir von besonderem Interesse, zu konstatieren, wie sich bei den Sachsen täglich mehr das Gefühl entwickelt, Berlin als politischen Mittelpunkt anzusehen. Der Gedanke, sich wieder loszulösen, [er]scheint unmöglich": v. Stosch, ebendort.

[91]) Herzog Alfred von Edinburg, ein Sohn von Herzog Ernsts Bruder Albert, dem Prince Consort, war 1893—1900 Herzog von Sachsen-Koburg und Gotha nach unvermeidlichem Erbgange.

[92]) Usedom, durch Bismarck einigermaßen eigenmächtig gestürzt, wollte die ihm von König Wilhelm angebotene Stelle eines Nachfolgers des Generaldirektors der Königlichen Museen, Wirklichen Geheimen Rates Ignaz v. Olfers (1793—1872), nicht annehmen. Freytag sollte nun durch eine Verherrlichung seiner Kunstkenntnisse (aber nicht in den „Grenzboten", „weil die Zusammenhänge klar sind und dies den Herrschaften Unannehmlichkeiten bereiten könnte": v. Stosch, am 9. März) dem verabschiedeten Gesandten den Entschluß erleichtern, doch anzunehmen. In der Tat hat Usedom 1872—79 wenigstens kommissarisch als Generaldirektor der Berliner Museen gewirkt.

[93]) „Es scheint, daß Usedom sich für berufen erachtet, der Nachfolger von Bismarck zu werden": v. Stosch an Freytag, Berlin, 9. März 1869.

[94]) Gemeint ist Graf Carlo Nicolis de Robilant (1826—88), der bekannte Dreibundminister; damals General und Präfekt von Ravenna. v. Stosch hatte ihn im April um Auskunft darüber gebeten, wie man in Florenz Usedoms Abberufung aufgefaßt habe.

[95]) Der Fall Usedoms und der Umstand, daß die Million Gulden für Frankfurt a. M. wirklich zu zahlen waren, hatten auf König Wilhelm sehr verstimmend gewirkt (v. Stosch, „Denkwürdigkeiten", S. 153). So schrieb v. Stosch noch am 29. August: „Bismarck zieht sich jetzt wie Moses auf den heiligen Berg zurück, um nachher Gesetze zu diktieren."

[96]) Über Kronprinz Friedrich Wilhelm und das Gut Bornstedt vgl. H. Müller-Bohn, Kaiser Friedrich der Gütige (Berlin 1900), S. 421 f. Der Verfasser polemisiert wiederholt gegen Freytags allzu kritische Anschauung.

[97]) Über den Hildesheimer Silberfund.

[98]) A. v. Stosch hatte auf Einladung des Kronprinzen sowie mit Bewilligung des Königs und Bismarcks die Fahrt zur Einweihung des Suezkanals mitmachen dürfen (vgl. v. Stoschs „Denkwürdigkeiten", S. 155 ff.). Die Reise begann Anfang Oktober und endete am 22. Dezember.

[99]) Kronprinz Friedrich Wilhelm.

[100]) Heinrich (von) Friedberg (1813—95), Schöpfer des Strafgesetzes für den Norddeutschen Bund (1868—70), 1876—79 Staatssekretär des Reichsjustizamts, 1879—89 preußischer Justizminister. Mit dem Kronprinzen befreundet; vgl. dazu v. Stoschs „Denkwürdigkeiten", S. 250: der Kronprinz arbeitete seit 10. Mai 1871 wöchentlich einmal alle staatsministeriellen Arbeiten usw. mit Friedberg genau durch.

[101]) Artur Hobrecht (1824—1912), 1863—72 Oberbürgermeister von Breslau, 1872 bis 1878 von Berlin, 1878/79 preußischer Finanzminister; nationalliberal.

[102]) Mathys Biographie. Die zweite Auflage erschien 1872.

[103]) Wie aus Stoschs Brief vom 11. Februar, auf den Freytag hier anspielt, hervorgeht (s. „Denkwürdigkeiten", S. 180), handelte es sich hauptsächlich um Freytags Anregung, Friedberg betreffend.

[104]) Siehe Vorwort.

[105]) Robert v. Keudell (1825—1903), 1863—71 Hilfsarbeiter, dann Vortragender Rat usw. im preußischen Ministerium des Auswärtigen.

[106]) Der Reichstag des Norddeutschen Bundes hatte das vom Bundesrate vorgelegte Gesetz über das Urheberrecht an geistigen Erzeugnissen am 26. März beraten. Ein Antrag Brauns auf Verweisung des gesamten Entwurfs an eine Kommission zur Umarbeitung war abgelehnt worden; der Reichstag hatte die grundsätzlichen Paragraphen 1, 3 und 8 angenommen und nur den Rest einem Sonderausschuß überwiesen. Das Gesetz wurde am 13. Mai vom Reichstag erledigt und Ende Mai vom Bundesrate genehmigt.

[107]) Moritz Busch, 1859 bis 1864 und 1865 Redakteur der „Grenzboten", war im Januar 1870 in das Preßbureau des Auswärtigen Amtes berufen worden und begleitete dann Bismarck in den Krieg.

[108]) v. Stosch am 5. April 1870 an Freytag („Denkwürdigkeiten", S. 181). Man vergleiche damit auch das, was Freytag unterm 1. Juli 1870 an seinen Herzog Ernst geschrieben hat (ed. Tempeltey, S. 244, mit der klugen Anm. 5 auf S. 245).

[109]) Vgl. dazu v. Stoschs „Denkwürdigkeiten", S. 186.

[110]) Friedrich Franz II. von Mecklenburg-Schwerin. Merkwürdigerweise wurde v. Stosch am 26. November doch noch Chef des Stabes beim Großherzog („Denkwürdigkeiten", S. 209 u. 217, W. Förster, „Prinz Friedrich Karl", Bd. 2, Seite 339 und Fritz Hönigs „Volkskrieg an der Loire", I, 354). Er blieb es bis zum 18. Dezember 1870.

[111]) Graf August zu Eulenburg (geb. 1838), 1868—83 Kammerherr und Hofmarschall des Kronprinzen; seit 1890 Oberhofmarschall Kaiser Wilhelms II.

[112]) Herzog Eugen, der 1820 geborene älteste Sohn des 1857 verstorbenen Herzogs Eugen; Generalleutnant à la suite der preußischen Armee.

[113]) Geschah 8. September von Reims aus.

[114]) Am 27. Oktober.

[115]) Unterm 28. Oktober wurden Kronprinz Friedrich Wilhelm und Prinz Friedrich Karl von Preußen zu Generalfeldmarschällen ernannt.

[116]) Freytag an v. Holtzendorff.

Leipzig, 10. Oktober 1870.

... Die „Grenzboten" u[nd] ich trennen uns. Ich verliere das Blatt. Habe dem Verleger für *seine Hälfte* vergebens 13200 Reichstaler geboten. Er hat mit 13300 Jordan u[nd] mich überboten. Höre auf, in den „Grünen" Tugend zu predigen. 22 Jahre war's, als die grünen Erbsen blühten, da kaufte ich das Blatt, aber ein so gutes Blatt — so ein treues Herz — um mit Frau Hurtig zu reden (siehe Heinrich V., Shakesp[eare]), wo alle Empfindungen ausgedrückt sind. Ob ich darum aufhöre, ist mehr als zweifelhaft. Aber ich werde mich fortan anders zu dem Blatt stellen, in das ich schreibe. Von den „Grünen" muß ich scheiden ...

[117]) Rittmeister Moritz Ulrich, gest. 23. Oktober. — Silberne Hochzeit v. Stoschs: 18. Oktober. Vgl. seine „Denkwürdigkeiten", S. 202.

[118]) Vgl. Freytags Brief vom 17. April 1870.

[119]) Das bayerische I. Korps hatte am 9. November 46 Offiziere und 720 Mann eingebüßt, die zweite Kavalleriedivision 1 Offizier und 16 Mann. Die Franzosen (rund 40000 Mann) hatten nach eigener Angabe 57 Offiziere und 1543 Mann verloren.

[120]) Am 1. November; vgl. Anm. 116.

[121]) Alfred Dove (geb. 1844 als Sohn des Physikers und Meteorologen Heinrich Wilhelm Dove), in glücklicher Mischung halb Publizist, halb Professor der Geschichte; lebt als Geheimer Hofrat zu Freiburg i. Br.

[122]) Über die Viktoria-National-Invalidenstiftung und die dadurch heraufbeschworenen Differenzen zwischen Königin Augusta und ihrem Sohne Fritz vgl. v. Stoschs „Denkwürdigkeiten", S. 201 ff.

[123]) Fürst Gortschakows Rundschreiben vom 31. Oktober, betreffend die Durchlöcherung des Pariser Friedens von 1856 (vgl. jetzt Graf E. Reventlow, Zur Geschichte

der Meerengenfrage: „Marine-Rundschau“ XXIV, S. 155 ff.). Großbritannien und Österreich-Ungarn erhoben am 10. und 16. November dagegen Einspruch.

[124]) v. Stosch urteilte darüber am 9. Januar sehr kritisch.

[125]) Wieder gedruckt: Politische Aufsätze (1888), S. 475—488. v. Stosch verantwortete sich seiner Frau gegenüber unterm 14. Februar gegen Freytags Vorwürfe so: „Die Sèvresfabrik enthielt nur Staatsgut; als Granate auf Granate hineinschlug, konfiszierten wir die Vorräte, und sie wurden durch königliche Order verteilt. Saint-Cloud wurde von den Franzosen in Brand geschossen, ein Teil des Inhalts mit Lebensgefahr gerettet und ebenfalls als Staatsgut verteilt. Kirchbach war an beiden Orten kommandierender General, erhielt also die reichsten Geschenke und schickte sie in Kisten nach Hause. Wer will ihm daraus einen Vorwurf machen?“ Vgl. dazu auch Fred Graf Frankenberg, Kriegstagebücher von 1866 und 1870/71 (Stuttgart 1896).

[126]) Von Paris; 28. Januar.

[127]) Vom 19. März, die Heimkehr schildernd: „Denkwürdigkeiten“, S. 242 f. v. Stosch erklärte sich mit der Veröffentlichung in Freytags Bearbeitung nachträglich einverstanden am 2. April: ebendort, S. 243.

[128]) Solange noch deutsche Armeen in Frankreich standen (vorläufig waren es 600 000 Mann — 100 000 Mann mehr als bei Beginn des Feldzugs!), konnte sich das Oberkommando nicht auflösen; v. Stosch arbeitete im Gebäude des Großen Generalstabs (mit der in Anm. 131 berührten Unterbrechung) bis zum 29. Juni.

[129]) Geflügeltes Wort, angeblich im Oktober 1865 vom Freiherrn Edwin v. Manteuffel als Gouverneur von Schleswig geprägt.

[130]) Schon Tempeltey hat in der feinen Note 2 zu Freytags Brief an Herzog Ernst vom 1. Juli 1870 darauf hingewiesen (Briefwechsel, S. 245), daß der Keim zu den „Ahnen“ vor die Wochen der Kriegsberichterstattung in Frankreich („Erinnerungen“, S. 347 f.) zu verlegen sei. Vgl. auch Anm. 147.

[131]) v. Stosch beantwortete Freytags Fragen am 10. April umgehend in beschwichtigendem Sinne, mußte aber selber am 16. Mai zugeben, daß die Klagen der Truppen über mangelnde Verpflegung nicht verstummten, und ging deshalb nochmals nach Frankreich, um nach dem Rechten zu sehen.

[132]) v. Stosch hatte am 8. Mai vermutet, Freytag habe sich nicht impfen lassen wollen.

[133]) Dem Frankfurter vom 10. Mai. Am Tage vorher hatte Mac Mahon im Kampfe gegen die Kommune Fort Issy genommen.

[134]) 15. Juni. Über den Professor Dove, Alfreds Vater, siehe Anm. 121.

[135]) Chef des Generalstabs der Armee in Frankreich (seit der zweiten Hälfte des Juli), von Mitte September bis Ende Oktober in Vertretung Manteuffels das Kommando führend.

[136]) Kronprinz Friedrich Wilhelm war mit seiner Frau in der ersten Hälfte des Juli in England gewesen, obwohl es weder dort paßte noch nach dem Wunsche Kaiser Wilhelms war.

[137]) Compiègne.

[138]) Durch die „Frankfurter Zeitung“ war Manteuffel, ein heftiger Gegner Bismarcks, damals in eine Preßfehde verwickelt; es handelte sich in der Hauptsache darum, die deutschen Truppen endlich aus den Forts zurückzuziehen. v. Stosch hatte Ende Juli vorgeschlagen, Manteuffel solle dafür sorgen, daß er — unter Ignorierung jener Angriffe — aus einer anderen Ecke der Presse gelegentlich gelobt werde, und gesagt: Freytag werde das wohl arrangieren. Anscheinend hatte v. Stosch in demselben Sinn auch an seinen alten Freund v. Holtzendorff in Gotha geschrieben, und dieser hatte sich sofort der Verteidigung Manteuffels unterzogen, wie folgender Brief Freytags lehrt:

G. Freytag an v. Holtzendorff.

Herrn Freiherrn v. Holtzendorff
H[och-] u[nd] W[ohl]g[e]b[oren]
Gotha.

Leipzig, 1. August 1871.

Sehr verehrter Herr!

Für den Artikel: Deutsche u[nd] franz[ösische] Armee, welchen Sie dem „Neuen Reich" zu übergeben die Güte hatten, sagen wir Ihnen ergebensten Dank. Dem völlig unveränderten Abdruck desselben stellten sich zwei Hindernisse entgegen. Einmal hat unser Blatt, wie Ihnen, in dem wir nach Ihren Worten einen werten Abonnenten begrüßen dürfen, vielleicht erinnerlich sein wird, bereits mehr als einmal eine Charakteristik des preuß[ischen] Offizierkorps u[nd] Vergleich mit dem französischen gebracht, und es wurde deshalb unvermeidlich, die betreffenden Stellen zu kürzen. Ferner aber ist der Artikel so gehalten, daß auch dem Leser bemerkbar wird, ein Zweck desselben sei, den General v. Manteuffel gegen die Angriffe der Frankf[urter Zeitung] resp. Volkszeitung zu verteidigen. In dieser Tendenz begegnen sich unsere Wünsche; das Blatt, dem wir dienen, hatte die Absicht, in der nächsten N[ummer] durch sein gewöhnliches Kriegszeichen ♀ dasselbe Thema zu besprechen. Nun wären wir erfreut gewesen, dafür Ihren Artikel sprechen zu lassen. Aber, hochverehrter Herr, wenn unsere treuen Deutschen aus Ihrem Artikel merken, daß der General verteidigt werden soll, so erregt ihnen zugleich Mißtrauen u[nd] Unbehagen, daß das so verdeckt geschieht. Warum nicht geradeheraus sagen, was Wahrheit ist? Diese Erwägung würde trotz der Geschicklichkeit, mit welcher die betreffenden Tatsachen eingeführt sind, doch die Wirkung sehr beeinträchtigen. Aus diesem Grunde haben wir uns die Freiheit genommen, den Inhalt Ihres Artikels zu benützen, um vom Standpunkt unseres Blattes dem Publikum geradezu auszusprechen, wie wir diesen Preußen beurteilen. Natürlich mit den Reserven, welche sich bei dem Mangel an Detailkenntnis von selbst aufdrängen. Wir waren um so mehr verpflichtet, mehr zu sagen als Ihr Artikel, weil das Knappe unseres Raumes nicht leicht macht, auf dasselbe Thema zurückzukommen.

Indem wir für diese Änderungen Ihre Verzeihung erbitten und darauf hoffen, weil sie nur im Interesse des Artikels selbst gemacht sind, haben wir die Ehre, mit ausgezeichneter Hochachtung zu sein Euer Hochwohlgeboren ergebenste

Redaktion der Zeitschrift „Im neuen Reich".

v. Stosch schreibt am 5. August aus Compiègne an seine Frau: „Zum Schluß kam noch Freytags Artikel in den „Grenzboten", der zur Verteidigung von Manteuffel eine viel schärfere Haltung annimmt, wie ich gedacht hatte. Das tut dem General besonders wohl; er hat das Heft behalten und seiner Frau geschickt." v. Stosch hat sich hier verschrieben, wenn er in alter Gewohnheit von den „Grenzboten" sprach. Die Berichtigung Manteuffels behandelte dies, daß ein in Holtzendorff-Freytags Verteidigung gestreifter Befehl an Werder von Moltke ausgegangen war, nicht, wie jene angenommen hatten, von Manteuffel; vgl. dazu v. Stosch an Freytag am 20. August („Denkwürdigkeiten", S. 260 f.).

Zu der ganzen Angelegenheit aber ist am besten Doves Veröffentlichung von Briefen Manteuffels an Leopold Ranke heranzuziehen: Beilage zur „Allgemeinen Zeitung", München 1896, Nr. 112 ff., bequemer: Doves „Ausgewählte Schriftchen" (1898), S. 237 ff.

[139]) Schon am 7. Juli hatte v. Stosch seiner Frau geschrieben, der Kronprinz und Bismarck verfolgten beide die Idee, ihn zum Marineminister zu machen, und Roon sei einverstanden. Auf Freytags Mahnung reagierte v. Stosch am 18. September aus Nancy, worin auch Rankes Brief an Manteuffel vom Anfang September in interessanter Weise besprochen wird.

[140]) „Wahrscheinlich zu Neujahr wird meine Ernennung zum Chef der Admiralität erfolgen“: v. Stosch an Freytag, Berlin, 3. Dezember 1871 (letzter Brief der Veröffentlichung in den „Denkwürdigkeiten“; von hier an fehlen also die Antworten A. v. Stoschs).

[141]) Geleitet von Freytags ehemaligem Redaktionsgehilfen v. Eckardt.

[142]) Wilhelm v. Freeden (1822–94), 1867—75 Leiter der von ihm begründeten Norddeutschen Seewarte. — Über den Großkaufmann Droege vgl. oben den Brief vom 24. September 1868.

[143]) Gemeint ist ohne Zweifel Hermann Henrich Meier (1809—98), 1857—88 Vorsitzender des Aufsichtsrats des Norddeutschen Lloyd. Er war 1867 in den konstituierenden und den ersten ordentlichen Reichstag gewählt worden. Nachdem er 1871 aus persönlichen und geschäftlichen Gründen eine Wahl in den Reichstag des neuen Reiches abgelehnt hatte, vertrat er darin Bremen von 1881 bis 1887 (1878 für Schaumburg-Lippe gewählt). Er war nationalliberal. Vgl. Bremische Biographie des 19. Jahrhunderts (Bremen 1912), S. 309—313. Nicht zu verwechseln mit seinem gleichnamigen Neffen, dem Senator und Bundesratsmitglied H. H. Meier (1844 - 89).

[144]) Eduard Jachmann (1822—87), seit 1867 Präses des preußischen Marineministeriums, 1868 Vizeadmiral und 1871 Oberbefehlshaber der aktiven Streitkräfte des Deutschen Reiches zur See.

[145]) Vgl. v. Stoschs „Denkwürdigkeiten“, S. 271, und Freytags Brief vom 13. Dezember 1871.

[146]) Karl Robert v. Hartmann hatte 1869 seine „Philosophie des Unbewußten“ erscheinen lassen, nachdem er 1865 als Oberleutnant wegen eines Knieleidens den Abschied genommen hatte. v. Stosch hatte in seinem Briefe vom 10. Oktober darauf angespielt, daß er Philosophie treibe: „Denkwürdigkeiten“, S. 269.

[147]) „Ingo und Ingraban“, 1. Band der „Ahnen“ (Leipzig 1872). Vgl. die Briefe vom 2. April 1871 und vom 21. November 1872.

[148]) „Wie aus guter Quelle mitgeteilt wird, ist der Abschluß des definitiven Vertrags mit Samuda Brothers wegen der Lieferung der beiden Panzerschiffe ‚Metz‘ und ‚Sedan‘ erfolgt. Wie vorauszusehen war, sind die finanziellen Mittel der Marineverwaltung zur Bestreitung der hierdurch verursachten Kosten (4 bis 5 Millionen Taler) und zur gleichzeitigen Fortführung der Schiffsbauten und Werftbauten im Inlande unzureichend, so daß jetzt bereits eine Beschränkung und teilweise Einstellung der befohlenen Bauten hat angeordnet werden müssen. Dadurch wird natürlich die Vollendung der Etablissements in Kiel und in Wilhelmshaven wieder verzögert.“ („Weser-Zeitung“ Nr. 8931 vom 12. Dezember 1871, Morgenausgabe.)

[149]) Erst der I. Band der „Ahnen“, dann eine neue, umgearbeitete Auflage der „Technik des Dramas“.

[150]) Graf Albrecht von Roon, der unterm 31. Dezember 1871 das Marineministerium abgegeben hatte, wurde, als Bismarck vorübergehend das Präsidium des preußischen Staatsministeriums niedergelegt hatte, unter Ernennung zum Generalfeldmarschall Präsident und blieb es bis zum 9. November 1873.

[151]) Landwirtschaftsminister seit 9. Dezember 1862; am 13. Januar 1873 durch Graf Königsmarck ersetzt.

[152]) Vgl. den Brief vom 14. Oktober 1875.

[153]) Über v. Stoschs Denkschrift vom 5. November 1872 („betreffend die Entwicklung der deutschen Marine und die sich daraus ergebenden materiellen und finanziellen Forderungen“) urteilt der Geheime Admiralitätsrat Koch in seinen Skizzen „Aus der Zeit des Admirals v. Stosch“ (Berlin 1903) S. 7: Die Leitsätze dieses Planes werde, wer immer Sinn für eine schöne, kraftvolle Sprache und ein starkes patriotisches Empfinden hat, nur mit Vergnügen lesen.

[154]) Am 21. und 22. Mai unternahmen Bundesrat und Reichstag unter Führung Delbrücks, Moltkes und Stoschs eine Fahrt nach Bremen und Wilhelmshaven. Am 21. Mai brachte v. Stosch in Bremen beim Festessen in der Börse ein Hoch auf Deutschlands Handel und Schiffahrt aus („Weser-Zeitung" Nr. 9453, Morgenausgabe vom 22. Mai). Am Tage darauf — Fahrt nach Wilhelmshaven — hielt er zwei Toaste, zunächst auf dem Lloyddampfer „Mosel" auf den Bremer Reeder H. H. Meier (siehe Anm. 143), dann, auf dem „König Wilhelm" als Gastgeber, auf Bundesrat und Reichstag (Weser-Zeitung" Nr. 9454, Abendausgabe vom 23. Mai). Gustav Freytag hat wohl nur Toast I und III verfaßt.

[155]) „Das Nest der Zaunkönige" („Ahnen", II. Band).

[156]) Am 29. Oktober war König Johann von Sachsen gestorben und sein ältester Sohn Albert ihm gefolgt. — Mommsen löste sich im Februar 1874 von der Leipziger Verpflichtung.

[157]) Vom 10. Januar: 91 Zentrum, 4 Welfen, 14 Polen, 9 Sozialdemokraten und 15 Protestler.

[158]) Vgl. das Gesetz betreffend die Wahlen der Abgeordneten zum Volkshause vom 27. März 1849.

[159]) Der 1808 in Zittau geborene Philolog Moritz Haupt war am 5. Februar in Berlin gestorben.

[160]) Generalleutnant C. Krug von Nidda, Generaladjutant König Alberts.

[161]) Septennat (401 659 Mann Friedenspräsenzstärke auf sieben Jahre festgesetzt) als Kompromiß für das aussichtslose Reichsmilitärgesetz (1 % der Bevölkerung bis zum Erlaß einer anderweitigen gesetzlichen Bestimmung).

[162]) L. Löhlein, Die Operationen des Korps des Generals Werder (Berlin 1874).

[163]) „Studien über Truppenführung" von Oberst Julius v. Verdy du Vernois (Berlin 1873—75, zwei Teile in sieben Heften), dem späteren Kriegsminister.

[164]) Der Böttchergeselle Ed. Kullmann hatte am 13. Juli in Kissingen auf Bismarck geschossen.

[165]) „Die Brüder vom deutschen Hause", der „Ahnen" III. Band.

[166]) Am 9. Dezember war der vormalige deutsche Botschafter in Paris, Graf Harry Arnim (1824—81), wegen Vergehens wider die öffentliche Ordnung zu drei Monaten Gefängnis verurteilt worden. Das Kammergericht verschärfte die Strafe am 24. Juni 1875 auf neun Monate. In das Strafgesetz wurde der „Arnim-Paragraph" aufgenommen.

[167]) Vgl. Lenz, Bismarck (3. Aufl., 1911), S. 433.

[168]) Hermann v. Mallinckrodt war am 26. Mai 1874 gestorben.

[169]) Vgl. zu dieser Frage Anm. 219 und Koch a. a. O., S. 8 f. und S. 45 ff. Im Winter von 1874 auf 1875 hatten die Kanonenboote „Nautilus" und „Albatroß", schließlich auch die Glattdeckskorvette „Augusta" in den spanischen Gewässern bedrohte deutsche Interessen geschützt.

[170]) Eine geschiedene Gräfin Dyhrn; vgl. v. Eckardts „Lebenserinnerungen", I, S. 68 f., 177 f. Über die zweite und die dritte Ehe Freytags unterrichten die Briefe vom 21. März 1879 und 19. November 1890, 5. und [nach] 10. März 1891; außerdem natürlich ganz besonders der Ende 1912 bei W. Borngräber in Berlin erschienene Band Briefe Freytags an die dritte Gemahlin aus den Jahren 1884—1895.

[171]) Graf Harry v. Arnim — vgl. Anm. 166 — hatte vom Ausland aus seine Angriffe gegen Bismarck in der Broschüre „Pro nihilo" (Zürich 1875) heftig fortgesetzt und wurde dafür am 5. Oktober 1876 vom Staatsgerichtshof in contumaciam zu fünf Jahren Zuchthaus verurteilt. Vgl. übrigens Bismarcks „Gedanken und Erinnerungen", II, S. 162 ff.

[172]) Am 20. April: v. Stoschs Geburtstag.

[173]) Setzfehler für Östrich, v. Stoschs Weingut.

[174]) Rudolf Delbrück wurde als Präsident des Reichskanzleramts erst unterm 6. Juni durch den gemäßigtliberalen Hessen Karl Hofmann (1827—1910) ersetzt.

[175]) „Markus König“, der „Ahnen“ IV. Band.

[176]) Am 6. Mai 1876 waren in Saloniki bei einem von der mohammedanischen Bevölkerung hervorgerufenen Tumulte die Konsuln von Deutschland und Frankreich erschlagen worden. Das deutsche Schiffsjungenschulschiff „Medusa“, das bei Messina kreuzte, erhielt Befehl, sofort nach Saloniki abzugehen. Da sich aber der Mord in Saloniki bald als Anzeichen einer tiefen Gärung herausstellte und die anderen Mächte entsprechende Kräfte entfalteten, wurden die Panzerfregatten „Kaiser“, „Deutschland“, „Friedrich Karl“ und „Kronprinz“ mit dem Aviso „Pommerania“ nach dem Orient entsandt; vgl. Koch a. a. O., S. 52f.

[177]) Sultan Abd ul Aziz war in der Nacht vom 29. zum 30. Mai zur Abdankung gezwungen worden; am 4. Juni ward er ermordet.

[178]) Ende Oktober 1869, als der Kronprinz zur Eröffnung des Suezkanals nach dem Orient gereist war.

[179]) In der Tat wurde Dr. Otto Robert Georgi (geb. 1831), seit Oktober 1874 zweiter Bürgermeister von Leipzig, im Oktober 1876 zum Oberbürgermeister gewählt und blieb es bis zum 30. September 1899. Auch er gehörte zum Kitzingklub (Freytag, v. Treitschke, Mathy usw.).

[180]) Vgl. Friedrich Ratzels Biographie „Ed. Friedr. Pöppig“ in der Allgemeinen Deutschen Biographie“, XXVI, S. 421—427 (1888) und seine Veröffentlichung „Aus Ed. Pöppigs Nachlaß“: Mitteilungen des Vereins für Erdkunde zu Leipzig 1887, S. 1 bis 96 (1888).

[181]) Gemeint sind, wie der Brief vom 23. Januar lehrt, Gustav Pfizers anonym erschienene „Gereimte Rätsel aus dem Deutschen Reich“ (Berlin 1876). — Adalbert Falk (1827—1900), war 1872—1879 preußischer Kultusminister.

[182]) Prinzeß Marie von Sachsen-Weimar, seit 26. Mai 1827 Gemahlin des Prinzen Karl von Preußen (1801—83); gest. am 18. Januar 1877.

[183]) „Denkwürdigkeiten des Staatskanzlers Fürsten v. Hardenberg“, herausgegeben von Leopold v. Ranke. (Fünf Bände. Leipzig 1877/78.)

[184]) Hans Heinrich Ludwig v. Held (1764—1842). Vgl. C. Grünhagen, „Zerboni und Held in ihren Konflikten mit der Staatsgewalt“. (Berlin 1897.)

[185]) Gemeint ist wohl H. v. Gagerns Werk: „Mein Anteil an der Politik“. (Sechs Bände, 1822—33 und 1845.)

[186]) Salomon Hirzel (geb. 1804 in Zürich) war am 9. Februar in Halle gestorben. Sein Sohn Heinrich: 1836—94.

[187]) Bei der Generaldebatte zur zweiten Lesung des Reichsbudgets für 1877 (10. bis 12. März) hatte Bismarck, gereizt durch Eugen Richter, einen ziemlich unbegründeten Ausfall gegen v. Stosch gerichtet, indem er eine Differenz aus dem Jahre 1876 bloßlegte. Am 17. März sprach er in „liebenswürdigster Aufgeknöpftheit“ über den Zwischenfall; die von Stosch geforderte schriftliche Erklärung gab er aber nicht. A. v. Stoschs Abschiedsgesuch wurde unterm 25. März (wie man sagte: gegen Bismarcks Willen) abgelehnt. Damit brachte man dann das Entlassungsgesuch Bismarcks vom 1. April (das am 10. April in unbeschränkten Urlaub gemildert ward) in ursächlichen Zusammenhang. Vgl. den Exkurs am Schlusse dieses Buchs und Bismarcks „Gedanken und Erinnerungen“, II, 188.

[188]) Von Friedrich Ötkers „Lebenserinnerungen“ (vgl. Anm. 69) erschienen zwischen 1877 und 1886 drei Bände.

[189]) Den ursprünglichen Sinn dieser — an sich verständlichen — Anspielung vermochte ich nicht zu entdecken. Auch Herr Hauptmann Ulrich v. Stosch, dem ich die Frage unterbreitet hatte, teilte mir unterm 10. September 1912 mit, daß sich in den gleichzeitigen Briefen seines Vaters nichts finde, das den Ausdruck erklären könne.

[190]) Da durch den Russisch-Türkischen Krieg Leben und Eigentum der Levante-Deutschen abermals (vgl. Anm. 176) gefährdet erschienen, schickte die Admiralität ein aus den Schiffen „Kaiser", „Deutschland", „Friedrich Karl", „Preußen" und „Falke" zusammengesetztes Geschwader unter Konteradmiral Batsch nach dem nahen Orient; außerdem ging als Ersatz für das Stationsschiff „Meteor" und zur Verstärkung der Mittelmeerabteilung die Glattdeckskorvette „Viktoria" dorthin ab. Nachdem sich das Geschwader vor Jaffa, Haifa, Beirut, Rhodos und Syra, der mazedonischen und der epirotischen Küste, zuletzt noch im Piräus gezeigt hatte, wurde es heimberufen; dafür wurden nur „Hertha" und „Albatroß" nach dem Mittelmeer dirigiert.

[191]) Der Präsident des evangelischen Oberkirchenrates, Emil Herrmann (1812—85), hatte am 1. Dezember wegen des Scheiterns seiner liberalen Synodalordnung seine Entlassung genommen.

[192]) Die vergeblichen Verhandlungen mit Bennigsen über seinen (Forckenbecks und Stauffenbergs) Eintritt ins Ministerium, dann die Ränke der „Reichsglocken"-Partei, die Anfeindungen des „augusteisch" gesinnten Hausministers Freiherrn Alexander v. Schleinitz, die Begnadigung Philipps von Nathusius-Ludom, eine von Bismarck nicht gebilligte Auszeichnung des Oberhofmeisters der Königin, Grafen M. v. Nesselrode-Ereshoven, des ehemaligen Unterstaatssekretärs v. Gruner Ernennung zum Wirklichen Geheimen Rat u. a. hatten damals Bismarck arg verstimmt und direkt krank gemacht.

[193]) Vgl. den Brief vom 2. Dezember 1880.

[194]) Am 18. Februar heirateten Prinzessin Charlotte den Erbprinzen Bernhard von Sachsen-Meiningen und ihre Cousine Prinzeß Elisabeth den Erbgroßherzog August von Oldenburg.

[195]) Stellvertretung des Kanzlers durch den Grafen Otto zu Stolberg-Wernigerode, der zugleich die Vizepräsidentschaft des preußischen Ministerrats übernehmen sollte (im März genehmigt).

[196]) Am 23. März hatte Kaiser Wilhelm die Entlassung des preußischen Finanzministers Otto Camphausen (1812—96), eine Woche später die des Ministers des Innern Grafen Friedrich v. Eulenburg und die des Handelsministers Heinrich Achenbach genehmigt. Am 28. März hatte das Abgeordnetenhaus die Bildung eines Eisenbahnministeriums verworfen.

[197]) Gegenüber dem Frieden von Santo Stefano. Wegen der kriegerischen Politik des Kabinetts Beaconsfield hatte am 28. März der Staatssekretär des Äußern, Earl Edward Derby, seine Entlassung genommen.

[198]) Nachdem das Panzerschiff „Friedrich der Große" auf dem Wege nach der Nordsee im Belt eine so erhebliche Havarie erlitten hatte, daß es nach Kiel zurückkehren mußte, war am 31. Mai der zum erstenmal in Dienst gestellte „Große Kurfürst" durch Zusammenstoß mit dem „König Wilhelm" im Kanal untergegangen. Vgl. dazu Kochs Skizzen „Aus der Zeit des Admirals v. Stosch" (1903, S. 61—69).

[199]) Am 2. Juni das Attentat Dr. Nobilings auf Kaiser Wilhelm; am 11. Juni Auflösung des Reichstags.

[200]) Am 24. Mai hatte der Reichstag in zweiter Lesung die Regierungsvorlage über ein Gesetz gegen die Sozialdemokratie verworfen. Vgl. übrigens Bismarcks „Gedanken und Erinnerungen", II, 186.

[201]) „Die Geschwister", 1878.

[202]) Des Kanzlers neues Zoll- und Steuerprogramm (Bismarcks Schreiben an den Bundesrat vom 15. Dezember 1878).

[203]) v. Stosch hatte, wie er unterm 24. März 1868 an Freytag schrieb, damals nicht viel von einem näheren Verkehr mit Stephani wissen wollen.

[204]) Über den Untergang des „Großen Kurfürsten"; vgl. Anm. 198.

205) Konteradmiral Reinhold Werner (1825—1909; 1898 Vizeadmiral und 1901 geadelt), hatte sich durch seine Bestätigung des Gutachtens der Sachverständigenkommission über den Untergang des „Großen Kurfürsten" v. Stoschs Ungunst zugezogen und seinen Abschied gefordert und erhalten. Vgl. Koch a. a. O., S. 4, 24, 29 f., 69.

206) „Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert." Erster Teil. Leipzig 1879.

207) Auch unter den Originalbriefen Freytags an v. Stosch ist der vom 2. Dezember 1880 der dem vorliegenden nächstfolgende. Also eine Pause von reichlich anderthalb Jahren, die zu denken gibt. Möglich allerdings auch, daß diese Lücke sich aus den Dingen erklärt, die im Exkurs am Schlusse des Buches berührt sind; dann müßten verschiedene Briefe der Vernichtung anheimgefallen sein.

208) General August v. Goeben, knapp fünf Monate jünger als Freytag, war am 13. November gestorben.

209) „Aus einer kleinen Stadt."

210) 31. Juli.

211) Die Reichstagswahlen von 1881 hatten u. a. ergeben: 45 Nationalliberale (1878 noch 98!), Deutsche Fortschrittspartei 59 (26), Liberale Vereinigung (Sezession) 47, Konservative 50 (59), Deutsche Reichspartei 27 (56). Die Opposition zählte 212 Mitglieder.

212) Freytags Zeitschrift „Im Neuen Reich".

213) Generalfeldmarschall Freiherr Edwin v. Manteuffel — vgl. Anm. 138 — war seit 1. Oktober 1879 kaiserlicher Statthalter im Reichslande. Vorher hatte (seit September 1871) Eduard v. Moeller (1814—80) an der Spitze der Verwaltung Elsaß-Lothringens gestanden.

214) Beschießung Alexandriens durch ein britisches Geschwader unter Edward Seymour am 11. Juli.

215) Von 1881.

216) Die Deutsche Seewarte zu Hamburg, seit 1875 als Reichsanstalt dem Chef der Admiralität unterstellt.

217) Die Verabschiedung v. Stoschs unterm 20. März. Des Kaisers Erlaß an ihn war äußerst anerkennend; vgl. Koch a. a. O., S. 74 f.

218) General Emil v. Albedyll (1824—97) war 1871—88 Chef des Militärkabinetts.

219) Sicher handelt es sich — auch nach Ansicht der Redaktion der „K. Z.", die sich die größte Mühe gab, Genaueres zu ermitteln — um den Artikel „Deutsche Kolonisation", der mit der Phantasiechiffre „S. U." in der „Kölnischen Zeitung" Nr. 201 vom 22. Juli 1883, 2. Blatt, abgedruckt steht. Er beschäftigt sich mit dem Verhalten der deutschen Auswanderer, die bei der Gründung von Niederlassungen am meisten in Betracht kommen: den Missionaren, den Kaufleuten und den Bauern, und beantwortet dabei die Frage, von welcher dieser drei Gruppen draußen eine Bewahrung deutschen Nationalgefühls zu erwarten sei, dahin, daß einstweilen der auswandernde Landbewohner der am meisten versprechende Stoff sei. Vgl. den Brief vom 30. November 1884.

220) „D. Luther, eine Schilderung"; den „Bildern aus der deutschen Vergangenheit" entnommen.

221) „Lettere edite ed inedite del Conte Camillo di Cavour", veröffentlicht von L. Chiala (Turin 1883—87; deutsch: Leipzig 1884 ff.).

222) Herzog Ernst hatte seinen Freund Freytag am 16. September in Siebleben besucht: Briefwechsel, ed. Tempeltey, S. 295.

223) In ihrer unverständigen Opposition gegen Ferrys deutschfreundliche und hinterindische Politik.

224) Kronprinz Friedrich Wilhelm von Preußen.

225) Herzog Ernsts Beziehungen zum herzoglich Edinburgschen Hofe waren damals einigermaßen getrübt.

[226]) „Das Zeitalter Friedrichs des Großen und Josephs II.“; erste Hälfte: 1740—45 (Gotha 1883).

[227]) Vgl. das Vorwort.

[228]) „Luther und die deutsche Nation“ (auch in den Preußischen Jahrbüchern LII und im IV. Bande seiner „Aufsätze“ (ed. Liesegang, 1897).

[229]) Geburtstag der Kronprinzessin Viktoria.

[230]) König Alfons XII. von Spanien hatte Ende September Kaiser Wilhelm in Homburg besucht und war, zum Chef eines Straßburger Regiments ernannt, auf der Rückreise in Paris am 29./30. September vom Pöbel beleidigt worden. Kronprinz Friedrich Wilhelm erwiderte den Besuch am 18. November von Genua aus (Rückkehr: 16. Dezember).

[231]) Das kronprinzliche Geschwader bestand aus: „Prinz Adalbert“, „Sophie“ und „Loreley“.

[232]) Über die spanische Reise des Kronprinzen.

[233]) Freytags zweiter Sohn aus zweiter Ehe, gestorben am 19. Januar. Der andere Sohn, Gustav (geb. 16. August 1876), blieb dem Vater erhalten.

[234]) Vgl. Artur Singer, Bismarck in der Literatur (2. Aufl., Wien 1912).

[235]) „More leaves from the journal of our life in the Highlands, 1862—82“ (1884). — Freiherr Christian Friedrich v. Stockmar (1787—1863) war seit 1837 Vertrauter Viktoriens und Alberts gewesen; sein Sohn Ernst v. Stockmar (1823—86) war Privatsekretär der Kronprinzessin Viktoria (vgl. den Brief vom 13. Mai 1886 und Freytags „Erinnerungen“, 1899, S. 312 ff.)

[236]) Generalleutnant und Vizeadmiral Leo v. Caprivi (1831—1899).

[237]) Vgl. dazu den nächsten Brief, der, anscheinend ursprünglich ganz ohne Datum, von einem früher in Aussicht genommenen Bearbeiter vom „Herbst 1884“ datiert worden ist, was ich aus den verschiedensten inneren Gründen ablehnen muß; denn die erste Lesung der Marinevorlage war am 18., die dritte schon am 28. März.

[238]) 20. April, Quasimodogeniti.

[239]) Graf Karl v. Usedom (vgl. Anm. 59), bis 1879 kommissarischer Generaldirektor der königlichen Museen in Berlin, war am 22. Januar in San Remo gestorben. Also wohl Testamentarisches gemeint. Denn an den späteren Admiral Guido v. Usedom (geb. 1854) darf man in diesem Zusammenhange kaum denken: persönlicher Adjutant des Prinzen Heinrich wurde er erst 1886. Daneben gab es noch einen Eduard v. Usedom, der als Oberst a. D. Anfang 1896 gestorben ist; sein Sohn Ernst, zuletzt (1897) Kommandant des Zeughauses in Berlin, war 1884 Major, kommt also ebensowenig in Betracht.

[240]) Vgl. den Brief vom 15. Dezember 1889.

[241]) Dr. med. et phil. h. c. Wilhelm Kobelt (geb. 1840) zu Schwanheim in Hessen-Nassau, Zoogeograph. Vgl. auch den Brief vom 7. Juli.

[242]) Pfingsten (1. Juni).

[243]) Siehe den Exkurs am Schlusse des Buchs! Zu Max von Forckenbeck (1821 bis 1892) vgl. übrigens auch den Brief vom 4./5. Dez. 1871.

[244]) Vgl. den Brief vom 17. August 1884.

[245]) Robert Koch hatte damals (1883) als Leiter der deutschen Cholerakommission in Ägypten zu Kalkutta und sonst in Indien den Erreger der asiatischen Cholera, den Kommabazillus, entdeckt.

[246]) Vgl. den Brief vom 21. Mai 1889.

[247]) Über den Ehrenbeleidigungsprozeß Bismarck—Mommsen — wegen gewisser Ausdrücke in Mommsens Rede vor der Charlottenburger Wählerversammlung vom 24. September 1881 — vgl. L. M. Hartmann: Biographisches Jahrbuch, IX (1906), S. 497—499.

[248]) Heinrich Laube war am 1. August gestorben; 1869/70 hatte er das Leipziger Stadttheater geleitet. Die Bekanntschaft mit ihm stammte aber schon aus dem Winter von 1846 auf 1847; vgl. Freytags „Erinnerungen“, S. 197.

[249]) Robert v. Keudell (vgl. Anm. 105) war 1876-87 Botschafter beim Quirinal.

[250]) Am 18. Oktober 1884 war Herzog Wilhelm von Braunschweig, das letzte Glied der älteren Linie, gestorben. Unterm 21. Oktober 1885 wurde Prinz Albrecht von Preußen zum Regenten gewählt. Vgl. den Brief vom 28. Mai 1885.

[251]) Vgl. den Gedankengang des in Anm. 219 skizzierten Artikels!

[252]) Am 29. November hatte die ultramontan-fortschrittliche Mehrheit der Budgetkommission des Reichstags die Vorlage über Anstellung eines zweiten Direktors im Auswärtigen Amt mit einem Gehalte von 20000 Mark gestrichen. Das Plenum beschloß am 15. Dezember dementsprechend (141 ultramontane und radikale Stimmen gegen 119). Daraufhin ein wahrer Sturm nationaler Vertrauensadressen an den Kanzler.

[253]) Metternichs Memoiren, die in der Tat die historische Kritik nicht zu ertragen vermochten, waren 1880—84 in dem Achtbänder „Aus Metternichs nachgelassenen Papieren" erschienen.

[254]) Ernst Augusts, Herzogs von Cumberland, ältester Sohn Georg Wilhelm war damals vier Jahre alt (1912 verunglückt). Vgl. Anm. 250 und 259.

[255]) Aus den Erträgen der „Bismarckspende" zum 70. Geburtstag des Reichskanzlers (2750000 Mark) wurde ihm das 1830 der Familie verloren gegangene Hauptgut Schönhausen geschenkt. Den Überschuß (1230000 Mark) bestimmte Bismarck zu einer „Schönhausen-Stiftung", aus der Kandidaten des höheren Lehramts Stipendien von je 1000 Mark erhalten.

[256]) Karl Schwarz, freisinniger protestantischer Theolog, seit 1876 Generalsuperintendent in Gotha, ein Gründer des Protestantenvereins, war am 25. März gestorben.

[257]) Hugo Zöller (geb. 1852), Mitarbeiter der „Kölnischen Zeitung" und Forschungsreisender.

[258]) Henning v. Holtzendorff (geb. 1853), war 1885 Kapitänleutnant und 1909—13 Chef der Hochseeflotte. Sein Admiral war 1885 Ernst Knorr.

[259]) Am 18. Mai hatte Preußen beim Bundesrat beantragt, eine Regierung des Herzogs von Cumberland (vgl. den Brief vom 11. November 1884) in Braunschweig für „mit dem inneren Frieden und mit der Sicherheit des Deutschen Reiches nicht vereinbar" zu erklären. Am 2. Juli beschloß der Bundesrat, daß eine Regierung Ernst Augusts in Braunschweig mit den Grundprinzipien der Bündnisverträge und der Bundesverfassung nicht vereinbar sei. Die braunschweigische Landesversammlung hatte dem schon am 30. Juni zugestimmt, beteiligte sich dann aber an den weiteren Verhandlungen des Bundesrats nicht mehr. Vgl. A. Triepel, Das braunschweigische Regentschaftsgesetz vom 16. Februar 1879 (Braunschweig 1910, S. 85 f.).

[260]) Am 15. Juni. Vgl. Anm. 3.

[261]) Freytag meint: bis zum 1. Juli hält er noch die „Kölnische Zeitung", vom 1. Juli an auch die „Nationalzeitung".

[262]) Freytag war mit seinem Sohne Gustav am 2. und 3. Juli bei Herzog Ernst auf dem Callenberg gewesen (Tempeltey, S. 299).

[263]) v. Stosch hatte anscheinend darauf spekuliert, Manteuffels Nachfolger als kaiserlicher Statthalter im Reichslande zu werden. (Manteuffel war am 17. Juni gestorben.) An seiner Stelle wurde es Fürst Hohenlohe (bis 1894).

[264]) Zur Ausarbeitung der ersten Regierungserlasse, die bei einem plötzlichen Thronwechsel vom künftigen Kaiser erwartet wurden. Vgl. den Brief vom 30. April 1888.

[265]) Graf Götz von Seckendorff-Gudent, Oberhofmeister der Kronprinzessin (und Kaiserin) Friedrich. Freytag hat ohne Zweifel seinen Einfluß arg überschätzt. Für diese Behauptung stehen mir die besten Zeugnisse zur Seite.

[266]) Also am 6. September.

[267]) Der Karolinenstreit, am 22. Oktober durch den Schiedsspruch Papst Leos XIII. geschlichtet.

[268]) Kapitän zur See Guido Karcher (1844–1905), wurde damals Oberwerftdirektor in Wilhelmshaven. Doch 1889 zum Konteradmiral befördert, schied er erst im September 1899 aus der Reihe der aktiven Seeoffiziere.

[269]) Joseph Kürschner (1853—1902). Damals leitete er die Zeitschrift „Vom Fels zum Meer" in Stuttgart. Herzog Ernst hatte ihn schon 1881 zum Professor ernannt.

[270]) Prinz Alexander von Battenberg, seit 1879 Fürst von Bulgarien, hatte am 21. September 1885 in Philippopel die Vereinigung seines Fürstentums mit Ostrumelien verkündet. Daraufhin erklärte am 14. November König Milan von Serbien den Bulgaren den Krieg.

[271]) Gustav Gräf (1821–95) war wegen seines „Märchens" (1880) in Verwicklung mit der preußischen Justiz geraten. — Karl Frenzel ist 1827 geboren.

[272]) Erich Wetzels „Grundriß der deutschen Grammatik" ist 1908 in 122., sein „Leitfaden für den Unterricht in der deutschen Sprache" 1909 in 57. Auflage erschienen. Auch seine „Deutsche Sprache" hatte es 1904 auf 12 Auflagen gebracht.

[273]) Die „Theoretisch-praktische deutsche Grammatik" des alten Joh. Chr. Aug. Heyse (1764—1829) wurde in 5. Auflage von seinem Sohne Karl Wilhelm Ludwig (1798—1855) umgearbeitet; noch viel mehr Auflagen erlebte seine „Deutsche Schulgrammatik" in der Bearbeitung von O. Lyon (1900: 26. Auflage).

[274]) Nach Alexanders Siegen über Serbien (17.—20. November) hatte Österreich-Ungarn die Einstellung der Feindseligkeiten erzwungen. Doch konnte Bulgarien im folgenden die Vereinigung mit Ostrumelien behaupten. In Griechenland wünschte das Volk schon seit Oktober einen Krieg gegen die Türkei.

[275]) Gemeint ist wohl das Polen-Problem. Vgl. Anm. 281.

[276]) „Deutsche Geschichte", 3. Teil: Bis zur Julirevolution.

[277]) Sicherlich Herzog Ernsts anonyme politische Schrift „Frauenhände und Mitregenten in Deutschland". Vgl. dazu Tempelteys Ausgabe des Briefwechsels zwischen Freytag und Herzog Ernst, S. 300 f.

[278]) Vom Schwarzen Adler.

[279]) Robert v. Puttkamer hatte als preußischer Kultusminister (1879—81) durch Erlaß vom 21. Januar 1880 eine vereinfachte deutsche Rechtschreibung eingeführt.

[280]) Hermann Bonitz (1814–88) war 1875—88 Vortragender Rat im preußischen Unterrichtsministerium.

[281]) Am 15. und 16. Januar war im Reichstage die Interpellation v. Jazdzewski betreffend Ausweisung Nichtdeutscher aus den östlichen Provinzen des preußischen Staates nebst den Anträgen Liebknecht, v. Jazdzewski, Ausfeld und Windthorst behandelt worden. Dabei waren die Nationalliberalen (Marquardsen) und die Konservativen für die Ausweisungen (wenn auch nicht in ihrem ganzen Umfang) eingetreten; darum fielen auch alle Anträge mit Ausnahme des Windthorstschen. Die Verteidigung der Regierung durch die Nationalliberalen war tatsächlich recht matt gewesen.

[282]) Richard Schöne (geb. 1840), 1880—1905 Generaldirektor der Kgl. Museen in Berlin.

[283]) Herzog George von Marlborough (1844—92) hatte 1884 die vom großen Marlborough einst gestiftete Bildergalerie verkauft.

[284]) Julian Schmidt, nur anderthalb Monate älter als Stosch, war am 27. März gestorben. Er hatte von 1848—61 gemeinsam mit Freytag die „Grenzboten" besessen und geleitet. Freytags Nachruf: Preußische Jahrbücher LVII, 584.

[285]) Des Kronprinzen Friedrich Wilhelm.

[286]) Ernst v. Stockmar, Privatsekretär der Kronprinzessin, war am 6. Mai gestorben.

[287]) Siehe Vorwort!

[288]) Ludwig Freiherr von Ompteda, früher hannöverscher Finanzrat und Geschäftsträger zu München (1866/67) und Stuttgart, dann preußischer Kammerherr und Schloß-

hauptmann von Montabaur; Verfasser des Werks „Die von Kronberg und ihr Herrensitz“ (Frankfurt a. M. 1899).

[289]) 1. Juni. Vgl. den folgenden Brief.

[290]) Siebzigster Geburtstag Freytags. Über die beiden Leipziger Freunde Karl Ludwig, Professor der Physiologie, und Dr. Rudolf Wachsmuth, Direktor der Kreditanstalt, vgl. Freytags „Erinnerungen“, S. 342 f. und unten Anm. 450. Von besonderem Interesse ist der an den Historiker Ernst Curtius gerichtete Brief, in dem der Kronprinz für die Verleihung des Ordens Pour le mérite an Gustav Freytag wirbt. „Meines Erachtens gehört derselbe zu den hervorragendsten Größen innerhalb unserer Literatur“ — so begründet Kronprinz Friedrich die geplante Ehrung am 26. Juni 1886 — „welcher ebenso für die nationale Richtung wie auch für die gute und gesunde Strömung, von der nur edle und hohe Gedanken ausgehen, erfolgreich gewirkt hat. Wie er für den Verfasser des besten modernen Lustspiels gilt, so darf man seine Bilder aus der deutschen Vergangenheit nebst den „Ahnen“ sicherlich als eine nationale Dichtung ersten Ranges ansehen, wie wir wohl keine zweite besitzen, und welche ihm einen höchst ehrenvollen Namen für alle Zeiten in unserer Literaturgeschichte sichern. — Bedenkt man nun, daß seit Uhland und Rückert kein deutscher Dichter (leider auch Geibel nicht) den Orden erhielt, so bin ich der Meinung, daß jetzt, wo durch Rankes Heimgang eine Vakanz eingetreten ist, die erwünschte Gelegenheit sich bietet, gedachtem Musensohn eine hohe Auszeichnung zukommen zu lassen.“ (Ernst Curtius, Ein Lebensbild in Briefen. Neue Ausgabe. Von Friedrich Curtius. Zweiter Band. Berlin 1913. S. 176 f.) Vgl. dazu den Brief vom 27. Januar 1887.

[291]) Vom 13. Juni: König Ludwigs II. Tod im Starnberger See.

[292]) Alexander III. (1881—94). Sein ältester Sohn Nikolaus ist am 18. Mai 1868 geboren. Vgl. dazu den Brief vom 15. August.

[293]) Max Duncker war am 21. Juli gestorben. Vgl. Anm. 22.

[294]) Herzog Ernst an Freytag: 11. Juli 1886; Ablehnung Freytags: 10. August (Tempeltey, S. 303—305). Vgl. auch den Brief vom 2. September 1888.

[295]) Freytag hat selber dazu an den Rand geschrieben: „Autorität: [Henning von] Holtzendorff.“

[296]) Am 8. August.

[297]) 21. August Entführung des Fürsten Alexander, 24. August Sturz der provisorischen Regierung, 29. August Rückkehr Alexanders und vergebliches Telegramm an den Zaren, 3. September Abdankung und 7. September Abschied.

[298]) Unterm 12. Juli war die 1878 verbürgte Freihafenstellung Batums aufgehoben worden.

[299]) Michael N. Katkow (1820—87), leidenschaftlicher Deutschenfeind, nationalistisch und reaktionär-absolutistisch gesinnt.

[300]) Karl Stauffer-Bern (1857—91), von Max Jordan nach Siebleben gesandt. Freytags Bildnis hängt in der Berliner Nationalgalerie. Vgl. auch Anm. 451.

[301]) Theodor Mommsen war ziemlich anderthalb Jahre jünger als Freytag. Vgl. den Brief vom 14./17. Dezember 1873.

[302]) Max Jordan (1837—1906), seit dem Ausscheiden Julian Schmidts Miteigentümer der „Grenzboten“ und 1874—95 Direktor der Nationalgalerie in Berlin (vgl. A. v. Werner, „Erlebnisse und Eindrücke“, Berlin 1913, S. 175 f., 271 ff., 363, 519 f.). Ihm war 1903 von der Witwe Freytags die Aufgabe zugedacht, die Herausgabe dieser Briefe zu besorgen; doch beantwortete er nach eigenem Zeugnis am 20. August die zweite Anfrage „dilatorisch“ und ist dann darüber hinweggestorben.

[303]) Vom 25. September bis 20. November weilte der russische General Kaulbars als „diplomatischer Agent“ in Sofia.

[304]) Am 9. November hatte Lord Salisbury beim Lord-Mayor-Bankett in London das Einvernehmen Großbritanniens mit Österreich-Ungarn in der bulgarischen Sache betont.

[305]) W. Braune (1831—92), seit 1866 Professor in Leipzig, 1870/71 konsultierender Generalarzt im XII. Armeekorps. Er arbeitete u. a. über Gelenkbewegungen und den Schwerpunkt des menschlichen Körpers mit Rücksicht auf die Ausrüstung des Infanteristen. Im Briefe vom 16. November 1889 kommt Freytag nochmals auf die Angelegenheit zurück.

[306]) Des Ordens Pour le mérite; vgl. oben Anm. 290! Die Kabinettsorder war vom 21. Januar datiert.

[307]) Nach der Auflösung vom 14. Januar. — Freytags Prognostikon war falsch: die Wahlen ergaben eine konservativ-nationalliberale Mehrheit.

[308]) Dürfte mit Jacobinis Depesche zusammenhängen, daß der Päpstliche Stuhl den Wunsch hege, das Zentrum möge die Reichsregierung in der Militärfrage unterstützen.

[309]) Vgl. das Vorwort.

[310]) Sic!

[311]) Am 13. März waren in Petersburg drei Studenten verhaftet worden, die Sprenggeschosse trugen. Die Polizei entdeckte eine neue Verschwörung gegen das Leben des Zaren.

[312]) F. Böttcher, Ed. Stephani; ein Beitrag zur Zeitgeschichte (Leipzig 1887).

[313]) Generaladjutant Graf Heinrich v. Lehndorff (1829—1905), seit 1866 Kaiser Wilhelms I. unzertrennlicher Begleiter.

[314]) Fürst Anton Radziwill (1833—1904), ebenfalls seit 1866 als Flügel- und dann Generaladjutant in der unmittelbaren Umgebung des Kaisers.

[315]) „69 Jahre am Preußischen Hofe." Aus den Erinnerungen der Oberhofmeisterin S. M. Gräfin v. Voß (Leipzig 1876).

[316]) Sophie Gräfin Schwerin: Vor 100 Jahren; herausgegeben von ihrer Schwester Amalie von Romberg. (Neue Ausgabe: Band I von Ed. König, Leipzig 1909, Band II von P. Schreckenbach, 1911).

[317]) Moltkes „Russisch-türkischer Feldzug in der europäischen Türkei," 1844 vollendet und 1845 in 1., 1877 in 2. Auflage erschienen.

[318]) Ostern: 10. und 11. April.

[319]) Dem kranken Kronprinzen Friedrich Wilhelm.

[320]) Vgl. Ulrich v. Stoschs Nachwort zu den „Denkwürdigkeiten" seines Vaters, S. 274.

[321]) L. Hahn, Fürst Bismarck (Berlin 1878—91; der 5. Band von K. Wippermann). — Moritz Busch, „Unser Reichskanzler" (Leipzig 1884, 2 Bände) und „Fürst Bismarck und seine Leute während des Krieges mit Frankreich" (Leipzig 1878, 2 Bände).

[322]) 29. Mai.

[323]) Vgl. den Brief vom 16. Mai.

[324]) Der Kehlkopfspezialist Karl Gerhardt (1833—1902). Das Authentischste über die damals heißumstrittene Leidensgeschichte Kronprinz und Kaiser Friedrichs bietet jetzt die Monographie von Arend Buchholtz: Ernst v. Bergmann (Leipzig 1911), S. 461—500. Gerhardt hatte Krebs schon am 15. Mai 1887 diagnostiziert; Bergmann bestätigte den Verdacht einer bösartigen Neubildung am 16. Mai; aber erst am 5. März 1888 gab Sir Morell Mackenzie auf Grund des anatomischen Befunds zu, daß es sich um Krebs handle, und — behielt das Vertrauen der Herrschaften. Noch am 8. April bestritt er abermals, daß Krebs vorliege. Am 30. April trat Bergmann von der Behandlung zurück. Gerhardt und Bergmann waren dann an der Herstellung der Rechtfertigung „Die Krankheit Kaiser Friedrich des Dritten" (Berlin 1888) hervorragend beteiligt; sie erschien am 11. Juli. Morell Mackenzie antwortete darauf im Oktober mit der Broschüre „Friedrich der Edle und seine Ärzte" (Styrum 1888).

[325]) Wanda Gerhardt, geb. v. Barby.

[326]) Kronprinz Friedrich Wilhelm hatte am 21. Juni in London an der 50jährigen Regierungsjubelfeier der Königin Viktoria teilgenommen.

[327]) Hermann Nothnagel (1841—1905), seit 1882 in Wien.

[328]) Katkow — siehe Anm. 299 — war am 1. August gestorben.

[329]) Prinz Ferdinand von Sachsen-Koburg und Gotha war am 7. Juli als Ferdinand I. von der Sobranje zum erblichen Fürsten von Bulgarien erwählt worden. Sein Vater war Prinz August (1818—81), ein Oheim Herzog Ernsts.

[330]) 3. Oktober.

[331]) Vgl. dazu Freytags Urteil vom 24. November über Herzog Ernsts Memoirenwerk „Aus meinem Leben und aus meiner Zeit", an den Verfasser gerichtet: Tempeltey, S. 310 ff.

[332]) Am 18. November in Berlin, auf der Rückreise von Kopenhagen.

[333]) In Frankreich der Prozeß gegen General Caffarel wegen Vertriebs von Ehrenlegionsorden, worein Grevys Schwiegersohn Wilson verwickelt ward; am 24. November erster Entschluß des Präsidenten, sein Amt niederzulegen. — In Rußland Aufdeckung einer Fälschung von Aktenstücken, die den Zweck hatte, den Zaren gegen Deutschland aufzubringen (veröffentlicht im „Deutschen Reichsanzeiger" vom 31. Dezember).

[334]) Bismarcks große Reichstagsrede vom 6. Februar.

[335]) Am 9. Februar in San Remo. — Am gleichen Tage 1913 hat Kaiser Wilhelm II. dem Geh. Medizinalrate Prof. Dr. v. Bramann (gest. 27. April 1913), in Halle telegraphisch für den „in schwerer Leidenszeit geleiteten verantwortungsvollen und großen Dienst" pietätvoll gedankt.

[336]) Am 9. März war Kaiser Wilhelm I. gestorben, am 10. der todkranke Kaiser Friedrich III. von San Remo nach Deutschland abgereist.

[337]) Die Erlasse an den Reichskanzler vom 12. März 1888 hatten Geffcken, Roggenbach und Stosch schon im Juli 1885 (vgl. den Brief vom 2. September 1885) entworfen. Franz Freiherr v. Roggenbach (1825—1907), 1861—65 badischer Minister des Auswärtigen, bei dem im Verfolg des Geffckenprozesses — vgl. die Briefe vom 2. Oktober 1888 ff. — belastende Briefe beschlagnahmt worden waren, bekundete bei seiner Vernehmung folgendes:

> Als Kaiser Wilhelm im Jahre 1885 zu Ems einen tiefen Ohnmachtsanfall gehabt habe und ein plötzliches Hinscheiden zu befürchten gewesen sei, sei ihm ein vom Kronprinzen früher geäußerter Wunsch, auf einen solchen Fall vorbereitet und namentlich gerüstet zu sein, die bei seinem Regierungsantritt erforderlichen öffentlichen Kundgebungen unverzüglich erlassen zu können, ins Gedächtnis gekommen und sei bei einer in jene Zeit fallenden Zusammenkunft mit dem Angeschuldigten auf dem Gute des Generals v. Stosch zu Östrich a. Rh. der Entwurf der erforderlichen Proklamationen besprochen worden. Dabei habe er betont, daß nach den Intentionen des hochseligen Kaisers, damaligen Kronprinzen, in allen Kundgebungen dessen Bestreben, sich die Dienste des Reichskanzlers zu erhalten, den Ausgangspunkt bilden müsse. Dieser Instruktion gemäß habe der Angeschuldigte demnächst die beiden Kundgebungen entworfen und sie ihm mittels Schreibens vom 2. August 1885 übersandt, worauf er sie nach Vornahme einiger Abänderungen noch im Laufe desselben Monats dem Kronprinzen auf der Mainau persönlich übergeben habe.

[338]) Die „Academia Caesarea Leopoldina-Carolina Germanica naturae curiosorum", 1652 in Wien gestiftet, seit 1878 von Halle aus geleitet.

[339]) Am 18. Juni Beisetzung der Leiche Kaiser Friedrichs III. zu Potsdam, am 25. feierliche Eröffnung des Reichstags durch Kaiser Wilhelm II.

[340]) Am 21. Juni war Herzog Ernst 70 Jahre alt geworden.

[341]) Die Adresse der philosophischen Fakultät der Friedrich-Wilhelms-Universität Berlin zu Freytags goldenem Doktorjubiläum am 30. Juni: Alfred Dove, G. Freytag und H. v. Treitschke im Briefwechsel (Leipzig 1900), S. 192 f.

[342]) Geschehen durch die Schrift: „Der Kronprinz und die deutsche Kaiserkrone". Vgl. Freytag an Heinrich Hirzel 10. September 1889: „Durch den Hinweis darauf habe ich eine literarische Zumutung abgewehrt, welche mir von der Kaiserin Friedrich gestellt wurde." Vgl. auch den Brief vom 21. Mai 1889.

[343]) Prinz Oskar war am Tage vorher geboren worden.

[344]) Zum Gedanken, Schloß Tenneberg in Thüringen anzukaufen und umzubauen, vgl. Tempelteys Briefwechsel zwischen Freytag und Herzog Ernst, S. 320, Anm. 3.

[345]) Vgl. oben den Brief vom 26. Juli 1886 und Freytag an Herzog Ernst: Tempeltey, S. 321.

[346]) Zum Oberpräsidenten von Hannover; am 29. August.

[347]) Friedrich Heinrich Geffcken (1830—96) hatte Auszüge aus einem vom Kronprinzen Friedrich Wilhelm 1870/71 geführten, ihm Ende Februar oder Anfang März 1873 vertraulich mitgeteilten Tagebuch im Oktober-Heft der „Deutschen Rundschau" (ausgegeben am 20. September) veröffentlicht. Bismarck veranlaßte ein Strafverfahren gegen ihn; ohne Glück. Das Reichsgericht beschloß am 4. Januar 1889, Geffcken außer Verfolgung zu setzen, da für die Annahme seines Bewußtseins von der Strafbarkeit seiner Handlung keine genügenden Gründe vorlägen. Daraufhin ließ Bismarck am 17. Januar die Anklageschrift drucken.

[348]) Ebenfalls kurz vorher, Anfang September, erschienen; vgl. die Briefe vom 19. September 1888 und vom 2. September 1889.

[349]) Am 18. Oktober.

[350]) Sie „wollte nur nicht nach Preußen", wie sie sich dem Herzog Ernst von Sachsen-Coburg gegenüber ausgedrückt hatte. Ehe sie von 1889 an auf dem Gelände der Villa Schönbusch bei Kronberg das Schloß Friedrichshof erbauen und von 1892 an die Ruinen der alten Doppelburg Kronberg zu neuem Leben erwecken ließ, hatte sie an den Erwerb von Schloß Tenneberg in Thüringen, ja an den des „Kgl. sächsischen Albrechtshofes" gedacht, wie Freytag am 19. September an Stosch geschrieben hatte.

[351]) Zum 2. Bande des herzoglichen Memoirenwerkes vgl. Freytag an Ernst II.: Tempeltey, S. 322 f.

[352]) A. v. Stosch hatte als Zeuge bekundet:

> Im Jahre 1886 oder 1887 habe der damalige Kronprinz zu ihm geäußert, er könne ihm sein Tagebuch von 1870/71 nicht mitteilen, da dasselbe zu viel Persönliches enthalte; übrigens würde dasselbe auch vor einer langen Reihe von Jahren nicht zur Veröffentlichung gelangen können, da darin auch zu viel Politisches enthalten sei;

und der „Schriftsteller, Geheime Rat Dr. Freytag":

> In der Zeit von 1873 bis 1876 habe er dem hochseligen Kaiser, dem damaligen Kronprinzen, in dessen Hauptquartier er sich während eines Teils des Krieges von 1870/71 befunden, auf ergangene Einladung in Potsdam seine Aufwartung gemacht und bei dieser Gelegenheit auf Anordnung des Kronprinzen durch den Kabinettssekretär v. Normann ein von Kanzleihand geschriebenes Tagebuch von 1870/71 zur Lektüre übergeben erhalten. Nach beendigter Lektüre habe er dem Herrn von Normann gegenüber geäußert und die dringende Bitte ausgesprochen, daß eine Veröffentlichung des Tagebuchs sowie überhaupt eine Mitteilung desselben an Dritte, wie eine solche hinsichtlich früherer Tagebücher [vgl. Anm. 38] erfolgt sei, unter allen Umständen unterbleiben möchte. Zu dieser Meinungsäußerung sei er hauptsächlich veranlaßt durch die in dem Tagebuch enthaltenen, übrigens mit den von dem Kronprinzen während des Krieges ihm mündlich kundgegebenen Auffassungen übereinstimmenden Mitteilungen über die Gründung des Reichs, deren Bekanntwerden ihm für das Wohl

des letzteren sowie für das Ansehen des hohen Verfassers selbst als durchaus unzuträglich erschienen sei. Auf seine Äußerungen habe sich auch der Kronprinz im zustimmenden Sinne erklärt.

Vgl. dazu Treitschke an Freytag unterm 22. Januar 1889 (Briefwechsel, ed. Dove, S. 197 f.)

[353]) C. von Clausewitz, Nachrichten über Preußen in seiner großen Katastrophe (Berlin 1888, Heft 10 der „Kriegsgeschichtlichen Einzelschriften", herausgegeben vom Großen Generalstabe).

[354]) Henry Morton Stanley (1841—1904) war damals auf seiner Emin-Pascha-Expedition. — Herm. Wissmann (1853—1905) dämpfte den Araberaufstand in Deutsch-Ostafrika.

[355]) W. v. Melle, Gustav Heinrich Kirchenpauer, ein Lebens- und Zeitbild (Hamburg und Leipzig 1888.)

[356]) Sir Robert sollte — nach Bazaines Geständnis — in der ersten Hälfte des Augusts 1870 den Franzosen von Darmstadt aus, wo er engl. Gesandter war, eine wichtige militärische Nachricht zugesandt haben. Bismarck ließ deswegen ein offiziöses Verfahren gegen ihn einleiten. Vgl. den Briefwechsel zwischen Freytag und Herzog Ernst, ed. Tempeltey, S. 324 f., und die von Ernst Elster herausgegebenen „Vermischten Aufsätze" Freytags, II, S. 374 f. Eine umfangreiche Sammlung von Briefen Sir Robert Moriers (1826 – 93) ist Anfang 1913 von seiner Tochter Victoria, Frau Kapitän z. S. Roßlyn Wemyß, veröffentlicht worden.

[357]) Am 30. Januar Tod des Kronprinzen Rudolf in Meyerling bei Baden.

[358]) Kaiser Wilhelm II. war am 19. Juli 1888 in St. Petersburg gewesen.

[359]) Verdy du Vernois, Gouverneur von Straßburg — vgl. Anm. 163 und 427 —, wurde unterm 19. April an Stelle Bronsarts v. Schellendorff zum preußischen Kriegsminister ernannt.

[360]) Friedrich v. Bodenstedt feierte am 22. April seinen 70. Geburtstag (gest. 18. April 1892).

[361]) Hier hatte Bodenstedt 1880 Vorlesungen gehalten.

[362]) Kammerherr v. Normann, vom Sommer 1864 bis Sommer 1884 erst Privatsekretär, dann Hofmarschall des Kronprinzen Friedrich Wilhelm, seit August 1884 preußischer Gesandter in Oldenburg (vgl. den Brief vom 17. August 1884) und Braunschweig, ein intimer Freund Stoschs und Freytags, war Mitte Juli 1888 gestorben. Vgl. den Brief vom 13. Oktober 1889.

[363]) Am 16. Mai hatte der Kaiser eine Abordnung von Arbeitern aus dem rheinisch-westfälischen Kohlenrevier empfangen.

[364]) Freytags spätere dritte Gattin; vgl. den Brief von Mitte März 1891.

[365]) Pfingsten fiel 1889 auf den 9. Juni.

[366]) Alfred Dove übernahm 1891 doch die Leitung der wissenschaftlichen Beilage und 1892 die der ganzen „Allgemeinen Zeitung" (bis Ende dieses Jahres).

[367]) Hans Bronsart v. Schellendorff (geb. 1830), 1887—95 Hoftheaterintendant zu Weimar; seit 1861 vermählt mit der Pianistin und Komponistin Ingeborg Starck geb. 1840).

[368]) Herzog Ernst II. von Koburg; ein trefflicher Musiker und Komponist.

[369]) „Unter deutscher Flagge quer durch Afrika" (Berlin 1889).

[370]) „Fünf Jahre deutscher Kolonialpolitik", von Friedrich Fabri (1821—91).

[371]) Prinz Philipp und seine Frau Luise, geborene Prinzessin von Belgien; seit 1906 geschieden.

[372]) „Aus meinem Leben und aus meiner Zeit", dritter Band (Berlin 1889); vgl. den Brief vom 15. Dezember.

[373]) Vom 9. Juli.

[374]) Geheimer Regierungsrat, Vorsteher der Schatullverwaltung und Privatkanzlei Kaiser Wilhelms.

[375]) Johannes Miquel, seit 1879 Oberbürgermeister von Frankfurt a. M., wurde im Juni 1890 preußischer Finanzminister. Vgl. den Brief vom 15. Dezember 1889.

[376]) Der Erinnerungsblätter „Der Kronprinz und die deutsche Kaiserkrone“; vgl. Anm. 342 und das Vorwort, sowie die wichtige Anmerkung zu S. 326 des von Ed. Tempeltey herausgegebenen Briefwechsels zwischen Freytag und Herzog Ernst (1904).

[377]) Dr. Otto Arendt (geb. 1854), bekanntes Mitglied der Deutschen Reichspartei, schrieb: „Gustav Freytag über Kaiser Friedrich“ (sieben Auflagen, 1889). Vgl. auch A. v. Werner, „Erlebnisse und Eindrücke“, 1913, Seite 560.

[378]) Karl Schrader (1834—1913), Mitglied der Fortschrittlichen Volkspartei.

[379]) Georg Ernst Hinzpeter (1827—1907), 1866—77 Lehrer Prinz Wilhelms.

[380]) Der Jenaer Rechtsanwalt Ernst Harmening hatte durch die Broschüre „Wer da?“ (Leipzig 1889) den Koburger beleidigt und war zu sechs Monaten Festung verurteilt worden.

[381]) Die „Erinnerungen aus dem Leben des Generalfeldmarschalls H. v. Boyen“, die Zeit von 1771 bis 1813 umfassend und durch Nippold herausgegeben, erschienen 1889/90 in drei Bänden und zehn Jahre später in einer zweibändigen Bearbeitung als „Denkwürdigkeiten und Erinnerungen“.

[382]) „Aus meinem Leben und aus meiner Zeit.“ Von Ernst II., Herzog von Sachsen-Koburg-Gotha. Dritter Band. Berlin 1889, Wilhelm Hertz. Die Frage nach der Zuverlässigkeit dieser Memoiren untersucht Dr. Kurt Dorien in der trefflichen Greifswalder Dissertation „Der Bericht des Herzogs Ernst II. von Koburg über den Frankfurter Fürstentag 1863“. (Historische Bibliothek, 21. Band; München 1910, R. Oldenbourg.) Besonders möchte ich auf die Seiten 12 ff. hinweisen, wo Dorien das Verhältnis des Historikers Ottokar Lorenz zur Textgeschichte der Memoiren — die Lorenzsche Korrespondenz wird „wegen des sehr heikeln Charakters der Sache“ im Koburger Archive sekret gehalten — an der Hand der Zeugnisse des Herzogs, des Historikers und Gustav Freytags eingehend bespricht.

[383]) „Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert,“ vierter Teil, umfaßt das Jahrzehnt 1830 bis 1840. Vgl. Freytags Brief vom 21. März 1879.

[384]) Im Juni 1890 wurde Johannes Miquel (1828—1901) preußischer Finanzminister. Vgl. die Briefe vom 14. Mai 1884 und vom 23. Oktober 1889, sowie die Mitteilungen, die 1904 aus seinem Nachlaß in der „Deutschen Revue“ erschienen.

[385]) Ein wenig anders lautet begreiflicherweise Freytags Urteil dem Verfasser gegenüber: Tempeltey, S. 327 f.

[386]) Kaiserin Augusta war am 7. Januar gestorben.

[387]) Karl Schuchhardt, Schliemanns Ausgrabungen in Troja, Tiryns, Mykenae, Orchomenos, Ithaka (Leipzig 1890). Heinrich Schliemann starb am 27. Dezember desselben Jahres.

[388]) Die Erlasse im Interesse des Arbeiterschutzes vom 5. Februar; die Einladung zu einer internationalen Konferenz zur Regelung der Arbeit in Industrien und Bergwerken.

[389]) Brief des Herzogs an Freytag vom 3. Februar: ed. Tempeltey, S. 330. Vgl. Freytags Brief an Stosch vom 16. Februar 1890.

[390]) Am 19. Februar.

[391]) Der Reichstag von 1890 hatte 66 Deutschfreisinnige und 35 Sozialdemokraten, 106 vom Zentrum und nur 42 Nationalliberale.

[392]) Bismarck geht am 17. März; an seine Stelle tritt Caprivi. (21. März.)

[393]) 25. Mai: Pfingsten.

[394]) H. v. Sybel, Die Begründung des Deutschen Reiches durch Wilhelm I.

[395]) Unterzeichnet am 1. Juli durch Caprivi und Sir Edward Malet.

[396]) Herzog Ernsts — recht lesenswerten — Brief an Freytag vom 30. Juni: ed. Tempeltey, S. 333 f.

[397]) „Erinnerungen aus dem Leben des Generalfeldmarschalls Hermann v. Boyen." Aus seinem Nachlaß herausgegeben von F. Nippold; 3. Teil (Leipzig 1890).

[398]) Robert Hamerling war am 13. Juli 1889 gestorben.

[399]) Hermann Sudermanns bürgerliches Schauspiel von 1888.

[400]) Wilhelm Scherer: 1841—86. — Erich Schmidt: geb. 1853.

[401]) Vgl. den Brief vom 25. Januar 1891.

[402]) Daraufhin wurde H. v. Thümmel Finanzminister.

[403]) Herzog Ernst war, als sich zwischen Kaiser Wilhelm II. und dem Fürsten Bismarck der Bruch vollzog, nach Berlin geeilt, ohne etwas auszurichten. Freytag siedelte 16. August von Wiesbaden nach Siebleben über und besuchte bald darauf den Herzog.

[404]) Karl Heinrich v. Bötticher (1833—1907) war 1888—97 Vizepräsident des preußischen Staatsministeriums.

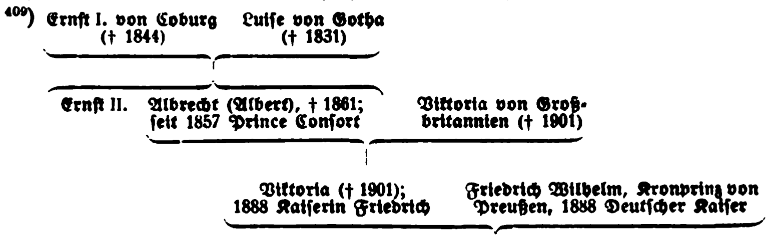
[405]) Wilhelm v. Hahnke (1833—1912), 1888—1901 Chef des Kaiserlichen Militärkabinetts.

[406]) Kurz nach dem 66er Kriege.

[407]) Es handelte sich um die Scheidung von seiner seit 1884 in Bendorf geisteskrank untergebrachten zweiten Frau und ihre Sicherstellung; vgl. dazu Freytag an Herzog Ernst: 22. Januar 1890 (ed. Tempeltey, S. 328 f.).

[408]) Bei den Manövern in Schlesien am 19. September.

[409])



[410]) Vgl. den Brief vom 29. Juni 1894. Heinrichs Sohn Georg Hirzel ist 1867 geboren.

[411]) Graf Moltke feierte am 26. Oktober seinen 90. Geburtstag.

[412]) In Bluntschli und Braters Staats-Wörterbuch, Band XI; auch in Treitschkes Aufsätzen, Band IV (1897).

[413]) Leipzig 1890.

[414]) Vgl. den Brief vom 21. März 1879 und die vom 25. September 1890 an; auch Anm. 170.

[415]) Laut Tempelteys Ausgabe des Briefwechsels zwischen Freytag und Herzog Ernst (S. 335) war Freytag am 20. November beim Herzog in Gotha.

[416]) Robert Koch (1843—1910) hatte auf dem X. Internationalen medizinischen Kongreß seine erste Mitteilung über das Tuberkulin gemacht.

[417]) Vgl. den Schluß dieses Briefes, den Brief vom 5. März 1891 und den darauffolgenden.

[418]) Am 4. Dezember war in Berlin durch den Kaiser eine Konferenz über das höhere Schulwesen eröffnet worden.

[419]) „Rembrandt als Erzieher", von einem Deutschen [Julius Langbehn; also nicht von Max Bewer oder, wie die „Kreuzzeitung" vom 8. November 1906 behauptete, von Rudolf Friedrich Grau!].

[420]) Das preußische Sperr- oder Brotkorbgesetz vom 22. April 1875 über Einstellung der Staatsleistungen für die römisch-katholischen Bistümer und Geistlichen wurde, nachdem die Regierungsvorlage von 1890 gescheitert war, auf Grund des neuen Gesetzes

vom Januar 1891, doch nur unter der Bedingung staatlicher Kontrolle der zurückzuzahlenden 16 Millionen, aufgehoben. Das Zentrum rächte sich für diese Einschränkung durch Verzögerung der Annahme des Volksschulgesetzes, weshalb am 11. März der Unterrichtsminister Gustav v. Goßler seinen Abschied nahm.

[421]) Ottokar Lorenz (1832—1904), seit 1885 Professor der Geschichte in Jena, war dem Herzog bei der Abfassung seiner Denkwürdigkeiten behilflich gewesen; vgl. Anm. 382.

[422]) 30. März.

[423]) Prinzessin Cäcilie Auguste von Baden, geb. am 20. September 1839, vermählt als Olga Feodorowna am 28. August 1857 mit dem Großfürsten Michael Nikolajewitsch (1832—1909), war am 13. April gestorben.

[424]) 24. April.

[425]) Über das Verhältnis Ernst von Stockmars zur Kaiserin Augusta gibt es eine Andeutung in seiner Lebensskizze: Gustav Freytags „Gesammelte Werke", Bd. 16, Seite 98.

[426]) „Die preußischen Polen": Deutsche Revue, September 1891, S. 309—318.

[427]) General Julius von Verdy du Vernois (1832—1910), 1889/90 preußischer Kriegsminister, erhielt 1891 als ausgezeichneter Militärschriftsteller den Orden Pour le mérite für Kunst und Wissenschaft. — Der Dresdner Bildhauer Ernst Julius Hähnel war am 22. Mai gestorben, der Göttinger Physiker Wilhelm Weber am 23. Juni. Der Berliner Bildhauer Rudolf Siemering (1835—1905) hatte großen Ruf, besonders seit seiner Schöpfung des 1888 enthüllten Leipziger Siegesdenkmals.

[428]) Die Artikelreihe „Aus dem Leben des Grafen Albrecht v. Roon" brachte im September-Heft der „Deutschen Revue" (ausgegeben 20. August) einen Abschnitt „Moltke und das Bombardement von Paris".

[429]) Berlin 1892; herausgegeben von Jaro Springer.

[430]) „Geschichte des deutsch-französischen Krieges von 1870/71." Die Vorrede Graf Wilhelm Moltkes datiert vom Juli 1891. Des Generalfeldmarschalls Absicht bei der Abfassung war, zu volkstümlicher Belehrung eine gedrängte Darstellung des Krieges zu bieten; er hielt es für Pflicht der Pietät und der Vaterlandsliebe, gewisse Prestigen nicht zu zerstören.

[431]) Herausgegeben von Ed. Bodemann, Hannover 1891.

[432]) An seine Mutter und an seine Brüder Adolf und Ludwig (Berlin 1891).

[433]) Hermann von Helmholtz hatte am 31. August seinen 70. Geburtstag gefeiert.

[434]) „Denkwürdigkeiten aus dem Leben Leopolds von Gerlach", 2 Bände, Berlin 1891 und 1892.

[435]) Vgl. oben den Brief vom 12. November 1886.

[436]) General Adolf v. Wittich (1836—1906), 1888—92 Generaladjutant und Kommandant des Hauptquartiers Kaiser Wilhelms II.

[437]) Friedrich Ratzel, Anthropogeographie, 2. Teil: Die geographische Verbreitung des Menschen (Stuttgart 1891). Daß Freytags Urteil einen Mißgriff bedeutet, lehrt u. a. das Vorwort zu Ratzels „Kleinen Schriften", I (München 1906).

[438]) Vgl. den Brief vom 5. März.

[439]) Maximilian Harden, geboren 1861.

[440]) Graf Robert von Zedlitz und Trützschler (geb. 1837) war März 1891 bis März 1892 preußischer Kultusminister; er stürzte über sein konservativ-ultramontan gefärbtes Volksschulgesetz. Reichskanzler Caprivi, der ihn entschieden verteidigt hatte, trat als preußischer Premier zurück und blieb nur Minister des Auswärtigen.

[441]) Graf Botho Eulenburg (geb. 1831), wurde nach Caprivis Rücktritt vom preußischen Präsidium Premier, im August Minister des Innern und blieb es bis 1894. Vorher war er Oberpräsident von Hessen-Nassau gewesen.

[442]) Das koburgische Herzogspaar beging auf Schloß Fabron bei Nizza am 3. Mai das Fest seiner goldnen Hochzeit. Die Gothaer Landesadresse stammte von Freytag (Tempeltey, S. 347).

[443]) Am 8. Oktober begingen Großherzog Karl Alexander und Großherzogin Sophie dasselbe Fest, wie Ernst und Alexandrine von Koburg am 3. Mai.

[444]) Vgl. den Brief vom 29. April.

[445]) Am 19. Juni hatte Herzog Ernst bei Freytag diniert.

[446]) Vgl. Anm. 435 und Hans Delbrücks Lebensskizze Constantin Rößlers in seinen von seinem Sohne Walter herausgegebenen „Ausgewählten Aufsätzen" (Berlin 1902).

[447]) Julius v. Eckardts „Lebenserinnerungen", Bd. II (Leipzig 1910), brechen absichtlich schon im Herbst 1891 ab; vgl. die Vorbemerkung des Herausgebers, S. IV.

[448]) Am selben Tage war Prinzeß Viktoria Luise geboren worden. Vgl. Freytags verlorene Wette: Brief vom 28. Juli 1888.

[449]) Die Cholera.

[450]) Vgl. dazu namentlich Richard Freiherr v. Friesen: „Erinnerungen aus meinem Leben", 3. Band, herausgegeben vom Kgl. sächsischen Gesandten in München, Exzellenz Heinrich Freiherrn v. Friesen (Dresden 1910), S. 300—375; es handelt sich dabei hauptsächlich um die Verhandlungen des Jahres 1875 und 1876; vgl. Freytags Brief vom 30. April 1876. Auch F. Jungnickels Monographie über Albert v. Maybach (Stuttgart 1911) bietet manches hierüber. Zu „Wachsmuth" (Direktor der Allgemeinen Deutschen Creditanstalt in Leipzig) vgl. u. a. Freytags Briefe vom 22. August 1876 und vom 16. Juli 1886.

[451]) O. Brahm, „Karl Stauffer-Bern; sein Leben, seine Briefe, seine Gedichte" (Leipzig 1892; 5. Auflage 1903). — Brahms „Heinrich v. Kleist" war 1884 in erster, 1892 in dritter Auflage erschienen.

[452]) Die Militärvorlage vom 23. November 1892 (492068 Mann Präsenzstärke) wurde vom Reichstage am 6. Mai 1893 abgelehnt.

[453]) Vgl. den Brief vom 26. Oktober.

[454]) Vgl. den Exkurs am Schlusse des Buchs.

[455]) Werner v. Siemens (geb. 1816) starb zwei Tage darauf, am 6. Dezember 1892, in Charlottenburg; vorher hatte er noch seine interessanten „Lebenserinnerungen" veröffentlicht.

[456]) Hermann Ahlwardt (geb. 1846), seit 1881 Rektor einer Berliner Gemeindeschule, war wegen seiner zwei Schriften „Judenflinten" (1892) zu 5 Monaten Gefängnis verurteilt worden.

[457]) Fritz Hönig, „24 Stunden Moltkescher Strategie" (Berlin 1891).

[458]) „Denkwürdigkeiten aus dem Leben Leopolds v. Gerlach", 2. Band (Berlin 1892).

[459]) Die Militärvorlage vom November 1892 (Erhöhung der Friedenspräsenzstärke um 18574 Mann und Errichtung von 173 Halbbataillonen) war am 6. Mai von 210 gegen 162 Stimmen abgelehnt worden. Der Reichstag wurde aufgelöst; Neuwahlen am 14. und 24. Juni.

[460]) „Aus dem Leben Theodor v. Bernhardis". 8 Bände, Leipzig 1893—1901. Vgl. Anm. 61.

[461]) Der am 14. und 24. Juni gewählte Reichstag nahm am 15. Juli mit 201 gegen 185 Stimmen den nach den Vorschlägen Huenes umgestalteten Gesetzentwurf an (Friedenspräsenzstärke 479229 Mann).

[462]) 1893 wurde der Schillerpreis nicht vergeben.

[463]) Herzog Ernst hatte zur Feier seines eigenen letzten Geburtstags den letzten Huldbeweis, den er noch zu vergeben hatte, die „Exzellenz", dem Freund erteilt. Am 1. August traf den Herzog ein Schlaganfall, dem er am 22. August erlag.

[464]) Am 4. Juli. Zu dem Memoire v. Stoschs vgl. den Brief vom 8. Dezember 1892. Mit dem „König" ist anscheinend König Albert von Sachsen gemeint. In diesem Lande hatte das Anwachsen der Sozialdemokratie die unglückliche Wahlrechtsverschlechterung vom 28. März 1896 zur Folge.

[465]) Die Opernfestspiele zu Gotha Ende Juli.

[466]) Der neue Reichstag hatte am 15. Juli mit 201 gegen 185 Stimmen den nach Huenes Vorschlägen umgestalteten Militärgesetzentwurf angenommen.

[467]) Prinz Alfred, Herzog von Edinburg, vermählt mit der Großfürstin Maria von Rußland, war Herzog von Sachsen-Koburg und Gotha 1893—1900. Seine Stellung als englischer Admiral legte er nieder.

[468]) Sir Robert — vgl. oben Anm. 356 — war am 16. November in Montreux gestorben.

[469]) „Der Volkskrieg an der Loire", Bd. 2.

[470]) D. h. Stoschs Tätigkeit 1870; vgl. die Briefe vom 21. November 1870 an.

[471]) Historischer Roman aus dem 13. Jahrhundert (Stuttgart 1894).

[472]) Eleonore Duse-Checchi (geb. 1859).

[473]) K. Zeitz, „Kriegserinnerungen eines Feldzugsfreiwilligen" (Altenburg 1894).

[474]) Friedrich Haase (geb. 1827).

[475]) Der Gegensatz zwischen Agrariern und Industriellen war seit 1891 nie so scharf zum Ausdruck gekommen wie bei der Beratung des Handelsvertrags mit Rußland; angenommen am 16. März.

[476]) Vom 12. Februar: ed. Dove, S. 203.

[477]) Die ersten acht Jahre. Das Vorwort zum fünften Teil ist vom 10. August 1894 datiert.

[478]) Freytags dritter Hochzeitstag.

[479]) Hans v. Bülow war am 12. Februar in Kairo, Ludwig Kossuth am 20. März in Turin gestorben.

[480]) Luise v. Eisenhart, geb. v. Kobell (1828—1901), hatte damals den Zweibänder „Unter den vier ersten Königen Bayerns" veröffentlicht. — Zu „Rickert" vgl. u. a. auch den Exkurs.

[481]) Von Ludwig Quidde; brachte es im Erscheinungsjahr auf 29 Auflagen.

[482]) Rudolf v. Gneist (1816—95) hatte damals „Die nationale Rechtsidee von den Ständen und das preußische Dreiklassenwahlsystem" veröffentlicht.

[483]) Präsident Sadi Carnot war am 24. Juni in Lyon durch den Anarchisten Caserio tödlich verwundet worden und am Tage darauf gestorben.

[484]) Rudolf v. Bennigsen feierte am 10. Juli seinen 70. Geburtstag.

[485]) Ludwig Bamberger (1823—99) begründete 1881 die Sezession, war Freihändler und Währungspolitiker und gab seit 1895 seine „Gesammelten Schriften" heraus.

[486]) Die seit dem 22. August 1893 verwitwete Herzogin Alexandrine.

[487]) In fünf Bänden zu Stuttgart 1884—1902 erschienen.

[488]) Die Briefe des „Junius" (Sir Philipp Francis?) sind 1768—72 erschienen.

[489]) O. Baumann (1864—99) hatte 1893 den Kagera als größten Zufluß des Viktoriasees nachgewiesen.

[490]) Der 50jährige Hochzeitstag; vgl. v. Stoschs „Denkwürdigkeiten", S. 13f.

[491]) Vgl. den Brief vom 4. Oktober.

[492]) Am 26. Oktober. Die unmittelbare Veranlassung zu Caprivis Sturz war der auf den zweiten Reichskanzler selbst zurückzuführende Artikel der „Kölnischen Zeitung" vom 25. Oktober 1894, der von der Unterredung Kaiser Wilhelms II. mit Caprivi am Tage vorher eine Botho Eulenburg zu einseitig verurteilende Schilderung gab.

[493]) Geb. 1858; literarischer Leiter des Bibliographischen Instituts in Leipzig, hatte seit 1882 zahlreiche Forschungsreisen, vor allem nach Ostafrika, unternommen. 1893 waren seine „Ostafrikanischen Gletscherfahrten" erschienen.

[494]) Jean Paul Casimir-Périer, am 27. Juni 1894 zum Präsidenten der französischen Republik gewählt, hatte am 15. Januar 1895 auf seine Würde verzichtet.

[495]) Alb. v. Levetzow, 1881—84 und wieder seit 1888 Präsident des Reichstags, legte in der Tat am 23. März 1895 sein Amt nieder.

[496]) Fürst Philipp zu Eulenburg und Hertefeld (geb. 1847).

[497]) Vgl. die Briefe vom 4. August und vom 18. August 1894.

[498]) Am 30. April ist Gustav Freytag verschieden. Der vorliegende sollte sein letzter Brief an Freund Stosch sein.

[499]) Frau Fleischmann aus Zürich, die Schwägerin Freytags.

Exkurs

(Zu den Briefen vom 7. und 9. Juli 1884).

Bismarck und Stosch.

Die Kanzlersturzversuche von 1878 ff.

Die Reue ist des Narren!
Nur das ist Atmens wert:
Zum Tode auszuharren
Beim Groll, beim Stolz, beim Schwert!
Felix Dahn.

Bismarck war ein starker Hasser. Nicht so leicht vergaß er seinen Mitarbeitern und Untergebenen Vorkommnisse, aus denen er — zu Recht oder Unrecht — hatte glauben dürfen, auf Eigenmächtigkeiten, Überschreitungen seiner Instruktionen oder auf Verletzungen und Umgehungen des vorgeschriebenen Instanzenwegs schließen zu müssen. Auf ein charakteristisches und dabei völlig unverdächtiges Zeugnis hierfür stoßen wir beim Lesen von A. v. Werners „Erlebnissen und Eindrücken" (Berlin 1913, S. 182): „Auf einem Diner am 26. Februar 1880 spottete Bismarck in ganz besonders scharfer Weise über die Veränderungen, die Stosch im Steuerkommando vorgenommen hatte, und gedachte des Ministers dabei in Ausdrücken, deren Veröffentlichung mir vermutlich heute noch eine Injurienklage eintragen könnte, wenn nicht Verjährung in Betracht käme."

Abgesehen von der Grundsätzlichkeit der Abweichungen in ihrer Weltanschauung ist auf Vorfälle der oben berührten Art die Gegnerschaft zwischen Albrecht v. Stosch und Otto v. Bismarck zurückzuführen. Einen der frühesten Vorgänge dieser Kategorie schildert v. Stosch nach einer Tagebuchnotiz vom Jahre 1866 in den durch seinen Sohn Ulrich 1902 ff. herausgegebenen „Denkwürdigkeiten" auf S. 120 f. (und S. 274!): Die Verhandlungen über die Militärkonvention Preußens mit Sachsen. Die zweite größere Verstimmung gebar der nächste Krieg, der Deutsch-Französische, und sein Ausklingen. Stosch hatte als Generalintendant den Auftrag erhalten, in Ausführung des Vorfriedens von Versailles den Vertrag über den Modus vivendi der Okkupationsarmee mit der französischen Regierung abzuschließen, ohne daß seine Vollmacht durch irgendwelche Sondervorschriften beschränkt gewesen wäre. Bismarck hatte gefordert, die Franzosen sollten in gewissen Terminen die Portionen und Rationen bezahlen, die der von den Deutschen jeweils nachzuweisenden Stärke der Truppen entspräche; Stosch hielt nach den Erfahrungen von 1866 die

Festsetzung von Normalstärken für besser und schloß zu Ferrières so mit Jules Favre ab. Der Kaiser unterschrieb, und der Kanzler grollte. Als Stosch im März 1876, nun Chef der Admiralität, mit Bismarck abermals in einen tieferen Konflikt geraten war, griff der Kanzler auf die „Schädigung des Reiches" durch den Vertrag vom 11. März 1871 zurück und forderte das Reichsjustizamt auf, die Anklage gegen Stosch zu formulieren. Doch da die Konvention von Ferrières in den Frankfurter Frieden aufgenommen worden war und damit des Kanzlers Zustimmung erlangt hatte, so wurde natürlich die Anklage hinfällig (v. Stoschs „Denkwürdigkeiten", S. 242; vgl. auch den Brief vom 15. März 1877 mit Anmerkung 187 und den vom 7. Juni 1877).

In dies Milieu versetzt uns auch die „Rache Bismarcks" vom Jahre 1884.

Im zweiten Bande seiner „Gedanken und Erinnerungen" kommt Bismarck d r e i m a l auf den Plan zu sprechen, der darin gegipfelt habe, sein Regime durch ein l i b e r a l - k a t h o l i s c h e s „G l a d s t o n e - M i n i s t e r i u m" zu ersetzen. So sagt er an der ersten Stelle (II, 134): „Nachdem die Freisinnigen den von ihnen mehr als von mir betriebenen „Kulturkampf", dessen Vorkämpfer Virchow und Genossen gewesen waren, nicht nur aufgegeben hatten, sondern im Parlament wie in den Wahlen das Zentrum unterstützten, war letzterem gegenüber die Regierung in der Minorität ... Ich hielt um so mehr für angezeigt, den Frieden anzubahnen, wenn die Schule gedeckt, die Verfassung von den aufgehobenen Artikeln und der Staat von der katholischen Abteilung befreit blieb. Nachdem ich den Kaiser schließlich gewonnen hatte, war bei Abschätzung des Festzuhaltenden und des Aufzugebenden die neue Stellung der Fortschrittspartei und der Sezessionisten ein entscheidendes Moment; anstatt die Regierung zu unterstützen, schlossen sie bei Wahlen und Abstimmungen Bündnisse mit dem Zentrum und hatten H o f f n u n g e n gefaßt, die in dem sogenannten Ministerium Gladstone (Stosch, Rickert u. a.), das heißt in liberal-katholischer Koalition, ihren Ausdruck fanden." Auch auf Seite 188 des Zweiten Bandes spricht Bismarck davon, er habe den zweifelsfreien „E i n d r u c k" gehabt, daß zwischen einigen seiner Kollegen, einigen Nationalliberalen und einigen Leuten von Einfluß am Hofe und im Zentrum über die Teilung seiner politischen Erbschaft die Verhandlungen bis zur Verständigung oder n a h e z u s o w e i t gediehen gewesen seien. Der Gesamtangriff gegen ihn habe beim alten Kaiser einen tätigen Bundesgenossen im General v. Stosch gefunden. Auf Seite 196 endlich spricht er ebenfalls von dem „E i n d r u c k e", daß er sich 1878 einem System allmählichen Abdrängens von den Geschäften der politischen Leitung gegenüber befunden habe. Ein Kabinett Gladstone, dessen Mission durch die Namen Stosch, Eulenburg, Friedenthal, Camphausen, Rickert und beliebige Abschwächungen des Gattungsbegriffs „Windthorst" mit katholischen Hofeinflüssen bezeichnet werden könne, habe den Hauptzweck gehabt, ihn zu beseitigen.

Diesen Bismarckschen „Eindrücken" glaube ich — trotz der Andeutungen des Briefes vom 10. Januar 1878 — nicht d i e Beweiskraft zusprechen zu

dürfen, die nötig wäre, um das Ganze zum Rang eines unzweifelhaften Historikums zu erheben. Vielmehr habe ich den Eindruck, als ob Bismarck einzelnen Schachzügen seiner Gegner zu viel „blitzartigen“ Charakter beigelegt habe. Sicherlich erhält solch ein Gewaltiger eine Unmasse verwertbaren und wertlosen Stoffs, wahrer und falscher Nachrichten zugetragen (vgl. dazu den Brief vom 27. November 1887), und nicht immer wird es dann in seiner Macht liegen, den Weizen von der Spreu zu säubern. Mit seiner Vermutung dürfte Bismarck in diesem Einzelfalle genau so unrecht haben, wie in manchen anderen, ohne daß dies seiner Heldengröße irgendwie Eintrag täte. Daß Bismarcks Argumentation nicht zutreffend sei, glaube ich auch aus Freytags Worten vom 27. Oktober 1881 schließen zu dürfen: „Sie sind jetzt in der beneidenswerten Lage, daß Ihnen die Fürsten nichts mehr geben können. Warum? Sie haben alles. Denn ich will nicht hoffen, daß Sie auch noch [nach dem Schwarzen Adler] Kanzler werden wollen.“

Gerade diese Ausdrucksweise läßt die Vermutung als unabweisbar erscheinen, daß mindestens Freytag, einer der vertrautesten Freunde Stoschs, in die von Bismarck gemutmaßten Ränke nicht eingeweiht war. Außer Rickert wird das nur ein sehr beschränkter Kreis liberaler Politiker gewesen sein.

Der chronologische Hergang des Zwistes von 1884 läßt sich etwa so schildern:

Es war am 20. Juni 1884, als Bismarck in Ergänzung einer parlamentarischen Matinee sich nach der Verabschiedung der meisten Gäste noch längere Zeit mit dem Professor Rudolf v. Gneist und einem anderen nationalliberalen Abgeordneten unterhielt. Dabei kam er auf den 1877er Versuch zu sprechen, Bennigsen in sein Ministerium zu ziehen. Es sei eben nur ein Platz frei und darum Forckenbecks Miteintritt von vornherein unmöglich gewesen (vgl. G. u. E. II, 181). Der über diese Reminiszenz Bismarcks in der „Nationalzeitung“ erschienene Bericht wurde zwar Ende Juni 1884 in den führenden Blättern Deutschlands viel kommentiert, aber auch sie wäre wohl bald der Vergessenheit anheimgefallen, wenn nicht im Rahmen des Wahlkampfes der alte Gegensatz Bismarck-Stosch abermals aufgerührt worden wäre.

Der bayrische nationalliberale Abgeordnete v. Schauß hatte in einem Brief an den Bürgermeister Michel von Neu-Bamberg (von wo ihm durch eine Vertrauensmännerversammlung zu Sprendlingen im Kreis Alzey-Bingen eine Reichstagskandidatur angeboten worden war) am 7. Juli 1884 über einen Vorgang in dem seit 1880 sezessionistischen Kreise berichtet. Er hatte da ungefähr gesagt: 1879 habe sich die Koalition des Zentrums mit den Konservativen vorbereitet; die verbündeten Regierungen würden gezwungen sein, davon Gebrauch zu machen, wenn die Nationalliberalen ihre negative Stellung gegenüber der Reichsregierung beibehielten. „Damals habe ich den Abgeordneten Herrn Rickert, der nun wieder [29. Juni 1884] Hauptredner in Sprendlingen war, nicht einmal, sondern wiederholt äußern hören: nun müsse

ernstlich an die Entfernung des Reichskanzlers aus seinem Amte gegangen werden. Den Nachfolger hatte Herr Rickert schon in der Tasche: dieser war der frühere Minister v. Stosch ..." — Rickert bestritt in der „Danziger Zeitung" vom 21. Juli die Angaben des Abgeordneten v. Schauß; in weitere Erörterungen wollte er sich jedoch erst dann einlassen, wenn ihm nachgewiesen würde, wo er die ihm zugeschriebenen Äußerungen getan und worin die Aktion für v. Stosch bestanden haben sollte. Darauf aber ließ sich wieder Schauß nicht ein.

Öffentlich behauptete nun Bismarck, zu einem gewissen Zeitpunkte habe tatsächlich eine Machenschaft gegen ihn ins Werk gesetzt werden sollen; Stosch sollte dabei gegen ihn als künftiger Reichskanzler ausgespielt werden. Die ganze Sache blieb den Zeitgenossen ziemlich dunkel; sie ist es teilweise noch heute. Hingewiesen sei deshalb auf folgendes. Erstens, daß der Briefwechsel Freytag-Stosch leider gerade zwischen Frühjahr 1879 und Herbst 1880 eine bedauerliche Lücke aufweist, die vielleicht nur in privaten Verhältnissen (der zweiten Heirat Freytags), vielleicht aber eben darin ihren Grund hat, daß gewisse Briefe, die den Schreiber und den Adressaten später hätten kompromittieren können, verbrannt worden sind. Zweitens darauf, daß die Vermutung, die damals (1884) geäußert worden ist: die ganze Reminiszenz aus dem Jahre 1878 [so besser als 1879], die liberale Blätter kurzerhand als „Räubergeschichte" abtun wollten, sei lediglich Herrn v. Schauß in die Schuhe zu schieben, deshalb nicht Stich hält, weil die „Gedanken und Erinnerungen", wie oben dargelegt, dreimal mehr oder weniger ausführlich auf den gegen den Kanzler gerichteten „Plan eines Gladstone-Kabinetts" zurückkommen. Also wird wohl Bismarck selber der Autor, wenigstens der Regisseur oder Inspirator der von Freytag so scharf gerügten Auslassungen der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" vom 5. und vom 14. Juli 1884 gewesen sein.

Nachdem nämlich die „Magdeburgische Zeitung" vom 30. Juni den kurz vorher erhobenen Vorwurf, daß jemals ein Liberaler bemüht gewesen sei, Stosch zur Verdrängung Bismarcks Vorschub zu leisten, widerlegt und angedeutet hatte, daß vielmehr *konservative* Gegner Bismarcks den Admiral lieber gesehen hätten als Bennigsen, den sich die Liberalen (und Bismarck selber) eventuell als zweiten Kanzler gewünscht hatten, da replizierte die „*Norddeutsche Allgemeine Zeitung*" Nr. 310 vom 5. Juli abends mit folgendem heftigen Ausfalle:

Politischer Tagesbericht.

Berlin, 5. Juli.

Der ** Korrespondent der „Magdeburger Zeitung" nimmt die Bemerkungen des Reichskanzlers über Herrn v. Stosch und die Beziehungen der Liberalen zu demselben zum Anlaß, folgende Enthüllungen zu machen:

> Den langjährigen Antagonismus zwischen Bismarck und Stosch haben die Liberalen nicht hervorgerufen und nicht geschürt, sondern er war der Grundverschiedenheit der Naturen beider Staatsmänner entsprungen. Lange vor 1870 bestand die Entfremdung; sie steigerte sich seit der ersten ernstlichen

Kanzlerkrisis, und, wie damals Fürst Bismarck auf die Frage eines Liberalen, wen er sich als seinen Nachfolger dächte, ohne Besinnen erwiderte: „Rudolf v. Bennigsen“, so waren des Kanzlers Gegner in konservativen Kreisen der Meinung gewesen, Herr v. Stosch möchte Chancen haben. Darin irrte sich Fürst Bismarck nicht, daß der Chef der Admiralität als künftiger Reichskanzler genannt worden war: nur hatten an diesen Gerüchten die Liberalen keinerlei Anteil. Bald darauf [im März 1877] steigerte sich der Antagonismus Bismarck-Stosch zu offenem Konflikt. Der Marineminister reichte unter dem Vorgeben, vom Kanzler vor dem Parlament beleidigt worden zu sein, seinen Abschied ein, und der Kanzler erbat ebenfalls seine Demission. Den geschickten Bemühungen des Abgeordneten Grafen v. Moltke, der vom Kaiser zum Vermittler bestellt worden war, gelang die Beilegung des Streites; Herr v. Stosch erhielt ein sehr gnädiges kaiserliches Handschreiben, und Fürst Bismarck hielt mit dem Geständnis nicht zurück, daß ausschließlich sachliche Interessen seinen Widerspruch gegen Herrn v. Stosch hervorgerufen hätten. Ein paar Jahre lang amtierten sie scheinbar friedlich nebeneinander, ohne jemals in persönliche Berührungen zu kommen; aufs glücklichste wußte der Kriegsminister v. Kameke jede geschäftliche Differenz auszugleichen. Als aber dieser seinen Abschied nahm, ging auch Stosch, dem während seiner Tätigkeit in der Admiralität wiederholt von der Fama anderweitige hohe Ämter zugesprochen worden waren. Die Liberalen verkehrten nicht ungern mit ihm, denn er war ein sehr sachkundiger Mann, der praktischen Vorschlägen jederzeit zugänglich war und dem die deutsche Marine großen Dank schuldet. Aber als künftigen Reichskanzler haben sich die Liberalen Herrn v. Stosch nie vorzustellen vermocht; wußten sie doch, wen als solchen Bismarck selbst genannt hatte, und der Begründer des deutschen Nationalvereins war ihnen um sehr vieles sympathischer als ein General der Infanterie, der, bei großen Verdiensten um das Reich, doch in zu einseitigen konservativen Vorstellungen alt geworden war.

Wir müssen schon diesem ersten Versuch einer Legendenbildung entgegentreten und in perpetuam memoriam den wahren Sachverhalt feststellen.

Der Korrespondent der „Magdeburger Zeitung“ wirft Herrn v. Stosch noch nicht ganz über Bord; er gibt zu, daß die Liberalen nicht ungern mit ihm verkehrt haben, daß er ein sehr sachkundiger Mann gewesen sei usw. Aber, fügt er hinzu, er war ein General der Infanterie, als solcher in zu einseitigen konservativen Vorstellungen aufgewachsen und daher kein für die Liberalen annehmbarer Kandidat.

Die Beweisführung ist charakteristisch: Ein General kann nicht Reichskanzler werden, denn er ist notwendig konservativ. Sollte dieses Argument aber nicht ex post erfunden sein, nachdem Herr v. Stosch vom politischen Leben zurückgetreten ist? Es mag sein, daß die heutigen „Freisinnigen“ den Standpunkt politischer Logik teilen, den der Korrespondent der „Magdeburger Zeitung“ vertritt; in den letzten drei Jahren ist die Entwicklung dieser Parlamentarier rapide vor sich gegangen. Aber vor dieser Zeit hätten sie es schwerlich als ein allgemein gültiges Gesetz aufgestellt, daß jeder General konservativ und daher für das Amt des Reichskanzlers unfähig sei; damals ließen sie wenigstens Ausnahmen zu — und warum hätte nicht Herr v. Stosch eine solche Ausnahme sein sollen? Wenn der Korrespondent der „Magdeburger

Zeitung" das Vertrauen Herrn Rickerts besitzt, so möchten wir ihm raten, dem genannten Herrn die Frage vorzulegen: Wie werde man in Danzig Reichstagsabgeordneter? Die Antwort, die er darauf erhält, wird ihn darüber belehren, daß der ehemalige Chef der Admiralität dem Liberalismus wenigstens insoweit gewogen war, daß er denselben in den Parlamenten vertreten zu sehen wünschte. Herr v. Stosch stand mit den sogenannten Hofliberalen, den Herren Rickert, v. Bunsen, v. Forckenbeck u. a., nicht nur im Verkehr, wie das der Korrespondent übrigens selbst zugesteht, er unterstützte sie auch auf politischem Gebiete; er war bereit, ihnen seine Beziehungen am Hofe zur Verfügung zu stellen.

Gesetzt aber auch, Herr v. Stosch wäre kein Liberaler gewesen — das thema probandum, daß der genannte General nicht der Reichskanzlerkandidat der Herren Rickert und Genossen gewesen sei, wäre damit noch keineswegs erwiesen. Wir haben bereits im Jahre 1880 darauf hingewiesen, daß die Liberalen sich das von ihnen neu zu bildende Ministerium etwa in der Form dachten, wie das Ministerium Gladstone sich seiner Zeit gebildet hatte. Die konservative Regierung in England ist gestürzt worden durch eine Koalition von Whigs, Radikalen und katholischen Irländern, drei Parteien, von denen keine für sich die Mehrheit hatte und die nur in dem negativen Bestreben, die Konservativen von der Regierung zu verdrängen, einig und dafür stark genug waren. Im Jahre 1880 haben wir erlebt, daß sich eine ähnliche Koalition zusammensetzte zur Verteidigung der Politik Richters gegen die Regierungspolitik. Die heterogensten Elemente, die Nationalliberalen, die Fortschrittler, Sezessionisten und Ultramontanen, schlossen sich damals als Kampfgenossen eng aneinander. Es sollte nach dem englischen Muster ein Koalitionsministerium geschaffen werden, in welchem die Rolle des Herrn Gladstone dem damaligen Chef der Admiralität zugedacht war. Ob eine solche Bildung sich mit der politischen Logik des Herrn Korrespondenten der „Magdeburger Zeitung" vereinigen läßt, wissen wir nicht. Jedenfalls aber ist es Tatsache, daß man ein solches Ministerium Gladstone ins Auge gefaßt hatte.

Die sämtlichen Angaben in der oben zitierten Korrespondenz über Meinungsverschiedenheiten zwischen dem Reichskanzler und Herrn v. Stosch, über Vermittlungsversuche des Grafen Moltke, über ein gnädiges kaiserliches Handschreiben usw. sind Eingebungen „freisinniger" Phantasie. Richtig ist nur die eine Behauptung in dem Artikel der „Magdeburger Zeitung", daß persönliche Berührungen zwischen dem Reichskanzler und dem ehemaligen Chef der Admiralität nicht stattgefunden haben. Der Abschied Herrn v. Stoschs ist nicht durch sein Verhältnis zum Reichskanzler veranlaßt worden; wir glauben, daß derselbe in ursächlichem Zusammenhange stand mit den Prinzipien, nach denen Herr v. Stosch einerseits die Marine leitete, andererseits die Stellung des Kaisers zum Militärwesen überhaupt auffaßte.

Wenn die „Freisinnigen" heute sich dagegen verwahren, daß sie jemals an einen Reichskanzler v. Stosch gedacht haben, so ist das wohl verständlich;

aber hübsch ist es nicht, daß sie nun, nachdem sie ihren Kandidaten für politisch tot halten, ihn als einen Konservativen und daher für die Stellung eines Reichskanzlers unfähigen General hinstellen. Auch wird ihnen eine solche Verdunkelung der Tatsachen schwerlich gelingen. Daß Herr v. Stosch ihr Kandidat war, ist eine zu gut beglaubigte Tatsache, und die Behauptung, der genannte General sei die Hoffnung der Konservativen gewesen, ist mit besonderem Ungeschick erfunden.

* * *

So weit die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ vom 5. Juli 1884. Fast der ganze Monat Juli ist voll von dem Hin und Her, das dieser Angriff auslöste (vgl. nur z. B. „Weser-Zeitung“ Nr. 13480 und 13481 vom 8. und 9. Juli und, nach der zweiten Auslassung der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung“, „Weser-Zeitung“ Nr. 13487 und 13488 vom 15. und 16. Juli; auch die „Hamburger Nachrichten“ vom 16. Juli und die damals führende „Magdeburgische Zeitung“).

Der eben gestreifte zweite Angriff der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung“ (Nr. 324 vom 14. Juli 1884, abends), der die Frage zum Schlusse mehr auf das Gebiet einer früheren Desavouierung Delbrücks durch Stosch vor dem Reichstage schob, lautet wörtlich so:

Politischer Tagesbericht.

Berlin, 14. Juli.

Trotzdem wir in unserer Nummer 310 vom 5. d. Mts. die Phantasien der „Magdeburger Zeitung“ auf das nüchterne Gebiet der nackten Tatsachen zurückgeführt und die letzteren richtiggestellt haben, gibt das gedachte Blatt seinen Versuch zu einer Legendenbildung in Sachen Stosch nicht auf und beruft sich auf „bekannte Tatsachen“, die freilich das Mißgeschick haben, niemand außer jener Zeitung selbst bekannt zu sein. Die „Magdeburger Zeitung“ bezeichnet es nämlich als bekannte Tatsache, daß

der Kanzler mit dem Marineminister in starke Meinungsverschiedenheiten geraten war,

diese zu einer Krisis führten, welche beide Staatsmänner veranlaßte, ihre Demission zu erbitten,

Herr v. Stosch vom Fürsten Bismarck beleidigt zu sein glaubte.

Auf Grund dieser angeblichen Tatsachen wiederholt die „Magdeburger Zeitung“ ihre früheren Behauptungen, indem sie wörtlich anführt:

„Graf v. Moltke wurde vom Kaiser veranlaßt, den Konflikt zu heben. Dies geschah mit Erfolg, wenigstens insofern, als Herr v. Stosch zufolge eines sehr gnädigen kaiserlichen Handschreibens im Amte zu bleiben willig war, und auch Fürst Bismarck setzte sich über das Vorgefallene hinweg, denn der Kaiser hatte ihn in seiner bekannten Herzlichkeit zu beruhigen verstanden. Als der Fürst Bismarck von der wichtigen Audienz beim Monarchen, die den Streit beilegte, in den Reichstag kam, wo mit großer Spannung der Verlauf der

peinlichen Angelegenheit verfolgt worden war, improvisierte der Abgeordnete v. Bennigsen unter dem Beifall der übergroßen Mehrheit des Hauses ein Vertrauensvotum, das dieser hoch aufnahm."

Die Magdeburger Kollegin glaubt mit einer Siegesgewißheit, die sonst nur das Zeichen der Wahrheit zu sein pflegt, uns an diese Dinge erinnern zu sollen, und bemerkt sodann, daß die beiden Staatsmänner in einem kühlen Nebeneinander bis zu dem Rücktritt des Herrn v. Stosch blieben, dessen Beziehungen zu den Liberalen immer dieselben geblieben sind. Der Artikel schließt:

„Das vermeintliche Projekt, ein welfisch-polnisch-ultramontan-freisinniges Koalitionsministerium zu schaffen, in welchem der preußische Marineminister eine Gladstone-Rolle spielen sollte, ist mit Recht eine „Räubergeschichte" genannt worden und verdient keine weitere Abfertigung."

Der Wert dieser Tatsachen steht mit der Kenntnis der „Magdeburger Zeitung" von den grundlegenden Bestimmungen der Reichsverfassung und der Reichsnormen auf gleicher Stufe.

Zunächst ist Graf v. Roon der einzige und letzte preußische Marineminister gewesen. Da Art. 53 der Reichsverfassung nur eine Kriegsmarine des Reichs unter dem Oberbefehl des Kaisers kennt und der Kaiser nur einen einzigen verantwortlichen Minister, nämlich den Reichskanzler, hat, so konnte von einem besonderen Marineministerium weder in Preußen noch im Reiche die Rede sein. Vielmehr wurde durch den Allerhöchsten Erlaß vom 1. Januar 1872, der lediglich an den Reichskanzler gerichtet und von ihm gegengezeichnet ist, bestimmt, daß die obere Marinebehörde den Namen „Kaiserliche Admiralität" und einen Chef zum Vorstand erhalten sollte, welcher die Verwaltung unter der Verantwortlichkeit des Reichskanzlers und den Oberbefehl nach den Anordnungen des Kaisers zu führen hat.

Auf Grund dieser verfassungsmäßigen und in Ausführung der Verfassung erlassenen Vorschriften konnte Herr v. Stosch niemals Marineminister sein; er ist auch nur der Chef der Admiralität gewesen und als solcher am 2. Januar 1872 ernannt worden. Wenn überhaupt die bei uns amtlich nicht vorhandene Bezeichnung „Marineminister" gebraucht wird, so könnte sie lediglich auf den Reichskanzler, der sämtliche Ministerialbefugnisse im Reiche in seiner Person vereinigt, Anwendung finden. Hiervon würde sich auch die „Magdeburger Zeitung" bei einem eingehenderen Studium unserer Reichsverfassung, wozu wir ihr hier eine genügende Anleitung gegeben haben, ohne weiteres überzeugen können.

Soweit die Unkenntnis der Magdeburgerin im Recht; nunmehr zu ihren angeblich „bekannten Tatsachen"!

Es ist nicht Tatsache und nicht wahr, daß der Reichskanzler mit Herrn v. Stosch in Konflikt geraten war.

Demgemäß ist es nicht Tatsache und nicht wahr, daß eine Krisis zwischen den beiden Herren eingetreten war und daß der Reichskanzler seine Demission eingereicht hat.

Es ist nicht Tatsache und nicht wahr, daß Graf v. Moltke irgendwelchen Auftrag zu einer Vermittlung gehabt, noch eine solche aus eigener Initiative versucht hat.

Es ist nicht Tatsache und nicht wahr, daß der Kaiser „in seiner bekannten Herzlichkeit" den Reichskanzler zu beruhigen gehabt hätte. Ob Seine Majestät aus irgendeiner Veranlassung ein Handschreiben an den ehemaligen Chef der Admiralität erlassen hat, ist uns unbekannt und stellen wir es der „Magdeburger Zeitung" anheim, in dieser Beziehung ihre Information durch Herrn v. Stosch selbst ergänzen zu lassen.

Es ist nicht Tatsache und nicht wahr, daß Herr v. Bennigsen „unter dem Beifall der übergroßen Mehrheit des Hauses" ein Vertrauensvotum für den Fürsten Bismarck improvisiert, und daß dieser die „Ovation hoch aufgenommen" hat. Wir fordern die „Magdeburger Zeitung" auf, ihren Roman an der Hand der stenographischen Berichte in das Gebiet der Geschichte überzuleiten und den Wortlaut des „von Bennigsen improvisierten Vertrauensvotums" und „seine beifällige Aufnahme" durch den Reichskanzler zu publizieren.

Tatsache dagegen ist, daß ein Konflikt zwischen dem damaligen Präsidenten des Reichskanzleramts, Minister Delbrück, und dem Chef der Admiralität v. Stosch im Jahre 1876 stattgefunden hat, und daß der Reichskanzler im darauffolgenden Jahre auf der Tribüne des Reichstags von dieser Differenz Mitteilung machte. Diese Tatsache müßte allerdings allgemein bekannt sein und hätte namentlich einem politischen Blatt, wie es die „Magdeburger Zeitung" sein will, nicht entgangen sein dürfen. Wir wollen deshalb, um nicht bloß die staatsrechtlichen, sondern auch die geschichtlichen Lücken in der Kenntnis unserer Magdeburger Kollegin zu ergänzen, diesen tatsächlichen Vorgang hier wiederholen.

Der Chef der Admiralität, v. Stosch, hatte gegen das Reichskanzleramt einen monatelangen Kampf darüber geführt, daß er mit weniger als 32 Millionen für den Marineetat nicht durchkommen könnte. Nachdem dann durch die von dem Minister Delbrück angerufene verfassungsmäßige Entscheidung des Reichskanzlers die Summe auf 28 Millionen ermäßigt war, von denen ungefähr 18 Millionen durch vorhandene Restfonds gedeckt und 10 Millionen in den Etat eingestellt wurden, hat Herr Delbrück die letztgedachte Summe in loyaler Weise und mit Einsetzung seiner ganzen Persönlichkeit in dem Reichstage verteidigt. Es mußte daher auf das außerordentlichste befremden, daß Herr v. Stosch auf die bescheidene Äußerung eines liberalen Abgeordneten der Budgetkommission, daß die Marine auch mit 4³/₄ Millionen zufrieden sein könnte, sofort und ohne weiteres eine Ermäßigung um etwa 5¹/₄ Millionen zugestand. Herr Delbrück fühlte sich durch dieses ihn kompromittierende Verhalten seines Kollegen mit Recht verletzt und erklärte dem Reichskanzler, angesichts eines solchen Desaveus nicht länger im Amte bleiben zu können. Es gelang indessen dem Fürsten

Bismarck, den Minister Delbrück zu beschwichtigen und ihn trotz des gegen ihn von dem Chef der Admiralität gerichteten offenen Angriffs zum Bleiben zu bewegen.

Diese „Tatsachen" mögen vielleicht den Schreibern des Artikels in der „Magdeburger Zeitung" vorgeschwebt haben, und da dieselben, wie wir bereits zu bemerken Gelegenheit hatten, in der Terminologie der Reichsverfassung nicht ganz zu Hause zu sein scheinen, so haben sie offenbar den Präsidenten des Reichskanzleramts mit dem Reichskanzler selbst verwechselt.

Es bleibt uns ungeachtet aller erhobenen Widersprüche nur noch übrig, unsere Angaben über das „Preußische Ministerium Gladstone" unsererseits zu wiederholen und aufrechtzuerhalten. Auf Verlangen sind wir sogar imstande, noch mehr Kandidaten desselben zu benennen.

Um den Ausdruck „Räubergeschichten", mit welchem die „Magdeburger Zeitung" unsere Mitteilungen bezeichnet hat, zurückzugeben, sind wir zu höflich. Wir unsererseits können im Gegenteil unsere Bewunderung über das novellistische Talent unserer Kollegin nicht zurückhalten. Sie muß vorzügliche Feuilletonredakteure haben; aber im Interesse der richtigen Information ihrer Leser möchten wir ihr doch empfehlen, die Grenze des bekannten Striches nicht zu überschreiten und nicht zu oft „über dem Strich" mit „unter dem Strich" zu verwechseln.

* * *

Noch vor dem Erscheinen des Freytagschen Briefs vom 9. Juli 1884 im Rahmen meiner Vor-Auswahl in der „Deutschen Revue" (Januar 1913, S. 85—87) hatte ich in der „Weser-Zeitung" Nr. 23751 (zweite Morgenausgabe) vom 28. November 1912 die oben geschilderten Vorgänge auszugsweise gekennzeichnet, hauptsächlich in der Absicht, hierdurch den Anstoß zu geben, daß — ehe es zu spät ist — die wenigen noch lebenden Zeitgenossen, die die siebziger und achtziger Jahre in einflußreichen Stellungen durchlebt haben, mit der Veröffentlichung von Beiträgen zur Aufklärung der noch immer vorhandenen dunkeln Punkte nicht länger zögern. Bis jetzt ist mir nichts darüber zu Gesicht gekommen. Ich hoffe jedoch, daß die vorliegende Buchausgabe den Bann brechen wird. Jeder ehrliche Versuch zur Herstellung der geschichtlichen Wahrheit kann ja doch nur beiden Mehrern des Reiches, Bismarck wie Stosch, zu dauerndem Ruhme dienen.

Personenverzeichnis

A

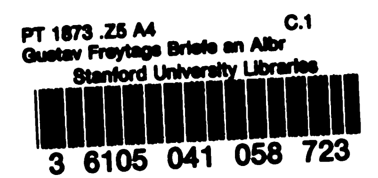
B

V

W

Z





DATE DUE

